Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

1. Jahrgang – Blatt Nr. 24

Sonntag, 11. September 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Vom Herbste

Bavaria-Verlag: Gauting vor München

Ja, es war mitunter zum Auswachsen mit dem alten Kapsbauern. Der Mann konnte uns und unsere Jungensseelen zur Verzweiflung bringen. Wir waren doch — das ist nun schon seine Jahre her — bereits an die vier Wochen bei ihm hier einquartiert, wohnten mit ihm und seinen großen Söhnen unter einem Dache. Weit oben in den Bergen, wo sie steil nach dem Böhmischen — heute heißt das Ceskoslovenska — hin abfallen. Jeden Abend, wenn wir drei Jungens müde und noch vom Klettern keuchend vor die Hütte gelaufen kamen, daß der Friedel, der älteste der Kapssöhne, seine helle Freude dran hatte, saß er, der Bauer von der Kapsmühle, still und stumm für sich da. Immer am gleichen Fleck, immer mit der kurzen Gebirgerpfeife im rechten Mundwinkel. Freute sich nicht und ärgerte sich nicht. Saß und schaute den Berg hinab. Die Arbeit an den hängigen Wiesen schafften längst die Söhne allein. Der Stall war sommertags auch leer. Und all das Gedruckte, was im „Anzeiger"-stand, mochte ihn auch nicht mehr so recht was angehen.

In die Achzig soll er wohl gewesen sein, der Kapsbauer. Wer ihm ins Gesicht schaute, sah die tiefen Runzeln, die Zeit und Wetter und Arbeit ihm in breiten Linien eingegraben.

So sahen sie alle hier oben aus, wenn sie alt wurden. Das war kein Wunder. Schmal die Kost und schwer der Boden, das ist der Lebensspruch der Erzgebirgler. Wenn in den Börden des Westens und den weiten Feldern des Ostens goldgelb Weizen und Korn sich neigen und der Sense harren: Hier, 900 Meter hoch, pfeift ein anderer Wind, rüttelt und schüttelt an den Schindeldächern und bläst voll Wut durch die dünne Leinenhose des Landmanns. Dann steht das dürftige Korn, meist aber nur kurzer Hafer, niedrig und krüppelig am Hang. Schwer wird dem Bauern auch das Heuen, und mühevoll macht er die paar kleinen Erdäpfel aus, die gerade für den eigenen Hausstand reichen.

Alt werden sie zumeist auch nicht, die rauhen Bauern hier auf der Höhe. Sie schuften und schaffen ihre Tage ab und sind dann müde, sehr müde, so daß sie sich heimsehnen nach oben.

Der Kapsvater machte eine Ausnahme. Wackelig war er schon, ja, aber wetterhart, zäh und gesund. Nur wie gesagt, wir ärgerten uns über ihn. Weil er sich so garnicht um uns kümmerte. Und weil er immer nur geradeaus vor sich hinsah.

Vor dem Alter hatte man damals noch einen mächtigen Respekt. Deshalb fragten wir nicht viel und kicherten nicht, wenn die dummen Plagen hinter uns sich über den etwas schwerhörigen Alten lustig machten: „Heute guckt er wieder Löcher in die Luft!".

Später habe ich immer wieder an den Kapsbauern da droben denken müssen. Wie man eben an Eigenwillige, Menschen außer der Reihe, des öfteren sich erinnert. Was machte den Alten denn so genügsam und zufrieden? Weshalb las er keinen Buchstaben mehr, warum schob er, sprach man ihn an, nur eben die Pfeife vom rechten in den linken Mundwinkel und knurrte zufrieden „Hja, hja" oder „Nu ähm"?

Seinen Aeltesten habe ich später nochmals getroffen. Da sprach ich ihn darauf an. „O, unser Vatter, der war halt fertig mit seinem Tagewerk, er hatte es ähm geschafft!"

Geschafft. Das habe ich mir gemerkt. Wirklich, Kapsvatter hatte seine Zeit erfüllt, hatte seine Arbeit ganz getan. Herbst war es bei ihm geworden. Alles, was er gesät, war geerntet. Sein Haus wohlbestellt, die kleine Mühle um ein Stück vergrößert, die Kinder alle gesund und fleißig . . Da hatte er nichts mehr zu bestellen. Nichts mehr zu lernen und zu leisten.

Was Vatter abends dachte, wenn er vor der Hütte saß, wußte keiner. Vielleicht dachte er überhaupt nichts. Oder sehnte sich nach dem Winter, der das Tuch des Todes und Vergessens, des ruhigen Schlafens über ihn zog.

Als ihn der da droben rief, ging er froh, seiner guten Alten nach . . .

***

Doch einen Augenblick: Vom Herbste — so heißt doch die Ueberschrift. Bitt' schön, werdet ihr sagen, so schreib' uns etwas von fallendem Laub, vom Singen und Heulen des Septemberwindes und den kahlen Stoppelfeldern da draußen. Aber nicht von einem alten Manne.

Nun, es ist an der Zeit, daß ich es euch sage: Immer, wenn die Felder leer und öde sich weit hinziehen, wenn Baum und Strauch sein frisches Grüngewand tauscht mit dem warmen Rot und Gelb und das farbig welke Laub leise aber stetig zu Boden rieselt, unaufhaltsam . . .: Dann muß ich eben so ein wenig nachdenken über die Dinge, die doch in unserem Leben so viel Gleiches und Gemeinsames mit der Natur haben. Und dann fällt mir der Alte aus den Bergen da oben ein.

Glaubt mir's: Das macht der Septemberwind, wenn er so recht traurig und weinend sein Lied über den Stoppeln singt. Das ist ein ganz verteufelter Bursche. Er säuselt dir in den Ohren, und dann plötzlich packt er dich, rüttelt und schüttelt an dir herum, daß du dich fester an den Boden stemmen mußt, um nur mit ihm fertig zu werden. Aufheulend verkriecht er sich dann wieder hinter einer Ecke. Und dann ist es auch das Welken und Sterben der Natur da draußen, was uns immer wieder nachdenken läßt. Noch eins; und da ist es wieder wie im Menschenleben: Den Winter sehen wir vor uns, ja, und fühlen vom schönen Sommer nur noch eins: Vorbei.

***

Herbst im Menschen, Herbst in der Natur: immer ist es das gleiche. Zaghaft, langsam erblüht und keimt etwas, wächst und formt sich zur Frucht. Und wie es so allmählich zu etwas tauge wird, wie es — im Sommer des Lebens oder der Jahre — reift, nimmt es Abschied von Schönheit und Frühling, wird alltäglich und unansehnlich.

Dann, mit einem Mal, ist es Zeit zum Ernten. Der Herbst muß den Sommer ablösen. Das Reifen und Wachsen ist vollendet. Nun kann man Früchte sammeln, ernten, was man gesät.

Das kommt alles so erschreckend schnell über uns. Im Leben wie im Reigen der Jahre. Wir sehen alles langsam blühen, wachsen und werden. Wir sehen es allmählich reifen. Und eines Tages heißt es dann: vollendet! Dann ist die Arbeit getan, die Aufgabe erfüllt. Bis zu diesem Tage, der für viele so viel Schrecken besitzt, wie der Tod für das unmündige Kind, kann der Mensch wirken, arbeiten und hoffen. Er kann — im Sommer seines Lebens — emsiger schaffen, sich für Frau und Kind, für Volk und Kirche abmühen. Er kann Neues anpacken, Altes bessern, an sich und an irgend einer Aufgabe arbeiten. Er kann — kurzum — vorwärts schauen. In die Zukunft. Aber plötzlich ist es Herbst in ihm, einen Tag gibt es, an dem wird er erkennen, daß er genug getan hat, daß er nicht mehr die Kraft und Frische zu neuem Schaffen hat. Dann fühlt der Mensch, daß er anderen im Wege ist, zu langsam seine Arbeit tut und den Jungen Platz machen muß. Er tritt ab vor der Bühne, von der aus er das Leben anpackte und mit dem Leben rang. Pensioniert ist er, sagen die einen, die anderen sprechen vom „verdienten Alterteil" und Altersbedürftigkeit. So ein wenig schämig und verlegen läßt man sich von anderen bedienen, läßt die Kinder, die man groß und gut werden sah, sich abrackern und weiß nicht recht, wie man die Hände nun so immer in den Schoß legen soll.

Auch jetzt noch zeigen sich die Verschiedenheiten im Menschen. Einer freute sich schon seit Jahren auf die „köstliche Ruhe" nach seinem „Fünfundsechzigsten". Er hat sich schon rechtzeitig daran gewöhnt, zusammen mit Gesinnungsfreunden auf der Kegelbahn und am Skattisch die allzu zahlreichen Mußestunden hinzubringen. Langeweile kennt er nicht. Da wird politisiert und räsonniert, daß es seine Art hat. Das sind noch die glücklichsten Leute, die im Lebensherbst stehen. Unglücklicher — und zumal unbeliebter beim freundlichen Mitmenschen sind die Zweiten. Sie haben ihr Lebelang Erfahrungen und gute Lehren gesammelt, die sie jetzt ihren Nachbarn und ihrer Familie in entsprechender, durch die Freiheit keineswegs behinderter weitläufiger Form auseinandersetzen. Da ist das nicht recht gemacht und das falsch angefangen. Am schlimmsten wird es, wenn die in allem Erfahrenen entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit die Zusammenstellung der häuslichen Speisezettel in die Hand nehmen und entsprechende Blicke in Mutters Kochtöpfe tun. In diesem Falle vereinigt sich die ganze übrige Familie gegen den „Predigtsamtskandidaten" und muß ihn förmlich aus der Küche vertreiben.

Mir gegenüber wohnte einmal eine alte Schneiderin. In einem kleinen Fachwerkbau, dessen offene Dachfenster mir sommertags einen guten Einblick in ihre saubere Wohnung boten. Mit der Zeit kannte ich alle in der Dachwohnung drüben, die alte Großmutter, ihre zwei großen Töchter, junge, fleißige Frauen, und die kleinen Enkel, die lustig umherkletterten. Es war noch in guter Zeit, wo die Menschen für ihrer Hände Fleiß noch etwas bekamen. Großmutter, mit krummem Rücken und schwieligen Händen, arbeitete bei Tag und Nacht. Kunden kamen

...gingen und kamen wieder: Die Nadel ... Erse und ihren Töchtern machte ... Glücke, und die Füchsen auf den Hosen ... Bengels saßen unwiderruflich.

Eines Abends, wie wir so im Fenster ... saßen wir doch tatsächlich auf den ... zu sprechen. Einmal gehe der Sommer zu Ende, meinte ich, ja, man sei ja noch ..., aber das bleibe doch nicht ewig so . . . Schweigsam die Schwestern drüben. Da sollte ... einmal aber Großmutter Erse hören! ... ein, dreimal nein, das sei nicht richtig. Der Sommer wäre so lange, als man seine ... Ruhe tue, einen müßigen Herbst brauche es ... geben. Mit einem Male sei es eben ... Winter. Dann nehme einen der Herrgott zu sich. Etwas einfacher sagte Mutter Erse das, aber ich mußte doch staunen.

Schade, daß sie nicht Recht behielt: Acht Tage kaum waren ins Land gegangen, da blieben die Fenster oben verschlossen, die dicken, gelben Vorhänge ließen die lachende Sonne nicht hinein. Großmutter lag zu Bett. So plötzlich war es über sie gekommen, mitten bei der Arbeit. Die Nadel war ihr entglitten, und sie war schwer vornüber gesunken . . . So war auch für sie der Herbst gekommen, den sie nicht wollte. Wie sie dann später wieder genesen war und an die Arbeit wollte, hieß es immer: „Och, Mutterchen, laß man, wir schaffen es schon allein. Ruh du dich man aus!" Ausruhen! Nicht mehr schaffen, immer nur auf den Winter warten. O, das wollte Großmutter nicht. Aber immer nur durfte sie am Fenster sitzen und warten, warten . . . Ihr fiel es schwer, den Herbst zu hassen. Sie war eigentlich von allen, die aus dem Sommer des Lebens scheiden, am schlimmsten dran.

Ein schöner Herbst nur nach einem harten Sommer, sagt eine alte Bauernregel. Hat man sein Tagwerk fleißig getan, hat man die Zeit, die der Herrgott uns zum Arbeiten gab, gut ausgenutzt, dann kann man sich im Herbst auch in Ruhe auf die Bank unter dem Birnbaum setzen und ausruhen. O, dann ist den alten Leuten oft so wohl, sie haben nicht die gähnende Leere der Zeit in sich, die sie hin und her hetzte und nichts erreichen ließ. Sie sind dann nur wohlig müde von der Hitze des Sommers.

Wenn erst aber der Oktoberwind um die Ecken fegt und seine Lieder uns um die Ohren pfeift, dann ahnen wir schon den eiskalten Hauch des Winters, wir fürchten uns auf die so kurzen Tage und langen, dunklen Nächte. Und im Leben? Da kommt, so fühlen wir, bald der Tod, der Lebenswinter zu uns. Keiner kann ihm entgehen. Sind wir ohne Gott, so müssen wir jammern und wehklagen, weil wir nichts vor uns sehen können als Dunkel und Leere. Haben wir aber unsere Pflicht vor unserem Herrgott erfüllt, fühlen wir das Licht des Glaubens in uns, so sehen wir ja viel weiter: Ueber den Winter, das Grab hinaus, zum neuen Frühling, zur Auferstehung hin . . .

Jahreszeiten geben uns zu denken. Und ganz besonders Sommers Ende. Macht das das leise Lied des singenden Windes, macht das die Nähe des Winters: Geh einmal, aber so ganz allein, durch die leeren Stoppelfelder, über die feuchten Wiesen hin, höre, wie der Wind im braunen Laube zu deinen Füßen raschelt. Dann versuche einmal, nicht an die Jahreszeiten des Lebens zu denken. Du wirst damit kein Glück haben . . .

Rheinische Schützen in Not

Von Ludwig Mathar

St. Sebastianus, der König der rheinischen Schützen, ist in dem schönen, lustigen Städtchen Ahrweiler nicht gerade der herrlichen Pfarrkirche Patron — solche Ehre ward dem Helden St. Laurentius zuteil —, doch war er seit undenklicher Zeit Stolz und Lust, Schirm und Schutz der Bürger, der ehrbaren Männer wie der jungen Gesellen.

Er, der selber um Christi willen das grausame Ziel und Spiel heidnischer Bogenschützen war, der ritterliche Held, war ihr Banner wider den räuberischen Feind, beim fröhlichen Vogelschießen am Dreifaltigkeitssonntag, im köstlichen Zug am hochheiligen Fronleichnam. Ihm schwor der Hauptmann seinen Eid, vor der Klinge seinen Schutz, bradenste Meister und Geselle in den Zeiten auf dem Markt seinen Schützenverein. Und St. Sebastianus, der Lärm und Lust des Lagers kannte wie keiner, hatte auch des Abends am Klingenden, singenden, springenden Trintzug seine Freude. Hielt dieweilen Torz, Mauern und Wälle der guten Stadt in sicherer Hut. Ja, wagte das Bräutchen eines bieser frohen, tapferen Gesellen die Fahrt einer rechtschaffenen Ehe, so harrte sie mit ihren Jungfern, eh' es ans Wechseln der Ringe ging, drinnen vorm Chor des hl. Laurentius eine stille Weile an Sebastians Altar.

Und so ist es aber sei es noch heute!

Mit nichten aber anno 1646, just am Ende des lohenden, mordenden Krieges von nahezu dreißig Jahren.

Der Großwurm, der Weimarer Oberst, Satans und seines Herzogs Bernhard Henkersknecht, wütete gräulich im Land. Die ganze „Graffschaft" stand in Flammen. Und wie die Bauern von Geisdorf, Eckendorf und Carlweiler, denen dieser Beelzebub die Weiber vom Herd, das Vieh aus den Ställen trieb, zu Paaren und Scharen mit Sack und Pack, mit Weib und Kind durchs eine Tor ins Städtchen jammerten, so lärmte die kurfürstliche Garnison, Reiter und Fußknecht und großmäuliger Troß zum andern hinaus.

Da sank auch den Schützen St. Sebastiani — ich schäm' mich's zu sagen — das Herz in die Hosen. Sind ja Teufel in Menschengestalt, diese Weimaraner, sind ja Türken, keine Christen! Drunten lodert schon Heimersheim in blutrotem Brand. Hat auch wackere Mannen, Wälle und Mauern und Türme. Was hilft das, wenn die Hölle ihre Wüteriche ausspeit! Was nützen altfränkische Handbüchsen, wenn Schlangen und Karthaunen und gewaltige Mörser die fürstlen Tore wie Kartenhäuschen umblasen!

Und die Schützen, die sonst auf Trinitatis nach dem Vogel so manchen sichern Schuß getan, wichen heimlich von den Wällen.

Auch St. Sebastiani Hilf' ist da umsunst! Gab dazumalen noch keine Mörser und Karthaunen. Armer St. Sebastian, solch ein Lingetlim, das siebenzig Pfund wirft, hätte dich an deinem Marterpfahl zu tausend Fetzen zerschmettert.

Vergeblich weisen sich Bürgermeister und Schöffen den Weichenden entgegen. Mit harten Worten schrie Nikolaus Stappenberg, der erste Bürgermeister auf sie ein: „Unsere Tore sind stark, wenn ihr stark seid." Drunten über Heimersheim lohte die Glut. Verzweifelt rang Pater Servatius, der Pfarrer von St. Laurentius, die Hände: „So rettet doch den hochheiligen Fronleichnam, den ihr in guten Zeiten so treu und stolz geleitet!" Ein gewaltiger Schlag schütterte die Luft: Das war der Donner der metallenen Mörser! Hal und da schlug's mitten auf dem Markt krachend ein. Das stolze Haus des Schützen-Hauptmanns Bruchsittard stand nicht mehr. Wolken von Staub wirbelten auf. Sparren und Steine hagelten auf den Markt, schlugen etliche zu Boden. Als die Wirbelwolke sich gelichtet, war keiner mehr auf dem Platz.

Der Stoppenberg, der Bürgermeister, schlich zum Niedertor. Tief sank ihm das Haupt. Das ist das Ende der Welt! Das ist kein Kriegsführen mehr. Aus weiter Ferne wirft Blitz und Donner allen Widerstand nieder. Und die Heiligen sind schwach und nichts nütz. Besser, man bringt Beelzebub willig die Schlüssel der armen, alten Stadt.

Im Chor von St. Laurentius lag der Pfarrer zitternd vor dem Allerheiligsten auf den Knieen: So hilf du selber, wenn deine Schützen dich verlassen! Alt und schwach war Pater Servatius. Wirr hingen ihm die grauen Mähnen um das gefurchte Haupt. Mit' zitterten ihm die Knie. Wild pochte sein Herz. Da krachte draußen ein neuer, gewaltiger Schlag. Da wankte er verzweifelt vor St. Sebastiani Altar. Strahlend stand der Held. Tapfer am Marterpfahl, von grausamen Pfeilen durchbohrt. Lächelte unter Todesqualen. Doch verlassen, schlaff neben ihm das Banner der Schützen.

Zitternd schlich der alte Pfarrer, verschloß murmelnd das Tor.

Draußen stob alles zum Kalvarienberg. Wankende Weiber, in Verzweiflung schluchzend, das kreischende Kindlein auf dem Arm, heulende Buben um Rock. Scheleichende Greise, die kindisch in den Bart geferten. Hilflose Jungfern, denen Not und Schande in den Nacken stieß.

Im Kreuz ist Heil! Droben, wo einst der fromme Ritter, aus den Heiligen Landen heimgekehrt, das Kreuz der Erlösung auf diesem andern Kalvaria errichtete, ist Schirm und Schutz. Mögen sie uns Haim und Herd verwüsten, diese Teufel, diese Türken, vom Stamm des Kreuzes reißen sie uns nicht!

Zu döserlehrt, scharen unter sich blickend, die Schützen. Es hetzte die Angst, da Schlag auf Schlag erdröhnte, es wühlte die Scham, da sie des verlassenen Banners gedachten.

Doch auch sie flüchteten in dem Schwarm des verzweifelten Volkes unters Kreuz. St. Sebastianus vorzeih, das ist mächtiger als du!

O Bild des Jammers und der Not! Draußen um Kapellchen und Klösterchen der Minderbrüder lagerten kläglich die Hunderte, indes drinnen höchster Not der Heimatlosen um Erbarmen schrie.

Drunten in dem wohrlosen Städtchen aber tobten die Teufel. Weit offen standen ja die Tore der wütenden Flut. Da griff die Gier in die verlassenen Häuser, erbrach Kisten und Kasten, zerschlug Tür und Fenster in wildem Uebermut. Da heulte durch die leeren Gassen höllisches Gelächter. Da flammte aus dem Schieferdach der Brand. Düster zischte der Qualm. Trommelwirbel, Hörnergellen. Vom Kalvarienberg starrten die Hunderte. Jammer schluchzte, Verzweiflung gellte empor. O Crux, ave, spes unica! sangen die Minderbrüder vorm Kreuz.

Horch! Das ist das Sturm- und Brandglöckchen von St. Laurentius! Sie läuten's nur in höchster Not. Und es läutet und läutet. Es schnellt auf, wie ertrinkend. Es ruft hilf, wie versinkend. Das ist Pater Servatius, der Pfarrer, der allein zurückgeblieben. Helft, helft, rettet das Sakrament!

Nein, da streckt sich ein Arm aus dem Guckloch des Turmes! Das ist Nikolaus Stappenberg, der Bürgermeister. Und was schwenkt er und schwenkt er weit am silbernen Schaft! Das ist St. Sebastiani dunkfarbiges Banner. Schämt euch, Schützen, rettet Banner und Sakrament!

Und mit einem Mal steht Pater Dominikus Rasing auf der Kanzel vorm Kapellchen, der Quartchen. Ein geistlicher Kämpe, wie St. Sebastianus, ein Hüng und Held. Wagte sich schon einmal zum Grobwurm, zum Teufel, Salva guardia für Stadt und Klösterchen zu erbitten. Wenn auch umsunst! Kann nun aber nie und nimmer schweigen. Der nackte Arm, der schnig aus der schlichten Kutte ragt, schwingt ein Kruzifix. Wie Donner schallt sein Ruf übers Tal, in das Gellen des Glöckchens:

Wer Mut und Ehre kennt,
rettet das Sakrament!

Und lauter, dringlicher noch:

Wer treu zum Banner hält,
ist wie Sebastianus des Himmels Held!

Wie ein Feldherr führte Pater Dominikus dann der Schützen Schar, diweil Frau und Kind für glückliches Gelingen ums Kreuz auf den Knien flehten.

Oho' Wehr und Waffen, gesenkten Hauptes, den Rosenkranz in den Händen, schritten sie. Nur das Sakrament wollen sie zum Kalvarienberg geleiten, nicht wie ehedem, am hochheiligen Fronleichnam in Freud' und Stolz, wie Büßer in Demut und Reu', die auch das Herz des Härtesten rührt. Nur St. Sebastiani Banner wollten sie sich holen, auf daß sie wieder ihr Haupt erheben dürften. Dann fahr' dahin Haus und Hof, gute alte Vaterstadt! Und müßte verderben Weib und Kind! Und loste es das eigene erbärmliche Leben! Auf den Knien starrten droben Greise, Frauen und Kinder: Nun waren sie drunten am Beichchen der Ahr, der Pater mit hocherhobenem Kruzifix gewaltig voran. Streifende Marodeure standen, gafften, ließen's Pistol sinken. Nun waren sie vor dem offenen Ahrtor. O Wunder! Die Wache der Weimaraner senkte vor dem Kruzifix die vorgestoßenen Musketen. Nun zogen sie waffenlos, laut betend hinein . . .

Mit den Weibern, Greisen und Kindern lagen die Minderbrüder auf den Knien. Immer wieder stimmten sie es mit erhobenen Händen an, das Lied vom Kreuz: O Crux, ave, spes unica!

Drunten Stille, lange wie die Ewigkeit, bange wie Todesnot.

Auch das Sturm- und Brandglöckchen mit einem Mal verstummt. St. Sebastiani Banner verschwunden mit einem Ruck.

Heiliger Sebastian, bitte für sie! riefen droben gellend die Weiber und Bräute der Schützen, warfen ihre Arme auf.

Hoc passionis tempore! Dazwischen der Minderbrüder mächtiger Baß. Bitte für sie, heiliger Sebastian! schrie die Not der Frauen in den brandroten Himmel.

„Reisque dona veniam!" klangs von den Bärten, den Minderbrüder todesmatt, doch siegesstark.

Und so flehten sie hinauf in dieser langen, bangen Stille.

Da! Da! Aus dem Ahrtor kam langsam, feierlich der Zug.

Hoch trug Pater Servatius, der Pfarrer, des Fronleichnams hochfestliche goldstrahlende Monstranz. Der Todesmutige, mit hellem Blick, mit festem Schritt.

Und die Schützen von Ahrweiler schritten rechts und links in langer Reihe zum Geleit.

Neben ihnen die Weimaraner, die Teufel und Türken, die Muskete friedlich unterm Arm. Eine Salva guardia, scheer wider Willen, bis zum Beichchen an der Ahr. Salutierten dort, machten langsam kehrt.

Hoch hielt der Pfarrer, der Alte, Matte, die Monstranz.

Laut schallte der Schützen bemütigtes, frohes Gebet.

Aufinterst der Stappenberg, der Bürgermeister, das Banner St. Sebastiani fest in der Faust.

So stiegen sie, stiegen sie, langsam, feierlich, die hundert Stufen hinauf.

Droben aber schwoll der Jubel auf: O Crux, ave, spes unica!

— — — — — — — —

Friede jubelte vom Turm des hl. Laurentius durchs Tal der Ahr.

Friede feierte Fronleichnam. Froh gaben ihm die Schützen von Ahrweiler das stolze, bunte Geleit.

Frei wallt St. Sebastiani neuerrungenes Banner.

Kling, klang! jubelte der Trintzug durch die festlichen Gassen.

Hoch prangte auf dem Markt St. Sebastiani Banner.

— — — — — — — —

Und so ist es noch heute.

„Ostpreußen wird bis auf den letzten Mann verteidigt"

Reichswehrminister General von Schleicher (X) während seines aufsehenerregenden Interviews, das er im Verlauf der ostpreußischen Manöver der Presse gab. General Schleicher erklärte hierbei, daß die Regierung Ostpreußen bis auf den letzten Mann verteidigen werde, und daß Deutschland es sich nicht mehr weiter gefallen lasse, als eine Nationalität zweiter Klasse behandelt zu werden.

Wochenrundschau

Donnerstag, 1. September: Unterredung zwischen Außenminister und französischem Botschafter über die Frage der Gleichberechtigung Deutschlands. Von Neurath überreicht Francois-Poncet eine Denkschrift zur deutschen Wehrreform. — Ende der Leipziger Messe. — Beginn des Essener Katholikentages.

Freitag, 2. September: Die zu Beuthen verurteilten SS-Leute werden zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. — Das preußische Staatsministerium verabschiedet die Verwaltungsreform: Neuregelung des Verhältnisses zwischen Ober- und Regierungspräsidenten und zwischen den einzelnen Kreisbehörden.

Samstag, 3. September: Der Wirtschaftsplan der Reichsregierung wird bekannt: Mit insgesamt 2,2 Milliarden RM will man 1,75 Millionen Arbeiter einstellen. Diesen Zwecke dienen die Steuergutrechnungsscheine und eine Lockerung der Tarife.

Sonntag, 4. September: Höhepunkt und Ausklang des Essener Katholikentages: Gewaltige Massenkundgebungen des katholischen Volkes. 250 000 Menschen wohnen dem Meßopfer auf dem Baldeneyer Berge bei. Kardinal Schulte hält die Festpredigt. — Der katholische Vertretertag findet sein Ende in den Berichten der neun Arbeitsgruppen.

Montag, 5. September: Die Wirtschaftsnotverordnung erscheint zusammen mit einer amtlichen Verlautbarung, die die Maßnahmen erläutert. — Professor Warmbold und Minister Schwerin-Krosigk erklären sich am Rundfunk zu den Maßnahmen. — Eröffnung der Laboerbörner Gärtnerlehre. — Internationale Debatte über die deutsche Behördenschrift.

Dienstag, 6. September: Interview des Reichsaußenministers mit UPD über die deutsche Rüstungsauffassung, zugleich Veröffentlichung seines Schriftstückes an den französischen Botschafter. Auch General Schleicher fordert aufs neue die deutsche Gleichberechtigung. — Ernährungsverordnungen zum Wirtschaftsprogramm.

Mittwoch, 6. September: Der Untersuchungsausschuß zur Nachprüfung von Beschwerden gegen die preußische Polizei beschließt Vernehmung von Polizeibeamten. — Große Luftschutzübungen der Marine in Kiel. — In Stresa legt Min.-Rat Koske den deutschen Standpunkt in der Donaufrage dar.

Streifzug durch die Woche

Nach dem Essener Katholikentage

Einen Rat will ich dir geben, verschaffe die Nummern des Festplatzes und lies besinnlich Tag für Tag darin, bis du dir den Hauptinhalt der Reden und Geschehnisse ganz zu eigen gemacht hast. Zu schade wäre es, wolltest du eine solche Gelegenheit vorübergehen lassen, einmal gründlich in den Geist unserer Zeit und in ihre wichtigsten Aufgaben einzudringen. Dabei wollen wir es nicht unterlassen, den Leuten von der Presse recht zu danken für die selbstlose Arbeit, die sie auf dem Essener Katholikentage geleistet haben. Nennen wir wenigstens als Sinnbild für so viele Namen, die wir nicht alle aufführen können, den Chefredakteur der Essener Volkszeitung, Dr. Conzen, der draußen in den Hallen wie eine Art Generalstabschef im Pressezentrum kommandierte, immer hin und her zwischen den Telefongesprächen, den Mikrophonen, den tippenden Fräuleins, den Kollegen aus allen Landen. Dazu auch noch den Dr. Freckwinkel, der mehr das Innenministerium bei der Redaktion des Festplatzes zu verwalten hatte. Dank diesweisen an diese Arbeiter, die in solchen Tagen Rekordleistungen zu vollbringen haben und kaum eine Nacht für ein paar Stunden zur Ruhe kommen. Gerade von der Presse her schaut man noch am tiefsten hinein in den ungeheuren Organisationsapparat einer Veranstaltung, die 250 000 Menschen teilnahmslos zum Festgottesdienste hin und zurück zu bewegen vermochte. Es ist in dieser Hinsicht sicherlich in Essen das Größtmaß dessen, was überhaupt möglich ist, erreicht worden.

Auch Herrn Direktor Marschall wollen wir einen besonderen Dank sagen, da auch diesmal die Uebertragung des Festgottesdienstes wieder ebenso sinnig wie taktvoll von

Gas über Kiel

Unter Leitung der Marine- und Reichswehrstellen wurde an der holsteinisch-mecklenburgischen Ostseeküste eine große Luftschutzübung veranstaltet, in deren Mittelpunkt ein vermuteter Luftangriff auf die Stadt Kiel stand. Die gesamte Bevölkerung nahm an den Uebungen regsten Anteil. Sobald die „feindlichen Flieger" gesichtet waren, wurde die Stadt verdunkelt. Scheinwerfer flammten auf, Sirenen heulten, zuletzt wurde ein Gasangriff inszeniert und die Gegenmaßnahmen hierfür demonstriert. — Unser Bild zeigt: Auf dem Hochstand werden die feindlichen Flieger zuerst gesichtet. Die Entfernung wird gemessen und der Angriff vorbereitet.

zwischen Präsidialkabinett und Volksvertretung, wurden doch die Wünsche der Kirchenfürsten, die den heiligen Dienst am Altare zu versehen hatten, in schönster Weise verbunden mit denen im Lande, wo so viele Millionen andächtig lauschten. Daß es nicht immer leicht ist, die genaue Zeit, die der Rundfunk verlangt, auch bei den heiligen Zeremonien einzuhalten, versteht sich. Aber Nuntius und Kardinal warteten gern, und alles Volk war ganz ruhig, sobald man wußte, daß die kleinen Rücksichten der großen Gemeinde in aller Welt dienen sollten.

Mit der Technik ist es immer noch schwer auf unsern Katholikentagen. Auch große Städte besitzen nicht immer die beste Mikrophonanlage. Nicht jeder Redner versteht es, dem Mikrophon etwas Persönliches einzuhauchen. Nehmen wir das Wort Technik in einem umfassenderen Sinne, so gehört vor allem die Art des Sprechens dazu. Massenversammlungen vertragen keine langen Referate. Es ist ein Unterschied zwischen einem Universitätsaudotorium und einer Volksversammlung. Ich will damit nicht sagen, es seien Universitätshörer gescheiter als das Volk, nein, aber der Universitätshörer hört nur mit dem Verstand, einerlei, ob er nun viel davon hat oder wenig. An einem Universitätshörer ist alles in Ruhe, Arme, Beine, Glieder und Gemüt, bis auf den Verstand, der allein wachsam sein sollte. Bei einem Volke aber ist alles in Bewegung. Auge und Ohr, alle Gelenke, alle Muskeln hören mit. Was man da sagt, kann man nicht vorher auf ein Papier schreiben. Das muß auch nicht allein aus dem Verstande kommen. Arme und Beine, alle federnden Kräfte des Menschen müssen daran mitgearbeitet haben.

Der ganze Mensch muß sprechen, wenn der ganze Mensch gepackt werden soll. Reden wegen verlangt, die sich der Kunst rühern. Das Mysterium der hl. Messe erfaßt am besten die Menschen. Darum tritt es gerade im Zeitalter der Massen immer mehr an die Spitze aller Veranstaltungen.

Es war auch interessant, wie es die Leute hinzog zu den literarischen und künstlerischen Veranstaltungen. Es ist weiter bemerkenswert, daß gerade die Jugend schöne Aufmärsche gern mit ihren Versammlungen verbindet. Man ahnt mehr und mehr die Bedeutung der Sprache der Symbole. Da es am Samstag nachmittag regnete, glaubten wohl viele, es komme kein Fackelzug zustande. Die Leute gingen aber doch hinaus, und wer es mit angesehen hat, der nahm gerade von diesem Abend die stärksten Eindrücke mit. Ohne Musik, ernst und schweigend, zogen Hunderte und Tausende durch die Straßen der Großstadt. Gerade dort wirkten sie, wo das Licht der großen Plätze nur noch spärlich in dunkle Gassen schimmerte.

Dieser Katholikentag hatte seine Untertöne. Es waren nicht die frohen Farben munterer Volksfeste. Es war das Grau eines auf uns allen lastenden Alltags, das dunkle Grau der Sorge, eine unbestimmte Angst, als läge irgend etwas Schweres in der Luft. Diese Stimmung kam nicht nur vom Politischen her. Mit Respekt zu sagen, möchte ich sogar glauben, daß alles Tagespolitische im Kurs sehr gesunken ist. Ueber Szenenwechsel in der politischen Vordergrundbühne regt sich bei uns kein Mensch mehr auf. Es weiß auch eigentlich niemand was. Dennoch spürt man, es sind Mächte am Werk. Weil man sie nicht sieht, wirken sie wie Gespenster. Weil man sie nicht hört, empfindet man sie wie einen Alpdruck im Gemüt. Worte des Vertrauens begrüßt man in solcher Stimmung besonders. Ein einziger Mann, der unentwegt aufrecht steht und schon durch seine Haltung bekundet, daß er keine Angst hat vor Gespenstern, befreit Tausende von diesem seelischen Druck. Um auch das auszusprechen, und zwar gerade und offen heraus, es gefiel mir wohl, daß Brüning nicht anwesend war. Ich fand das kaltwoll und klug. Aber es gefiel mir nicht, daß sein Name kaum genannt wurde. Es ist doch der Name eines katholischen Mannes, dem noch vor kurzem die ganze Welt geschuldigt hat als einer charaktervollen deutschen und christlichen Persönlichkeit. Gibt es denn keinen Dank auf Erden? Das Volk hat gewartet auf diesen Mann, das habe ist festgestellt. Es wäre ein Sturm des Beifalls diesem Namen gefolgt. Warum denn so ängstlich an Tagen solcher Kraft?

Mit am besten haben unsere Freunde aus Oesterreich gesprochen. Da schwang Urausdrechliches mit. Das waren liebwerte Menschen, die bei aller Sorge, die auch sie zu tragen haben, doch noch ein frohes Gesicht machen. Ich denke an Männer wie Dollfuß, wie Hasar, wie Dr. Poels und andere. Auch Held und der deutsche Süden wurden besonders gefeiert.

Wir werden noch mehr erzählen müssen. Genügt für heute die Feststellung, daß Essen eine Entfaltung von Mut, Kraft und Vertrauen gebracht hat, die manche Kreise in Deutschland dem deutschen Katholizismus nicht zugetraut haben.

Der Mann im Monde.

Der Höhepunkt des Deutschen Katholikentages

Mit einem Festgottesdienst auf dem Baldeneyer Berg, bei dem Kardinal Schulte die Ansprache hielt und der päpstliche Nuntius Orsenigo die Messe zelebrierte, fand der deutsche Katholikentag in Essen seinen Höhepunkt und Abschluß. Dem Festgottesdienst wohnten 200 000 Menschen bei.

Internationales Fliegertreffen in London

Die deutschen Fliegerinnen Elly Beinhorn (oben) und Mirow-Seelemann bei ihrer Ankunft auf dem Londoner Flughafen zu dem großen internationalen Fliegertreffen, zu dem sich etwa 100 europäische Flieger einfanden. Es ist dies eine Veranstaltung des englischen Aeroclubs, die zu einem „Wochenende der Luft" ausgestaltet wurde.

1. Bild: Das Amateur-Fliegerrennen in Rom gewann der Deutsche Richter, der in zwei Entscheidungsläufen den gefürchteten Italiener Mozzo glatt und eindrucksvoll schlug. — 2. Bild: Am 1. Oktober tritt der Direktor des Meteorologischen Observatoriums in Potsdam, Geheimrat Professor Dr. Süring, in den Ruhestand. Professor Dr. Süring ist als Wissenschaftler dadurch weltberühmt geworden, daß er im Juli 1901 einen Ballonaufstieg unternahm, der ihn in eine Höhe von 11 000 Metern führte. Dieser Rekord wurde erst dreißig Jahre später von Piccard gebrochen. 3. Bild: Dem Bildhauer Herbert v. Wartberg ist jetzt in Rom die Auszeichnung zuteil geworden, den Papst modellieren zu dürfen. Wartberg hat auf seinen Kunstreisen durch Frankreich und Italien bereits zahlreiche andere prominente Persönlichkeiten modelliert. — 4. Bild: Zum neuen Pressechef bei der Preußischen Staatsregierung ist v. Carlowitz ernannt worden. Er war in der Pressestelle des Reichswehrministeriums tätig, war seit dreiMonaten Leiter des Inlandreferates bei der Reichspressestelle und gilt als besonderer Vertrauensmann des Generals Schleicher. 5. Bild: Der Oberbürgermeister von Newyork, Jimmy Walker, ist nunmehr zurückgetreten. Er begründet seinen Schritt mit der angeblich unfairen Art und Weise, mit der Gouverneur Roosevelt das Disziplinarverfahren gegen ihn handhabe. Wie bekannt, werden Walker eine Reihe unsauberer Manipulationen vorgeworfen, die ihn in seinem Amt nunmehr unmöglich gemacht haben. — 6. Bild: Der Präsident von Mexiko Rubio hat überraschend seinen Rücktritt erklärt, den er mit Gesundheitsrücksichten begründet. Der wahre Hintergrund dieses Schrittes dürfte jedoch auf Meinungsverschiedenheiten mit der Nationalrevolutionären Partei zurückzuführen sein.

Aus fernen Zonen

Dawal, das Reich der Schlangen

Von Dr. Oswald Mating

An der Grenze Armeniens und Persiens liegt ein kleiner Landstrich, der auf der geographischen Karte mit dem Namen Dawal bezeichnet ist. Die romantische Natur Dawals, die Schönheit der Wälder und Berge, die reiche Flora, die vielen Seen, — alles das erscheint dem Fremden wie ein irdisches Paradies. Aber das Leben hier ist voller Gefahren, — — auf jedem Baum, hinter jedem Strauch, inmitten der reichen und romantischen Flora, überall wohin das Auge sieht — — lauert der Tod . . . Es ist das Reich der Schlangen!

Im Winter schlafen die Schlangen: sie verkriechen sich in die Erde, und wenn der Bauer Wasser auf den Acker gießt, kommen sie heraus, schläfrig und träge. Auch die giftigsten Schlangen sind dann ungefährlich, und jeder ist imstande, sie mit einem Knüppel zu töten. Nur im Sommer, wenn die Natur zu neuem Leben erwacht ist und die Sonne glühendheiß herniederbrennt, sind sie der Fluch der Menschen und Tiere.

Die Schlangen in Armenien sind hauptsächlich Kreuzottern, Grubenottern und Sandrasselottern. Die kleinste Schlange, die Sandrasselotter (Echis carinata) oder Eja, wie sie die Bevölkerung nennt, dunkelgrau, mit hellen Punkten, ist kaum 30 bis 40 Zentimeter lang, aber sehr bösartig und außerordentlich giftig. In gereiztem Zustande trüpfelt das weiße, milchartige Gift aus den übervollen Drüsen und wird von der starken Atmung der Schlange fortgeblasen. Einem bekannten russischen Arzt, der dieses gefährliche, kleine Reptil für wissenschaftliche Zwecke in einem Drahtgeflecht gefangen hielt, spritzte sie einen Tropfen des starken Giftes ins rechte Auge, das kurze Zeit darauf erblindete.

Die meisten Todesfälle in Dawal werden aber der sogenannten Habyschlange zur Last gelegt, die zur Gattung der Dreieckköpfe (Acistrodon Palis) gehört. Trotz ihrer verhältnismäßig geringen Länge (selten über 70 Zentimeter), muß man sie zu den giftigsten Schlangen des ganzen Erdballes rechnen. Sie stiftet sicher nicht weniger Schaden, als der Schrecken der tropischen Länder, die Lanzen- oder Buschschlange. Die von der Habyschlange gebissenen Opfer sind oft nicht in der Lage, ihre Wohnungen zu erreichen, denn nach wenigen Minuten schon setzen die Schwindelanfälle ein und das Fieber macht sich bemerkbar. Die Giftwerkzeuge der Habyschlange sind am weitesten entwickelt und übertreffen sogar diejenigen der Klapperschlange. Der Fluch Dawals haftet insbesondere auf ihnen, denn neben den enormen Todesfällen hindern sie auf weiten Strecken die Bebauung fruchtbaren Bodens. Die schreckliche Wirkung ihres Giftes beschränkt die Anzahl ihrer Feinde und hemmt den Erfolg des Vernichtungskampfes. Sogar die Einführung der Mungos (Herpestes griseus), die in einigen Teilen Indiens als Schlangenwertiger hochgeschätzt worden, ja sogar als heilig gelten, hat sich nicht bewährt, da diese Schleichkatzen sonderbarerweise in Dawal — — Hausgeflügel den Reptilien vorziehen.

Gegen die Bisse der Giftschlangen wendet die Bevölkerung altüberlieferte Mittel an, wie beispielsweise das Ausbrennen der Wunde mit glühenden Instrumenten, das Ueberstreichen mit Teer und bestenfalls das Waschen mit übermangansaurem Kali. Natürlich sind diese Mittel, insbesondere bei der großen Giftwirkung, vollkommen nutzlos. Im Uebrigen aber muß berichtet werden, daß leider auch die Wissenschaft ein durchaus zuverlässiges Gegengift nicht aufzuweisen hat. Das Einspritzen mit Heilserum (Antivenin) ist nicht immer erfolgreich und hilft nur dann, wenn es rechtzeitig geschieht, d. h. unverzüglich nach dem Biß, und zweitens, wenn das Gift nicht in die Blutgefäße eingedrungen ist. Im letzten Falle ist eine Rettung unmöglich, und der Tod erfolgt nach einigen Minuten . . . Aber es gibt eine Frau in Dawal, auf die auch das stärkste Schlangengift nicht die geringste Wirkung ausübt, und ihre Heilmethode kennt keine Todesfälle . . .

Diese Wanderfrau heißt Dschawair. Sie kam vor sechs Jahren aus Persien und ließ sich in einer entlegenen Hütte in Dawal nieder. Niemand kümmerte sich anfänglich um die Frau, bis einst der Dorfarzt zu ihrem kranken Kinde gerufen wurde. Das zweijährige Gschöpf lag halbverhungert in der Wiege, kreits die kleinen Händchen aus und — spielte mit der Natter . . . Der sprachlose Arzt sah sich in der Behausung um und bemerkte, daß er sich in einem regelrechten Schlangenhause befand. Die Schlangen krochen aus dem Kochtöpfen, wanden sich unter den Betten und ringelten sich zu Dutzenden um einen langen Deckpfosten. Eine ausgewachsene Grubenotter, annähernd dreiviertel Meter lang, mit die giftigste Schlange Armeniens, ringelte sich — — um die Schultern der Frau . . . Eine zwei Meter lange Rattenschlange kroch zu den Füßen des Arztes . . . Von wildem Schrecken erfaßt, stürzte der Medizinmann aus dem Hause und begab sich zum Gemeindeamt, das sofort eine Untersuchung dieser unglaublichen Zustände einleitete.

Wie aus dem amtlichen Protokoll erschtlich, stellte die armselige Hütte Dschawairs ein wahres Schlangen-Brutnest dar. Die sonderbare Frau pflegte die widerlichsten Reptilien, sorgte für reichliche Nahrung und ihre Vermehrung und ließ sie in ihrer Behausung vollständig frei umherkriechen. Nach ihrer Aussage haben die Schlangen in der letzten Zeit weder sie noch ihr kleines Kind gebissen, vielmehr haben sie sich an die Frau gewöhnt und sind in gewissem Maße anhänglich geworden. Dschawair berichtete von einer anderthalb Meter langen Ringelnatter, die schon alt war und des öfteren, wenn sie gereizt oder gestört wurde, einen Pestilenz verbreitenden Unrat hinterließ. Aus diesem Grunde hat sie das Reptil eines Tages in einen entfernten Sumpf getragen und ihrem Schicksal überlassen. Aber die Schlange war am nächsten Morgen wieder in ihre Wohnung zurückgekehrt, wo sie sich scheinbar wohler fühlte, als in der Freiheit.

Mit Windeseile verbreitete sich diese Kunde in Dawal und weit über die persische Grenze. Man betrachtete anfänglich Dschawair als eine Schlangenbeschwörerin, ja fast als Heilige, doch dann entpuppten sich auch ihre großen Heilerfolge. Aus den türkmenischen Dörfern, aus Doroligesa, dem entlegensten Ende Armeniens, aus Bafch-Dami, wurden ihr Patienten gebracht. Dschawair heilte sie alle nach ihrer besonderen Art: sie reinigte zuerst die Wunde, spie darauf, verteb auf der Wunde den Speichel und legte dann, als kühlende Kompresse, ein frisches Blatt Wiesenklee darauf. Alle fünf Minuten mußte das Blatt erneuert werden, denn es wurde schwarz und zog sich von der großen Hitze zusammen. Drei Mal täglich wiederholte Dschawair ihre Heilmethode, und am vierten Tage sank die Temperatur des Kranken, die Wunde heilte zu, das Gift neutralisierte sich, die Behandlung war beendet. Ueber alles weitere, besonders über ihre Giftfestigkeit, hüllte sich Dschawair in Schweigen.

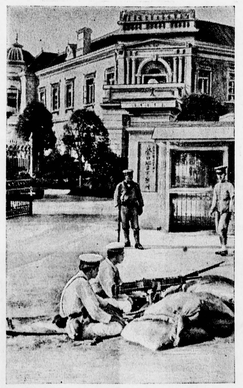
Das Kommissariat für Volksgesundheit hörte gleichfalls von der Giftfestigkeit und den großen Heilerfolgen Dschawairs und bestellte sich, ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Sie wurde gegen gutes Entgeld beauftragt, verschiedene Giftschlangen für wissenschaftliche Zwecke zu fangen. Diese Aufgabe hat die geheimnisvolle Frau zur vollsten Zufriedenheit ihrer Auftraggeber erfüllt. Sie lieferte unter anderem sechzehn ausgewachsene Exemplare der gefährlichen Habyschlange und mehrere rote, sehr böse Giftschlangen „Schachmar", die noch heute alle wohlbehalten im Schlangengarten des Serumtherapeutischen Instituts in Tiflis leben.

Einige Aerzte dieses Instituts, darunter der bedeutende russische Schlangenforscher und Zoologe Prof. A. B. Schelkownikoff (Mitglied der Moskauer Akademie der Wissenschaften), besuchte Dschawair, um zu erfahren, was an den vielen umherschwirrenden Gerüchten wahr sei, und er erklärte schließlich, daß „ihre Immunität zweifellos ausgearbeitet ist, weil die Schlangenbisse auf sie keine Wirkung mehr ausüben". Bezüglich der Heilmethode Dschawairs aber ist Prof. Schelkownikoff der Ansicht, daß „der Speichel der Frau die nötigen Bestandteile des Gegengiftes enthalten müsse, die zur Heilung notwendig sind. Dies ist wahrscheinlich durch das systematische Einimpfen des Schlangengiftes erreicht worden, vielleicht aber auch durch das Einnehmen des Mungowurzelsaftes (Ophiorrhiza Mungos), oder des Schlangenholzes (Ophioxylon serpentinum). Im Laufe der Zeit geschah dann in ihrem Körper dasselbe, was im Blute der Pferde vor sich geht, die gegen Gift immunisiert worden sind".

Als Beispiel erwähnt Prof. Schelkownikoff eine kleine Erzählung des römischen Historikers und Naturforschers Plinius, demnach ein Soldat am Ufer eines Sees von einer giftigen Schlange gebissen worden ist. Der Soldat sprang sofort ins Wasser, erschlug eine dort schwimmende Ente, zerriß sie und bedeckte mit ihrem Fleisch seine Wunde. Das rettete ihn, denn das Blut der Ente, die sich von Schlangen nährte, war gegen Gift immunisiert.

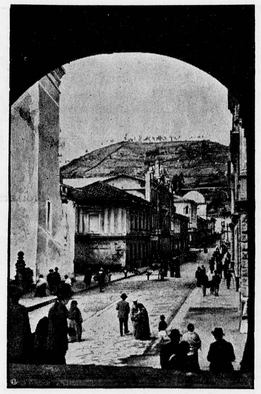
In Brasilien, wo von den Schlangen jährlich annähernd 25 000 Menschen gebissen werden, hat sich dieses Verfahren, das schon fast 2000 Jahre alt ist (Plinius starb im Jahre 79, beim Ausbruch des Vesuvs), ausgezeichnet bewährt, denn es gelingt immerhin in 80 Prozent von den Gebissenen am Leben zu erhalten, wenn sich auch die Nachwirkungen des Schlangengiftes noch jahrelang bemerkbar machen. Die sowjetrussischen ärztlichen Stationen in den durch die Schlangen leidenden Gebieten — wie in Armenien, Turkestan, Georgien, Kaukasus usw. — haben nicht weniger relativ gute Erfolge zu verzeichnen, als Brasilien. Die Krankenhäuser und Kliniken in diesen Ländern sind angewiesen, jedem Menschen, der darum ersucht, ein Fiakon mit Gegengift kostenlos auszuhändigen.

Nach brasilianischem Muster wurden in Taschkent, Tiflis, Buchara und anderen Orten sogenannte Schlangengärten ins Leben gerufen, die, wenn auch nicht so umfangreich wie die brasilianischen, so doch immerhin mehrere tausend Schlangen der verschiedensten Arten unterhalten. In diesen Gärten, die von hohen Drahtzäunen umgeben sind, haben die Schlangen sehr nur erdenkliche Annehmlichkeit und fühlen sich wie in der Freiheit, was für ihre Entwicklung und Verbreitung von großer Wichtigkeit ist, denn die Schlangen gehören zu den freiheitsliebenden Tieren und sterben in der Gefangenschaft. Zum Fange der Schlangen sind besonders konstruierte „Lassos" angefertigt worden, die ebenfalls unentgeltlich an die Bevölkerung verteilt werden. Diese Lassos bestehen aus einem langen Stock mit einer lodernen Schlinge am Ende, die sich, sobald sie das Reptil erfaßt hat, automatisch zusammenzieht und die Schlange unschädlich macht. Doch diese Jagd ist natürlich nicht ungefährlich und nicht angetan, Schlangen radikal auszurotten. Soweit es sich übersehen läßt, wird es immer Schlangen geben, die jedes Jahr immer wieder ihre Opfer fordern werden. Aufgabe der Wissenschaft soll es lediglich sein, die Zahl der Todesopfer zu verringern und die Wirkung des Giftes abzuschwächen.



Fortdauer der Kämpfe in der Mandschurei

Die Kämpfe zwischen chinesischen Freiwilligen und den Japanern nehmen in der Mandschurei ihren Fortgang. Fast täglich ereignen sich Ueberfälle von Freiwilligen auf die Städte des Landes, wobei es zu blutigen Kämpfen kommt. Die fortgesetzten Unruhen zwingen die Japaner zu immer neuen Verstärkungen und zu umfangreichen Schutzmaßnahmen für die wichtigsten öffentlichen Gebäude. — Unser Bild zeigt das Verwaltungsgebäude der südmandschurischen Eisenbahn in der Hauptstadt des Landes, das von japanischen Matrosen scharf bewacht wird.



Der Schauplatz blutiger Straßenkämpfe

Blick in die Straßen von Quito, der Hauptstadt des südamerikanischen Staates Ecuador. In dieser Stadt ist es zu einer Revolution gekommen, in deren Verlauf blutige Kämpfe zwischen den Rebellen und dem Militär ausbrachen. In den Kämpfen sollen 500, nach anderen Meldungen gar 5000 Personen getötet worden sein.

Die Kreide

Ihre Gewinnung — Die Wunder ihres Aufbaues

Wir leben in einer Kreidezeit

Was Kreide ist, weiß ein jeder, und sei es nur von mehr oder weniger unangenehmen Erinnerungen aus der Schulzeit her, die sich an dieses Stückchen Mineral knüpfen. Schwierig aber wird die Sache schon, wenn man jemanden fragt, wie die Kreide gewonnen wird, und auf die Frage gar, woraus sie sich zusammensetzt, wird man nur selten die richtige Antwort hören. Mancher dürfte sich denken, daß die Kreide ein Produkt der Farbfabriken sei, wie die übrigen Farben auch, mit denen wir im Alltag umgehen, eine Ansicht, die natürlich völlig abwegig ist. Schreibkreide ist Kalk, gewöhnlicher Kalk, und wird auch daraus gewonnen. Allerdings eignet sich nicht jede beliebige Kalkart hierzu, sondern eine Art, die weder zu hart, noch zu weich ist, so daß man gut Not damit schreiben kann. Kalklager, die diese Eigenschaft aufweisen, sind eigentlich selten, weshalb sich die Gewinnung der Kreide auf verhältnismäßig wenige Punkte der Erde beschränkt. Kreidevorkommen findet man in Südengland, Nordfrankreich, einigen belgischen und westdeutschen Orten. Die Bedeutung aller aber überragt die Insel Rügen, diese Perle der Ostsee, auf der die Voraussetzungen für die Kreidegewinnung so günstig sind, daß die Insel in Weltmonopol für sich beanspruchen kann.

Die Insel Rügen ist bekanntlich fast ein einziger großer Kreidefelsen. Berühmt sind ihre steil abstürzenden, blendend weißen Kreidewände, die die nagenden Wellen im Laufe der Jahrhunderte bloßgelegt haben. Sie liefern das Rohmaterial für die bekannte Schreib- oder Schlämmkreide. Allein in der Nähe von Saßnitz zählt man etwa 15 Kreidebrüche, die den Abbau der Kreidelager betreiben. Bei allen ist das Verfahren das gleiche. Die ausgebrochenen Gesteinsstücke werden in Förderkörben dem Mälterwerf zugeführt, wo sie zerkleinert, von fremden Gesteinsmischungen befreit und gemahlen werden. Das so gewonnene Kreidemehl wird durch reichlichen Zusatz von Wasser in einen milchig-flüssigen Brei aufgelöst. Pumpwerke heben die Kreidemilch und leiten sie in schwach geneigte Holzrinnen, die in große Klärbottiche einmünden. Das sind ausgemauerte Behälter, die durch verschließbare Ueberläufe miteinander verbunden sind. In den Holzrinnen lagern sich schon die gröbsten Teile, die von der Kreidemilch mitgeführt werden, ab, während sich in den Klärbottichen nach einigen Tagen das Gemisch fast vollständig durch Ablagerung der Kreideteilchen klärt. Das Wasser wird abgelassen und in die Bottiche, die nun bereits abgelagerte Kreide enthalten, von neuem so oft Kreidemilch eingeleitet, bis die Bottiche vollständig mit Kreide angefüllt sind. Die Masse hat nun eine etwas teigige Beschaffenheit, kann mit dem Spaten gestochen werden und wird zu flachen Kuchen geformt, die in überdachten, von allen Seiten offenen Trockenschuppen auf Holzborden getrocknet werden. Die weitere Verarbeitung richtet sich je nach dem Verwendungszweck. Zur Gewinnung von Schreibkreide werden die Kreidekuchen in passende Stücke zerschnitten. Der Rest wird in besonderen Mühlen zu einem feinen Pulver vermahlen, das vielseitigen Zwecken dienstbar gemacht werden kann. Kreide wird zur Herstellung von Wasserfarben ebenso gebraucht wie zum Putzen und Polieren von Metallen, ferner zur Herstellung von Kitten. Die Chemie benötigt Kreide zur Neutralisierung von Säuren, zur Herstellung von Stärkezucker und schließlich, denn reine Kreide besteht zu fast 98 Prozent aus kohlensaurem Kalk, während den Rest etwas kohlensaure Magnesia, etwas Kieselerde und unlösliche Gesteinstrümmerchen bilden.

Weit interessanter als diese Antwort, die der Chemiker auf Fragen nach der Zusammensetzung der Kreide erteilt, ist die Antwort, die uns der Mineralogie gibt, wenn wir fragen, woraus die Kreide besteht. Betrachtet man nämlich ein Stückchen Kreide unter dem Mikroskop, so offenbart sich uns ein wahres Tierbuch der Meereswunder, ein förmliches Museum winziger Schalen, Skelette und Gehäuse kleinster, zum Teil längst ausgestorbener Lebewesen. Mit jedem Kreidestrich streichen wir viele hundert solcher allerkleinster Versteinerungen ab. Die Zahl der Arten von Kreidetierchen geht in die Tausende, ja es gibt gelehrte Männer, die ihr Leben lang nichts anderes tun, als Kreidetierchen zu sammeln, zu untersuchen, zu beschreiben und mit Namen zu belegen, unter denen sich der Laie allerdings so gut wie nichts vorstellen kann, wie Globigerinen, Orbulinen, Foraminiferen, Bryozoen, Ostrakoden, Kokkolithoforiden, Raddolithen usw., Namen, die ebenso unverständlich wie umständlich sind. Unter diesen Kreidetierchen sind die Foraminiferen mit die wichtigsten. Man muß sich darunter ein Körperchen vorstellen, das zehnmal kleiner ist als das kleinste Stäubchen. Es besteht aus einer winzigen gekammerten schneckenartigen Schale, in der nichts weiter wohnt als ein Tröpfchen farblosen Urschleims. Dieser dringt durch zahlreiche Poren in seinen Fäden aus der Schale heraus, stützt sich an strahlenförmig angeordneten Kalknadeln, so daß ein lebendes Kreidetierchen wie eine Sonne im Strahlenkranz aussieht. In einem Tropfen Meerwasser finden sich 10, in einem Liter Millionen solcher winzigen Tierchen, die von den Bakterien leben, die das Meerwasser bevölkern, und die dadurch eine bedeutende Rolle im Haushalt der Natur spielen. Sie halten das Meerwasser rein, das ohne sie ein fieberhauchender, stinkender Sumpf wäre.

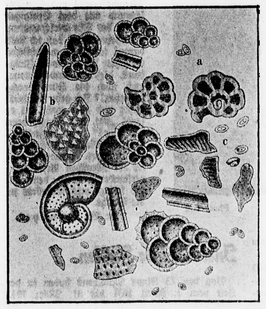
Wenn solch ein winziges Lebewesen stirbt, sinkt die Schale auf den Meeresboden hinab. Welch phantastische Zahl gehört dazu, um aus diesen allerkleinsten Bausteinen jene gewaltigen Kreidefelsen zu erbauen, die heute unser Auge bewundert.

Die Natur hat die Kreidetierchen mit einem verschwenderischen Formenreichtum ausgestattet. Bei manchen Arten ist das Gehäuse keilförmig gestreckt und in Kammern unterteilt, die zweizeilig in der Weise angeordnet sind, daß eine Kammer der einen Reihe mit einer Kammer der anderen Reihe wechselt. Bei anderen Arten sind die Kammern wendeltreppenartig angeordnet und bilden einen umgestülpten Kreisel. Neben diesen Arten kleinster Tiere enthält die Kreide die Gehäuse und Skelettrümmer zahlreicher ausgestorbener Meerestiere, wie der Seeigel, der Seestern, der Ammoniten usw. Besonderem Interesse begegnet hier die Perlbootschnecke, auch Nautilus genannt, in der die Natur ein Vorbild für das menschliche Unterseeboot geschaffen hat. Wenn die Schnecke zur Oberfläche emporsteigen wollte, so zwängte sie ihren Körper aus dem Gehäuse hinaus, das nun leichter wurde als das Wasser und zur Oberfläche emporstrebte. Umgekehrt vermochte die Schnecke zu tauchen, indem sie sich ganz in ihr Gehäuse zurückzog, wodurch es schwerer als das umgebende Wasser wurde.

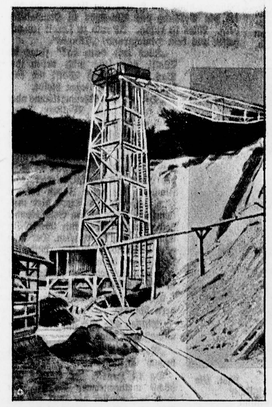
Es ist unmöglich, diese Fülle von Lebewesen, die sich uns in der Kreide offenbart, auch nur aufzuzählen, geschweige denn zu beschreiben. Und was uns mit womöglich noch größerer Bewunderung erfüllt, ist die unvorstellbare Verbreitung dieser Kreidetierchen. Der größte Teil des Meeresbodens ist in einer Fläche, die dem Umfang aller Kontinente entspricht, mit einer dicken Schicht von Ueberresten der Kreidetierchen bedeckt. Und an dem Aufbau der Kontinente selbst, die ja zum allergrößten Teil früherer Meeresboden sind, haben die Kreidetierchen einen hervorragenden Anteil. Man hört mitunter die Befürchtung aussprechen, daß die Kreidevorräte auf der Insel Rügen bald zu Ende gehen könnten. Diese Befürchtung ist so grundlos wie kaum eine andere. Nicht nur der ganze Untergrund der Insel besteht aus Kreide, sondern die Kreidelager reichen auch unter den Spiegeln der Ostsee hinab bis an die Küste des Festlandes nach Stralsund und Greifswald.

Jedenfalls ist das Kreidetierchen das häufigste und durch seinen Anteil am Aufbau der Erdrinde wichtigste aller lebenden Tiere, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß wir auch heute noch in einer Kreidezeit leben, genau so wie in jener, vom Geologen so bezeichneten Zeit, in der die ersten Laubbäume wuchsen und die letzten Dinosaurier von der Bühne des Lebens abtraten.

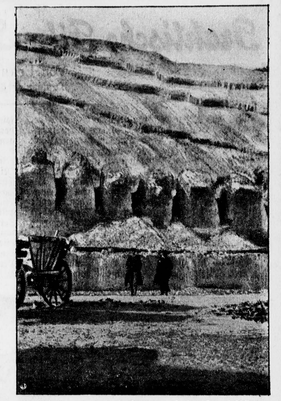
Trocknen der Kreidekuchen auf großen Trockengestellen



Mikroskopisch. Querschnitt durch die Schreibkreide
a) Foraminiferen; b) Bryozoen; c) Kokkolithen.



Förderanlage für das Kreidegestein



Kreidebruch bei Saßnitz auf der Insel Rügen
Das schneeweiße leuchtende Kreidegestein gleicht einem gewaltigen Eisberg

Wer handelt mit Vulkanasche?

Als vor einigen Monaten aus Südamerika die Meldungen von den verheerenden Vulkanausbrüchen, die weite Strecken Chiles und Brasiliens unter einer dichten Aschendecke begraben hatten, nach Europa drangen, wurden sie mit großem Mitgefühl aufgenommen. Neuerdings erfährt man, daß sich mit einem solchen Aschenregen auch ein Geschäft machen läßt. In der chilenischen Stadt Curico wenigstens hat sich als Folge des Vulkanausbruchs eine ganz neue Industrie entwickelt. Die Einwohner sammeln nämlich die vulkanische Asche ohne große Mühe und verkaufen sie zu einem verhältnismäßig gar nicht einmal so niedrigen Preise an eine große Firma in der Landeshauptstadt Santiago, die einen recht erheblichen Bedarf an der eigenartigen Ware zu haben scheint. Leider hat sich bisher noch nicht herausbringen lassen, zu welchem Zwecke. Auch die Landwirte in Brasilien, die seiner Zeit bereits ihre gesamte Ernte unter dem Aschenregen erstickt glaubten, haben inzwischen zu ihrem freudigen Erstaunen feststellen müssen, daß die Alfalfa-Felder eine Ueppigkeit zeigen wie kaum zuvor. Die Vulkan-Asche hat offenbar ein ausgezeichnetes Düngemittel abgegeben. — Man sieht mal wieder: Kein Unglück ist so groß . . .

Tropisches Eis

Beim Bohren nach Erdöl in der Gegend von Duebracho-Tampico in Mexiko stieß man vor etwa einem Jahrzehnt in 1000 Meter Tiefe nach Durchstoßen einer Kalksteinschicht auf ein ausgedehntes unterirdisches Kohlensäurevorkommen. Es erfolgte ein Gasausbruch der den Bohrturm hinwegfegte, und eine pinienförmige Dampfsäule erhob sich in die Luft. Da man die Kohlensäure nicht nutzbar machen und die Dampfsäule, von der sich nur 5 v. H. als brennbar erwiesen, nicht durch Anzünden beseitigen konnte, überließ man das Gas ruhig seinem Schicksal. Ein volles Jahrzehnt lang ist es bis vor kurzem ungenutzt in die Lüfte entströmt. Neuerdings kam nun ein Newyorker Ingenieur auf den Gedanken, die entweichende Kohlensäure nach einem bekannten Verfahren zu Trockeneis zu verarbeiten. Das dem Bohrloch unter einer Temperatur von rund 36 Grad Celsius entströmende Gas wird zunächst gereinigt, dann in den flüssigen Zustand überführt und nun ein Teil zu Kohlensäureschnee verwandelt. Diesen Schnee preßt man zu Blöcken zusammen und erhält so künstliches Eis, das etwa um die Hälfte schwerer ist als natürliches. Da das Verfahren sich sehr billig stellt, wurden bereits Tausende von Tonnen fester Kohlensäure von Tampico nach Newyork verschifft. Man verwendet dieses tropische Eis unter anderem zur Verhinderung von Bränden auf Petroleum-Tankschiffen.

Praktische Film-Dramaturgie

Von Franz Horch

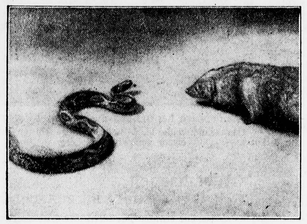
Dramaturg des Deutschen Lichtspiel-Syndikats

Mit dem Lesen des ungeheuren Einlaufs beginnt es. Selten, daß die Post am Tage weniger als 3 Exposés, 4 in Briefen kurz skizzierte „Ideen" (oder solche, die dafür gehalten sein wollen) und einige Romane auf den Tisch des Produktionsleiters legt. Der, wie schon sein Titel besagt, „Chef von's Janze", schickt die Romane, die Briefe und Skizzen seinem Dramaturgen. Er soll sich damit beschäftigen, womit in der Regel Lektüre gemeint ist. Regeln haben die Eigenschaft, daß sie von Ausnahmen bestätigt werden

Im Ernst, mit dem Lesen beginnt es, endigt damit keineswegs. Der Dramaturg ist — Idealzustand — die rechte Hand des Produktionsleiters. Dieser kennt die Außen- und Innenpolitik seiner Firma, weiß um deren künstlerische und geschäftliche Absichten. Der Dramaturg kennt mit allo unzähligen Gesprächen, Wendungen, atmosphärischen Undefinierbarkeiten Ziele und Zwecke seiner Direktion Diese Kenntnis läßt sich bei der Leserarbeit schwer völlig ausschalten und leistet unbewußt eine Art Barometerdienst. Stillschweigend wird gemessen, verglichen: kein Mißverständnis; der Dramaturg tritt damit keine „Zensur" über das eingereichte Material aus, er wird, ausgestattet mit einer geruchsempfindlichen Spürnase, auch dann zu seinem Chef ins Zimmer stürzen und „Heureka!" rufen, wenn er einen Stoff gefunden zu haben glaubt, der zwar bereits in ähnlicher, aber weit schwächerer Gestaltung angenommen ist. Dieses „Wissen", von dem oben gesprochen wurde, führt ihn mehr als es ihn kennt, heraf ihn stillschweigend bei schwierigen Entscheidungen, aber lähmt ihn niemals oder engt gar seinen Gesichtskreis ein.

Sicherlicher Gedanke: es wäre ein Dramaturg, ein ausgezeichneter Filmdramaturg denkbar, der nie liest. Ich verlange den „Flair", das Gefühl, das auch in diesem Handwerk fast alles ist. Das Himmelslicht, das optische, das Bildgefühl, den Sinn für das spezifisch Filmische muß der Dramaturg besitzen „Nam" ist Schall und Rauch. Er muß wissen, aber auch fühlen, wo ein Roman von 400 Seiten für den Film her angepackt werden muß, wo die Bildtexte für Handlung und Figuren liegen, von welcher Seite aus dem harten Epos das stärkste „Drehbuch" abzuringen ist. Er hat anschaulich, sinnfällig zu denken, was er am leichtesten imstande ist, wenn er sich vor seiner Tätigkeit mit den technischen Fragen des Films gründlich auseinandergesetzt hat. Es ist ein Handwerk wie jedes, das wie jedes seinen guten Boden hat. Und wer es, wie der Dramaturg, restlich zu beherrschen hat, ist verpflichtet, mit seinen technischen, also mit seinen grenzenlosen Möglichkeiten aufs innigste vertraut zu sein.

Noch ein Wort über die bereits erwähnte Nase; auch die muß er haben, allzeit reizempfänglich, und je vollkommner er dieses Organ ausbildet, desto erfolgreicher wird er sein. Ja, seine Nase, verlangt mit Recht der Chef, muß herausfinden, was dem Publikum morgen behagen wird Er muß also eine Elefernase haben, die aus dem Geschmack von gestern und heute den von morgen und übermorgen angeben kann. Nichts Menschliches darf dem Dramaturgen fremd sein: er hat kein Ohr, wie man so schön zu sagen pflegt, auf dem Puls der Zeit, während seine mehrfach erwähnte Nase dem Wind nachspürt, der geweht hat, weht und wehen wird. Sein Stoffgebiet ist die Welt, ihr Auf und Ab, das Schicksal des einzelnen hat ihn genau so zu fesseln, wie das Flutkurieren der Massen. Dem sein Thema kann ebenso die Entdeckung einer Petroleumquelle im Staate Texas sein als die Meldung, daß ein Liftboy des Eden-Hotels das große Los gezogen hat.



Phot. Ufa

Mungo kämpft
Aus dem neuen Ufa-Kultur-Tonfilm „Tiere als häusliche Freunde"

Der Pulsschlag der Zeit! Geistlicher Schlagwort bei künstlerischer Arbeit! Nicht den unbedenklichen Beugen vor jeder Konjunktur ist hier das Wort geredet, dem Nachlaufen einer Mode, die morgen überaltert ist. Im Gegenteil! Denkender als je zuvor bewiesen die letzten Jahre eines bedenklichen Repertoirtiefstandes, daß mit den Allerweltsten, Banalitäten, leeren Spielereien um ihrer selbst willen kein Hund mehr hinterm Ofen hervorzulocken ist. Das Tiefaufdem Barometer des Niveaus scheint überschritten, die Sehnsucht nach gehaltvollen, handlungsstarken Filmen drängt sich mit jedem Tag gebieterischer vor den Erzeuger. Auch der Spielfilm trägt diesem endlich erwachten Zeitgefühl Rechnung, beglückt, aus den Niederungen der Belanglosigkeiten zu künstlerischen Qualitätsdarbietungen sich überheben zu können. Nach einer Flut äußerlicher Mache, entsteht nicht nur in der Ausführung das künstlerisch gestaltete Thema auf den Plan, das den Menschen im Parkett packen will, wo er am menschlichsten ist: in seinen Leidenschaften, seinen Gefühlen, seinen Hassen und seinen Lieben. Was in dieser Hinsicht am Publikum gesündigt wurde, wie oft seine für die Aufnahme des künstlerischen Films wertvollsten Dramen unterdrückt und beleidigt wurden, geht nicht auf die größte Haut der größten Kuh.

Nochmals: mit dem Lesen beginnt es nur. Die wichtigste Arbeit des Dramaturgen ist das Anregen. Er liest im Prenzlauer Anzeiger einen Vorfall, zu dem die Geschichte, die er türsich dem Straßunder Montagblatt entnahm, wundervoll paßt. Ein herrliches Thema! Wie es bearbeiten? Vorschläge, die sogleich dem Produktionsleiter vorgelegt werden! Wer eignet sich am besten? Unter den Autoren? Unter den Schauspielern? Vorschläge, Anregungen! Oder er hat einmal — es soll vorgekommen sein — selbst einen Einfall . . . dann — dann — geht er unter die „Filmatoren", hat ein Auto und schnauft in 14 Tagen den jungen Mann am Telefon an, der, des Gottes voll, jetzt dort sitzt, wo er selbst bis vor kurzem gesessen und gelesen hatte und ist wütend, wenn er von ihm im Honorar gedrückt wird!

Interview mit einem Hund

Wolfi, der Samojede, liegt faul in der Mittagssonne, er blinzelt nur ab und zu nach den Hühnern hinüber. Hinter ihm liegen wohlbehütet die Gebäude des Ufa-Zoos in Neubabelsberg. Alles ist ruhig. Ab und zu schreit jemand heiser aus dem Hintergrund: „Tämmes".

„Wer ruft denn da?" frage ich Wolfi und sehe mich neben ihn. Das erste ist, daß Wolfi sich entschuldigt, daß er liegen bleibt.

„Der verflixte Rheumatismus oder was das ist . . . Wolfram Junghans, mein Herr, nennt es Muskelschwund im Schulterblatt, weh tut es auf alle Fälle . . . na, reden wir nicht davon. Sie wollten wissen, wer „Tämmes" schreit, das ist Kolk, der Rabe, ein hochtalentierter Tonfilmstar. Es wird Ihnen bekannt sein, daß wir die Tiere hier meistens nur unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Kolk ist nur übertroffen von Tori, dem Papageien. Der kann nach Grammophonplatten rhythmisch singen und dazu tanzen. Er liebt mich nebenbei sehr und singt mir oft in stiller Stunde etwas vor."

Wolfi blinzelt wieder zu den Hühnern hinüber.

„Wissen Sie auch auf die Hühner aufpassen?" frage ich.

„Nee." Er winkt lebhaft ab. „Das brauch' ich nicht!"

Da ist Henri, der Hahn. Ein höchst unangenehmer Geselle! Hat mich doch neulich der Kerl mit den Flügeln geschlagen und empfindlich ins Ohr gehackt, bloß weil ich mir erlaubte, einen Knochen, an dem er herumpickte, für mich zu beanspruchen. — Dieses Federvieh hat überhaupt keine Lebensart. Wenn ich nicht auf Wolfram Junghans Rücksicht zu nehmen brauchte, hätte ich mir den stolzen Hahnrik schon längst in stiller Stunde zu Gemüse gerührt. Sie wissen doch, daß wir Hunde im Gegensatz zu den Menschen „Hühnerbraten" roh auch sehr gern essen."

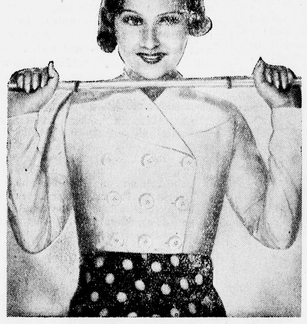
„Was pflegen Sie zu speisen, wenn Sie gerade keinen Hühnerbraten haben?"

„Getrocknetes Büffelfleisch mit Reis. Wunderbare Sache, die harten Knochen machen allerdings schon Schwierigkeiten, ich habe nämlich keine guten Zähne — Opfer meines Berufs. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein" — und er wirft sich in die Brust —, „daß ich selbst ein nicht unbekannter Filmstar bin."

„Ich weiß, ich weiß," bestätige ich lebhaft.

„„Wie Wolfi und Ali Freunde wurden", das ist noch gar nichts, unseren neuesten Film, „Tiere als häusliche Freunde", müssen Sie erst mal sehen. Unter anderem kommt sogar der heilige Skarabäus vor. Unter uns gesagt, ist das nur ein Mistkäfer. Er ist mir besonders in Erinnerung, weil ein solches Vieh mal aus seiner Behausung ausbrach und mir ausgerechnet beim Mittagsschlaf auf der Nase herumtrampelte. Ich bin furchtbar erschrocken, und der Skarabäus dreht keine Pillen mehr. Eine glatte Rechnung. Ich verstehe nicht, daß mein sonst so kluger Herr das absolut nicht einsehen wollte. Er hat sich damals direkt an mir vergriffen. Doch das ist nebenbei. Wovon wollte ich doch reden? Man verliert tatsächlich den Faden. Ach so, mein erster großer Film, den ich drehte, war „Mikel, der Grönlandjäger". Um meinen Herrn zu retten, mußte ich eine Holzstir durchbeißen — nicht das beste für die Zähne! Ich sage Ihnen, das Filmen ist manchmal nicht so leicht wie es aussieht. Der jungen Generation kann man das nicht oft genug predigen."

Um auf ein lustigeres Thema zu kommen, frage ich: „Ich sah vorhin zwei schmissige, junge Polarhunde, vermutlich die Herren Kinder?" Sein Auge verfinsterte sich. „Jetzt müßte eigentlich meine Brust von Vaterstolz schwellen, wie ihr Menschen in tischigen Deutsch so schön zu sagen pflegt. Aber Mahlzeit, ja Mahlzeit! Die sind flinker als ich und fressen mir die besten Happen weg. Ungeratene Kinder! Smule, meine Tochter, nicht, die hat noch etwas Gemüt, aber der Junge ist so recht der ungeratene Sohn — obwohl Baas, eine berühmte Polarspürhündin mit fabelhaften Stammbaum, seine Mutter ist."



Lilian Harvey Phot. Ufa

Plötzlich dringt ein seltsames Kreischen an unser Ohr.

„Hören Sie Ali, den Javaner?" fragt Wolfi entzückt. „Ein reizender Kerl, der sucht mir immer das Ungeziefer ab. Ich sage Ihnen, tipptopp Arbeit, und so gärtlich ist er dabei, er liebt mich — die reinste Affenliebe! Er weiß aber auch, was er an mir hat — Wau, wau. Apropos wau, wau: Finden Sie, daß der Kolkrabe sich richtig verhält, wenn er dauernd in meiner Anwesenheit „wau wau" schreit?

Kein Hund wird auch nur eine Sekunde auf diese billige Bell-Imitation hineinfallen. Aber was sagen Sie dazu, daß dieser eingebildete Schwarzrock manchmal den ganzen Ufa-Zoo verrückt macht?! Dann fangen die riesigen Aga-Kröten an zu miauen, und Kuno, der Eichelhäher, kräht ganz unverschämt wie Henrik, dieser lächerliche Haushahn, und der Rabe immer mit wauwau dazwischen

Man hat schon seinen Aerger! Ueberhaupt, na, ich will ja nichts gegen Herrchen sagen, aber die Menschen sind in vielen Punkten wirklich nicht ernst zu nehmen. Er freut sich nämlich wie ein kleines Kind, wenn ich ihm — was vorbrumme. Dann sagt er wohl ein dutzendmal: „Na, wie spricht der Bär?" Schließlich, auf seine dringenden Bitten hin, erfülle ich ihm diesen kindlichen Wunsch; dann lacht er, und die Menschen, die bei ihm sind, lachen auch. Wie leicht man doch diesen einfachen Gemütern eine Freude machen kann, komisch" — seine Stimme hebt sich — „und an dem dicksten und schönsten Knochen lassen sie achtlos vorüber!

Verrückt, sage ich nur . . .

Und wissen Sie schon, daß die Leute da einen großen Kampf zwischen Mungo und einer Kettwipver veranstalteten? Das war ein Theater! Na, Sie werden es ja im Film sehen!

Mungo war früher mein Freund, aber er ist jetzt bei seiner Gastrolle in Hagenbecks Tierpark derart frech geworden, daß es kaum noch mit ihm auszuhalten ist . . ."

Plötzlich fletscht Wolfi die Zähne — nicht aus Wut, sondern aus Freude. Er lacht sogzusagen aus vollem Hals. Man hört nichts, als daß der Kolkrabe und der Eichelhäher Töne von sich gaben.

„Nee," sagte er grienend, „was die beiden sich da wieder Grobheiten an den Kopf werfen, unglaublich. — Was Kuno da sagt, das ist ja zum Bellen, das muß ich mal schnell Herrchen erzählen." Wolfi springt auf, macht „wau wau" und ist trotz Rheumatismus und Muskelschwund mit drei Sprüngen hinter der Tür verschwunden.

Unheimlich ist, daß ich bald darauf tatsächlich menschliches Gelächter höre. Sollte Junghans, dieser Allerweltsmann, auch noch die Hundesprache verstehen!? Ich gehe lauschend näher und höre noch, wie er sagt: „Na, wie spricht denn der Bär?" Ein fragendes Knurren Wolfis ist schließlich die Antwort. Neues Gelächter der Menschen Armer, unverstandener Hund, denke ich und schlage mich seitwärts in die Büsche.

Dr. W. Lohmeyer.

Phot. Ufa

Käthe von Nagy und **Wolf Albach-Retty** sind die Hauptdarsteller in dem Ufa-Tonfilm „Das schöne Abenteuer"

Interessante Zahlen

Von den 73 Kinos Münchens haben in der Zeit vom 1. April 1931 bis 31. März 1932 nicht weniger als 44 die Besitzer gewechselt, das sind rund 60 Prozent der Gesamtzahl. In den letzten Monaten der Berichtsperiode ist der Besitzwechsel auffallend gestiegen. Hinsichtlich der Platzzahl waren am stärksten die kleinen Theater bis zu 200 Plätzen beteiligt; hier gingen 26 Theater in andere Hände über. Dann folgen die Theater mit 200—400 Plätzen, von denen 11 in anderen Besitz kamen. Von den größeren Theatern (400 bis 600 und über 600 Plätze) wechselten 4 bezw. 3 den Besitzer.

*

Die Gastspiele der Bayerischen Landesfilmbühne, die bekanntlich Befreiung von der Lustbarkeitssteuer mit sich bringen, sind in derselben Zeit von 950 Veranstaltungen (1929/30) auf 2300 (1930/31) und 1900 (1931/32) gestiegen.

Kriminalroman von Wilfelm Weldin

4. Fortsetzung

Das war leicht gesagt. Kennedy klopfte, rotte, in seiner Kiste, doch nichts antwortete, als das monotone Brausen, das gleichzeitig von überall und nirgends zu kommen schien. Da sah dem Detektiv zum erstenmal in seinem Leben säh die grausligste aller Aengste, die eisige, hoffnungslose Todesangst im Nacken.

Wo befand er sich um Gottes willen? Vielleicht eingeschnürt in einem ungeheuren Stapel von Kisten . . . Vielleicht in der verlorensten Ecke eines Magazins, das Wochen, sogar Monate lang von niemand betreten wurde . . .

Das Brausen schwoll plötzlich an, wurde zu einem betäubenden Dröhnen. Irgendwie fühlte Kennedy, daß sich nach irgendwohin eine Tür geöffnet hatte. Das konnte nur bedeuten, daß Menschen in der Nähe waren.

Mit letzter Kraft trommelte er gegen die Wände seines Sarges.

„Hallo . . ." sagte draußen eine Stimme. „Ist da jemand?"

„Jawohl — hier!" brüllte Kennedy.

Der Matrose draußen suchte den dumpfen Klang der Stimme näher zu lokalisieren. Er sah zwischen die Kisten, konnte aber nichts finden.

„Hallo, Dick, da ist wo 'n Bünder!" rief er einem zweiten Mann zu, der zur Tür hereinblickte.

Beide sahen sich in dem kleinen Raum um.

„Mir scheint, du siehst 'ne Fata Morgana," sagte der eine spöttisch. In diesem Augenblick klopfte es dicht neben ihm.

„Hallo, Ben, das ist's."

Die beiden Matrosen beugten sich über eine Kiste länglichen Formats. „Maschinen-Bestandteile . . . Vorsicht . . . nicht stürzen!" buchstabierte Dick.

Die Maschinenbestandteile begannen wie toll zu trommeln.

„Wenn das nur mal nicht ne Höllenmaschine ist . . ." sagte Dick und trat vorsichtig einen Schritt zurück.

„Quatsch nich, hast du schon mal ne Höllenmaschine gesehen, die um Hilfe ruft?"

Krachend setzten starke Stemmeisen an. Binnen zwei Minuten war Ralph Kennedy befreit.

„Gern!" Kennedy zog die Brauen zusammen und setzte eine dienstlich ernste Miene auf. „Sie haben Schmuggelware an Bord!"

„Was erlauben Sie sich . . .!" schoß der Kapitän ehrlich entrüstet in die Höhe.

„Ich erlaube mir zu bemerken, daß Sie zwei Kisten Alkohol mit sich führen."

Kennedy lächelte.

„Wie können Sie sich unterstehen, etwas derartiges zu behaupten, Herr!" Die Haltung des Kapitäns versteifte sich. Seine Stimme zitterte von mühsam unterdrücktem Zorn.

„Regen Sie sich nicht auf, lieber Kapitän," sagte Kennedy, der jetzt fühlbar Oberwasser hatte, seelenruhig. „Sie konnten ja nicht wissen, daß in den zwei Kisten Hundefutter, die Sie an Bord haben, ebensowenig Hundefutter ist, wie in der Kiste Maschinenbestandteile nicht Maschinenbestandteile, sondern meine Weniglkeit."

„Die Kisten mit Hundefutter . . .?" stotterte der Kapitän.

„Ein alter Trick. Ich sah die Kisten zufällig neben der meinen und war mir über diesen wirklichen Inhalt sofort im klaren. Offenbar rechneten die Auftraggeber damit, daß das Luftschiff, das ja eine Extratour absolviert, einer weniger scharfen Zollkontrolle unterworfen werden würde."

„Ich werde die Kisten über Bord werfen lassen!" rief der Kapitän.

„Das wird Ihnen nichts nützen. Sie vergessen, daß ich sie gesehen habe. Ich bin amerikanischer Kriminalpolizist. Ich werde dafür sorgen, daß bei der Ankunft eine hochnotpeinliche Untersuchung gegen Sie in die Wege geleitet wird. Sie riskieren dabei, daß Ihr Luftschiff für einige Zeit in Beschlag genommen wird. Ich glaube, Sie kennen den Paragraphen der Hafenbehörden . . ."

Der Kapitän war ipsrachlos.

„Wenn Sie mich aber absetzen, was mit einem Fallschirm, den Sie sicher an Bord haben, leicht zu machen ist, habe ich die Kisten nicht gesehen — verstehen Sie?"

„Ich füge mich der Gewalt," sagte der Kapitän steif. „Ich übernehme aber keine wie immer geartete Verantwortung für den glücklichen Ausgang dieses Manövers. Darauf möchte ich Sie bloß aufmerksam machen . . ."

„Ist auch gar nicht nötig," lachte Kennedy, froh über seinen Sieg. „Die Verantwortung eines anderen hat noch nie jemand davor bewahrt, sich zu erschlagen. Uebrigens kennen Sie mich schlecht, wenn Sie glauben, daß ich mir so ohne weiteres das Genick breche!"

„Ich gehe, um die radiotelegraphische Verbindung mit der „Europa" aufzunehmen," sagte der Kapitän, ohne auf Kennedys Scherz einzugehen.

„Halt, noch eines!" rief ihm der Detektiv nach. „Irgendein Passagier wünscht nach London zurückzukehren. Nur irgendein Passagier — Sie verstehen. Ich wünsche nicht, daß die Leute, die mich als Frachtgut nach Newyork verschickt haben, wissen, daß ich mich schon auf dem Rückweg nach London befinde."

Schon nach einer Stunde erschien die „Europa" am Horizont. Eine Rauchfahne erst, dann tauchte allmählich der Oberdau schneeweiß aus den flaschengrünen Wellen des Atlantik.

Als der Zeppelin majestätisch die erste Schleife zog, stoppte der Ozeanriese und legte sich, leicht schlingernd, mit dem Bug gegen die Wellen.

Dreimal zog das Luftschiff über dem Dampfer hinweg, bis es die erforderliche Position erreicht hatte, die unter Berücksichtigung der Windrichtung eine Trockenlandung des kühnen Fallschirmspringers an Bord der „Europa" erhoffen ließ.

Da sprang Kennedy los, schoß wie ein Pfeil in die schwindelnde Tiefe. Einen Augenblick lang wurde der Luftdruck beängstigend, daß Kennedy zu ersticken fürchtete. Dann entfaltete sich knatternd die riesige Leinwandwolke des Schirmes, straffte sich, und in jähem Gleitflug schwebte der Detektiv auf den Atlantischen Ozean nieder. Langsam trieb ihn der Wind auf den Dampfer zu, der linker Hand wie eine kleine, ellipsische weiße Insel aus den Wellen ragte.

Erst glaubte er, diese schützende Insel nie erreichen zu können, doch dann mußte er staunend die mathematische Exaktheit der Manöver des Luftschiffes bewundern.

Der Fallschirm schwebte gerade auf das Schiff zu und sank direkt auf das Sonnendeck nieder. Ein schwacher Aufprall — und Kennedy hatte wieder festen Boden unter den Füßen. Donnernd setzten über ihm die Motoren des Luftschiffes wieder mit Vollgas ein, der Zeppelin zog noch eine Schleife über dem langsam beidrehenden Dampfer und entfernte sich silbrig schimmernd mit großer Schnelligkeit gegen den westlichen Horizont.

Mit Mühe und Not gelang es zwanzig kräftigen Matrosen, Kennedy, der von einer ungeheuren Menschenmenge umzingelt war, die ihn fast erdrückte, zu befreien. Der ganze Weg bis zur Kapitänskajüte mußte frei gelegt, die Stiegen und Laufgänge von Menschen gesäubert werden. Dann schritt Kennedy durch ein dichtes Spalier neugieriger, fragender, erregter Gesichter. Fragen flogen vereinzelt auf, ein paar Hochrufe gellten.

Erst an der Tür der Kapitänskajüte zerschellte die Brandung der Neugier und Kennedy erzählte einem erstaunt aufhorchenden Schiffskommandanten in fließendem Deutsch die Geschichte von dem Detektiv, der, in einer Kiste verpackt, per Luftpost nach Newyork verschickt werden sollte.

18 Stunden nach der denkwürdigen Unterredung Kennedys mit dem Kapitän des englischen Zeppelins R 107 schnellte das Flugzeug der „Europa" vom Katapult los und entführte den Mann, der mitten auf dem Atlantischen Ozean von einem Zeppelin auf einen Dampfer umgestiegen war, wie man von einem Omnibus in die Straßenbahn umsteigt, an die Küste.

21 Stunden nach eben dieser peinlichen Unterredung landete das Flugzeug in Hafen von Southampton und 24 Stunden, nachdem Kennedy dank zweier Kisten Hundefutter einen Fallschirm erobert hatte, wurde er bereits in Scotland Yard für seinen eigenen Geist gehalten.

10.

Es war 12 Uhr, als sich Oberinspektor Herrick und die beiden Inspektoren Watts und Kennedy hinter gepolsterten Doppeltüren zu einer dringlichen Geheimkonferenz zusammenfanden.

REISE-ERINNERUNG

Blütenwiesen, rauschend dunkle Wälder
Schimmern noch in sonnegoldenem Glanz;
Und Erinnern ist durchatmet ganz
Von dem Duft der erntereifen Felder.

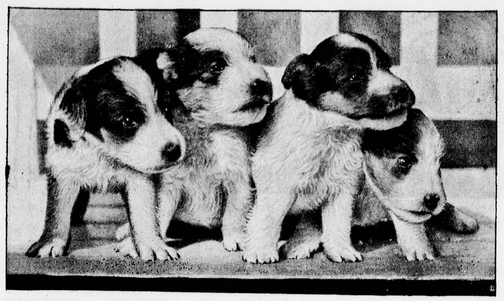
Fernher streift ein Wind aus hellen Tagen,
Läßt das Herz wie Harfensaiten schwingen,
Daß aus seiner Tiefe wächst ein Klingen,
Nachhall schnell verrauschten Glücks zu tragen.

In die grauen Straßen fällt ein Licht,
Blumen blühen auf aus toten Steinen.
Wo die Mauern drängend sich vereinen,
Daß Natur am Zwang der Stadt zerbricht.

Sonnenweite, einmal frei erschlossen,
Leuchtet lange fort im milden Glanz,
Und der Wiesen buntgewirkter Kranz,
Seen, Wälder, Wunder all der großen,

Schöpferischen Urkraft, froh erschaut,
Aus Erinnerungs-Mosaik gebaut,
Sind von Sehnsuchtshimmeln überblaut.

HEINRICH LEIS



Vierblättriges Kleeblatt

„Lassen wir vor allem einmal die subjektiven Seiten meines kleinen Abenteuers beiseite," sagte Ralph Kennedy und schnitt mit der flachen Hand die dicken Rauchwolken entzwei, als wollte er einen imaginären Trennungsstrich zwischen sich und allem anderen ziehen. „Man hat mich in eine Falle gelockt, betäubt und sich dem Spaß gemacht, mich in sehr lustiger und beziehungsvoller Weise dorthin zurückzuschicken, woher ich gekommen war: nach Newyork. Man wollte mich aus einem bestimmten Grunde, der sich, wie ich fürchte, bald zeigen wird, aus dem Wege räumen. Das steht fest. Es fragt sich nur: Wer wollte mich aus dem Wege räumen. Da bis ungefähr acht Stunden vor dem Attentat kein anderer als Oberinspektor Herrick von meiner Anwesenheit in London etwas wußte und man über meine weiteren Entschließungen, wie meinen Besuch bei Miß Barton, nur in Scotland Yard informiert war, läßt sich diese Frage sehr einfach dahin beantworten: der Mann, der mich aus dem Wege räumen wollte, war derjenige, dem es gelang, im Laufe jenes denkwürdigen Nachmittags genaue Informationen über mich herauszubekommen. Wer das war, müßte sich unschwer feststellen lassen. Können Sie mir also Anhaltspunkte in dieser Richtung geben?"

Henry Watts zupfte nervös an seinem Mantelkragen.

Inspektor Herricks Blick haftete mit unerfreulicher Festigkeit auf ihm: „Erzählen Sie!"

„Sehen Sie," begann Watts verlegen, und suchte den Blicken des Amerikaners auszuweichen. „Es war ja vielleicht nicht ganz richtig . . ."

„. . . Es war sogar gar nicht richtig," warf Herrick ein.

„. . . Es war eine Gedankenlosigkeit, vielleicht spielte auch der Zufall mit, mit einem Wort: ich selbst habe die in Frage stehende Information telephonisch an Lord Montford weitergegeben. Möglich, daß sie auf diesem Wege durch irgendeinen Zufall dem Täter zu Ohren kam."

Kennedy konnte, wenn es um ernste Dinge ging, sehr unhöflich sein. Und hier — das wußte er — ging es sogar um ganz außerordentlich ernste Dinge. „An solche Zufälle glaube ich nicht!" sagte er scharf.

Es war, als hätte Kennedy in diesem Zimmer plötzlich eine Kanone abgeschossen, oder etwas ähnlich Ueberraschendes getan. Watts starrte ihn buchstäblich mit offenem Munde an, in Herricks Gesicht malte sich Erstaunen. Und wie es in Augenblicken der Spannung zu geschehen pflegt, enthüllte sich in den nächsten Worten der beiden Londoner Kriminalisten ihr ganzer Charakter.

„Beweise!" rief der Oberinspektor.

„Bihaw!" hauchte Henry Watts.

„Beweise — —?" Kennedy lächelte. „Die erhaltene Information und die im Bankhaus Goldenstone gefundene Briefstasche."

Der Oberinspektor schüttelte den Kopf. „Das genügt keinesfalls. Außerdem halte ich diese Idee für absurd."

„Die Beweise werde ich Ihnen beschaffen," sagte Kennedy kühl und erhob sich. „Sind Sie mit Miß Barton in Verbindung geblieben?"

„Ich hielt das für ziemlich überflüssig," bemerkte Watts, der wieder Oberwasser zu haben glaubte, etwas spitz. „Uebrigens — hm — scheint Miß Barton Sie auch vermißt zu haben . . ."

Kennedy schluckte das „auch" wortlos hinunter. „Wieso?" fragte er sachlich.

„Sie hat mich gestern buchstäblich alle fünf Minuten angerufen und sich nach Ihnen erkundigt. Sie wollte Sie — hm — dringend sprechen . . ."

„Hat Sie heute nochmals angerufen?"

„Soviel ich weiß, nicht."

Kennedys Stirn legte sich in Falten. Er war beunruhigt. Es war mehr als eine Ahnung, was in ihm die Gewißheit reifen ließ, daß mit dem Mädchen etwas nicht in Ordnung war. Sollte er am Ende ihretwegen beiseite gerämmt worden sein? Was hatten diese seltsamen Annäherungsversuche Montfords zu bedeuten? Hatte sich am Ende inzwischen etwas ereignet?

Es war eine der Grundprinzipien Kennedys, Klarheit zu schaffen, direkt auf eine Sache loszugehen.

Er verabschiedete sich schnell von Henry Watts, der ihn bis zu dem neuen Dienstwagen begleitete, den ihm Scotland Yard zur Verfügung gestellt hatte.

Als der Wagen schon mit surrendem Motor anzog, wandte er sich noch einmal um: „Ja, daß ich nicht vergesse — etwas können Sie mir abnehmen, Watts. Graben Sie Goldenstones Garten auf, Sie werden dort einen toten Hund finden. Vielleicht auch im stellen . . . Auf Wiedersehen!"

Der Motor sprang mit Volldas an und der Wagen glitt pfeilschnell davon. Watts starrte ihm entgeistert nach, dann bekam er einen Hustenanfall. Er hatte vor Verblüffung eine ganze Wolke Benzindampf geschluckt.

***

Als Kennedy in Aileens Wohnung nach dem Mädchen fragte, sah er schon an dem Gesicht der Hausfrau, daß er zu spät gekommen war.

Miß Barton ist heute vormittag nach Southampton gefahren, um sich nach Südamerika einzuschiffen."

Kennedy sah grimmig drein.

„Hat ein Mann namens Lord Montford sie, in den letzten Tagen aufgesucht?"

„Lord Montford . . .?" überlegte die Hausfrau. „Natürlich, das war ja der Herr, der Miß Barton heute früh im Auto abgeholt hat."

„Besten Dank," sagte Kennedy und verabschiedete sich. Er wußte genug.

Die würdige Dame war ihm einen mißbilligenden Blick nach. Sie hatte sich in Miß Barton gründlich getäuscht. Herrenbekanntschaften — blaue Limousinen — Ueberseereisen — das war der Weg des Lasters. Ja, diese Stillen, das waren die Nichtigen . . . Und diese modernen Mädchen überhaupt . . .

Die würdige Dame konstatierte mit Befriedigung, daß sie kein modernes Mädchen war.

Und darin, zweifellos, hatte sie recht.

11.

Wie eine Reihe in einer Linie aufgefädelter Sterne schwebten die Lichter des „Monte Sarmiento" über den nachtschwarzen Wellen, auf denen verwaschene Goldreflexe tanzten.

In zehn Minuten war das Motorboot fällig, das die letzten Passagiere an Bord hatte. Zwei Stunden später sollte der Dampfer in See stechen.

Der Paßbeamte gähnte und dachte an alles andere, nur nicht an Pässe. Der unvermeidliche Geheimpolizist lehnte nachlässig an der Reling und betrachtete interessiert die Sternbilder.

Der Paßbeamte blickte auf die Armbanduhr: „Fünf Minuten noch, und die vorschriftsmäßigen zwei Minuten Verspätung. Macht sieben Minuten."

Seine Berechnung stimmte aufs Haar. Genau sieben Minuten später legte das Boot an der schwarzen Schiffswand des Ozeandampfers an.

Ein Herr aus Buenos Aires . . . ein Diplomat . . . Herr Pawel Iwanowitsch Kolzow aus Warschau . . .

„Gebt in Ordnung. Die nächsten, bitte!"

„Bankier E. Peon, Rio de Janeiro . . . danke!"

„Miß — — wie, bitte?"

„Aileen Barton!"

„Einen Augenblick," sagte Ralph Kennedy, und nahm das dunkeläugige, stark geschminkte Mädchen beiseite. „Ich möchte Sie ersuchen, in Ihrem eigenen Interesse jedes Aufsehen zu vermeiden."

Das Mädchen wurde bleich und sah den Detektiv erschrocken an. „Was wünschen Sie — bitte?"

„Ich wünsche Sie zu verhaften!"

„Aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?"

„Weil Sie gar nicht Aileen Barton sind."

Das Mädchen schoß einen giftigen Blick auf Kennedy und sprang mit verblüffender Plötzlichkeit, wie eine Katze, der Reling zu.

„Gemach," sagte Kennedy, der ihr mit noch verblüffenderer Plötzlichkeit das Handgelenk ausgekugelt hatte. „Sie würden das Ufer ja doch nicht erreichen und ich habe eine unüberwindliche Idiosynkrasie gegen Wasserleichen."

Herr Pawel Iwanowitsch Kolzow, der diese Szene aus der Ferne beobachtete, verschwand mit großer Beschleunigung in seiner Kabine, die er drei Tage lang nicht mehr verließ. Er gab vor, die Seekrankheit zu haben. Das Meer war vollkommen still, aber Herr Pawel Iwanowitsch Kolzows Gesichtsfarbe schien diese Ausrede zu rechtfertigen.

„Der Kerl hat nur Angst," bemerkte der zweite Steward zu seinem Kollegen. Er ahnte nicht, wie recht er hatte.

12.

Im Hafenpolizeiamt nahm sich Kennedy seine Gefangene vor.

„Wie heißen Sie?"

„Dolly."

„Ihr Familienname?"

Dolly zuckte die Achseln. „Meinen richtigen Namen werde ich Ihnen doch nicht verraten. Wozu also . . .?"

Kennedy sah, daß er es mit einer schweren Nummer zu tun hatte. Hier konnte nur List helfen.

„Lassen Sie einmal Ihre Hand sehen," sagte er galant.

Das Mädchen gehorchte, und Kennedy drückte schnell ihren Daumen auf ein präpariertes Papier, das er einem Polizeibeamten reichte. „Lassen Sie diesen Abdruck daktyloskopieren, vielleicht läßt sich auf diese Weise Miß Dollys Identität feststellen."

Und zu Dolly gewendet, fuhr der Detektiv fort: „Sie sehen, ich arbeite wie ein guter Zahnarzt: schnell und schmerzlos. Uebrigens werden wir Ihren Namen ohnehin durch Ihren Auftraggeber erfahren. Er erklärt, gegen Strafnachlaß alles gestehen zu wollen."

Das Mädchen fiel wider Erwarten auf diesen einfachen Trick herein. „Kolzow war immer ein Schuft!" stieß sie wütend hervor.

„Kolzow!" rief Kennedy weinlich überrascht und bereute diese Unvorsichtigkeit sofort.

„Ich so — ein Trick!" Dolly lachte verächtlich. „Sehr dumm von mir, auf so einen dämlichen alten Polizeitrick hereinzufallen. Aber jetzt können Sie mich auf Wasser und Brot setzen, und Sie bekommen kein Wort mehr aus mir heraus."

Kennedy war ein zu guter Psychologe und auch im Umgang mit Verbrechern erfahren, um nicht zu wissen, daß jetzt aus dem Mädchen nichts mehr herauszubringen sein würde. Auch hatte er von vornherein auf Dolly keine großen Hoffnungen gesetzt, denn er kannte die Solidarität der Unterwelt zu gut und war überhaupt geneigt, anzunehmen, daß dieses Mädchen nur ein untergeordnetes Werkzeug war. Denn eines stand für ihn bereits fest: Dolly war nichts weiter als eine mit Aileens Papieren ausstaffierte Strohpuppe, dazu bestimmt, bei eventuellen Nachforschungen der Polizei, die man offenbar nach seiner Rückkehr aus Newyork befürchtete, auf eine falsche Spur zu lenken.

So war sein Verdacht, daß etwas mit Aileens Argentinienreise nicht stimme, doch gerechtfertigt gewesen. Dieser Verdacht, der sofort in ihm aufgeleimt, als er erfuhr, daß Lord Montford hinter der Sache steckte. Die sofortige Fahrt an die Küste hatte sich gelohnt.

Aber was für eine Teufelei ging hier eigentlich vor?

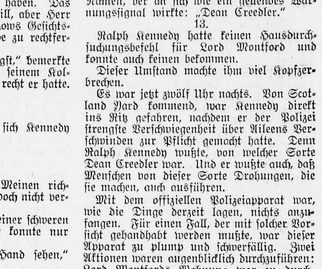
Pawel Iwanowitsch Kolzow — Kennedy war dieser Name nur zu gut bekannt; besser als den englischen Behörden. Einer der berüchtigsten Mädchenhändler Südamerikas —? Der Fall sah bös aus.

Und zwischen einer Serie von Rätseln als einziges Bindeglied Lord Montford. Dieser Mann, der immer als blasser Schatten hinter den Ereignissen stand. In die Sache Goldenstone spielte er hinein, bei dem bis jetzt noch völlig unaufgeklärten Vorfall mit Aileen fand sich seine Spur — sein eigenes peinliches Abenteuer war irgendwie nebelhaft mit ihm verknüpft.

Kennedy schüttelte den Kopf: je mehr er nachdachte, desto unbegreiflicher, unerklärlicher, geheimnisvoller wurde dieser Fall.

Aus dumpfem Brüten züngelte wie eine Stichflamme jäh die Frage auf: Wo ist Aileen Barton?

Es galt zu handeln.



Mütterliche Ermahnungen

Kennedy gab der Hafenpolizei noch einige Weisungen über die Behandlung des Mädchens Dolly, dann suchte er seinen Wagen auf, der heute schon einmal die Distanz zwischen London und Southampton durchmessen hatte.

Als Kennedy den Innenlenker bestieg, bemerkte er plötzlich ein graues Kuvert, das mit einer Briefklammer an einer der Speichen des Volants befestigt war.

Er riß das Kuvert auf und las:

„Aileen Barton befindet sich auf dem Wege nach Kanada. Es wird ihr kein Leid geschehen, wenn die Polizei nicht nach ihr forscht. Andernfalls aber ist ihr Leben verwirkt.

D. C."

Kennedy wußte nur zu gut, daß dieses D. C. kein harmloses Sacktuchmonogramm war. Es fiel ihm nicht schwer, aus diesen Buchstaben jene zwei Worte zu formen, jenen Namen, der an sich wie ein geflendes Warnungssignal wirkte: „Dean Creedler."

13.

Ralph Kennedy hatte keinen Hausdurchsuchungsbefehl für Lord Montford und konnte auch keinen bekommen.

Dieser Umstand machte ihm viel Kopfzerbrechen.

Es war jetzt zwölf Uhr nachts. Von Scotland Yard kommend, war Kennedy direkt ins Ritz gefahren, nachdem er der Polizei strengste Verschwiegenheit über Aileens Verschwinden zur Pflicht gemacht hatte. Denn Ralph Kennedy wußte, von welcher Sorte Dean Creedler war. Und er wußte auch, daß Menschen von dieser Sorte Drohungen, die sie machen, auch ausführen.

Mit dem offiziellen Polizeiapparat war, wie die Dinge derzeit lagen, nichts anzufangen. Für diesen Fall, der mit solcher Vorsicht gehandhabt werden mußte, war dieser Apparat zu plump und schwerfällig. Zwei Aktionen waren augenblicklich durchzuführen: Lord Montfords Wohnung war zu durchsuchen, und Aileens Spur mußte verfolgt werden, ohne daß Dean Creedler etwas merkte.

Zu beiden konnte Kennedy die Polizei nicht gebrauchen. Bei der Durchsuchung von Lord Montfords Wohnung konnte sie ihm nicht helfen, da sie sich nicht berechtigt glaubte, auf Grund schwacher Indizien gegen diesen ehrenwerten Peer einen Hausdurchsuchungsbefehl zu erlassen, und bei der Verfolgung von Aileens Spur konnte er sie nicht gebrauchen, weil sie im herkömmlichen Wege die ganze Oeffentlichkeit alarmieren und sie Dean Creedler auf ihre Aktion aufmerksam machen würde, was das Mädchen — daran zweifelte Kennedy nicht im mindesten — das Leben kosten konnte. Kennedy überlegte. Und er pflegte schnell zu überlegen.

Es war halb eins. Zwischen zwölf und drei ist die beste Zeit zum Einbrechen. Also beschloß Kennedy, unverzüglich einzubrechen.

Er zog schnell ein Paar Knickerbocker an, weiche, gummibesohlte Tennisschuhe und einen grauen, unauffälligen Rock. Dann legte er einen weichen Schal um seinen Hals, setzte eine Sportkappe auf und hatte sich derart binnen wenigen Minuten in einen Menschen von jenem Typus verwandelt, der den Detektivs gerade entgegengesetzt ist.

Sorgsam wählte er noch aus einem schmalen, schwarzen Lederkoffer einige Einbruchswerkzeuge letzter Konstruktion aus, steckte einen Browning entsichert in die Rocktasche und knipste das elektrische Licht aus.

Zwei Minuten später glitt an der finsteren Fassade des Hotels ein Mann herunter, wenn man aus seinem Aufzug logische Schlüsse zog, diesen etwas ungewöhnlichen Weg gewählt hatte, um den wachsamen Augen handfester Hotelportiers zu entgehen.

Auf dem feuchten Asphalt ging ein Polizist auf und ab. Er pendelte hin, pendelte her und machte keine Miene, wegzugehen. Dem Mann oben, der geduckt auf einem kleinen Balkon hockte, war er das, was man einen Dorn im Auge nennt.

Als der Polizist zum sechsten Male unter dem Balkon vorbeikam, streckte der Mann oben vorsichtig den Arm aus.

(Fortsetzung folgt)

Spionage wider Willen

Seltsames Schicksal des Bauern Mathis Marcel

Brüssel im November. Anschlagsäule: „Amis. Durch feldgerichtliches Urteil wegen Kriegsverrats, Aufhetzung von Mannschaften an den Feind über die Nordgrenze, wurden verurteilt: fünf Personen zum Tode, vier Personen zu fünfsehn Jahren Zuchthaus. Der Generalgouverneur von Belgien, von Bissing." Die Leute stehen Schulter an Schulter, sechs Reihen hintereinander. Auch Marcel, der französische Bauer, der in Belgien billiges Saatgut kaufen wollte, dem der Krieg plötzlich die Grenze sperrt. Noch war er nicht interniert. Stumm liest jeder die erschütternde Lektüre. Keiner spricht ein Wort. Dann machen sie Platz den Nachdrängenden, schlurfen still in die Seitenstraßen und sehen sich nicht mehr um. Viele tappen unsicher, wie Marcel.

An diesem Abend durchkreiste eine Legion von Gedanken und Vorstellungen Marcels Gehirn, die Nordgrenze. Flucht über die Nordgrenze nach Holland, über den Kanal zurück nach Frankreich, zurück nach Pourdrière, zu Sichel und Pflug. Ja, die Nordgrenze . . . Er schnappte vor Aufregung nach Luft. Er streckte seinen Bauernbuckel, „Dieu est, avec nous", und machte sich auf den Weg.

Tagsüber verbarg sich Marcel in Scheunen und Gestrüpp. Nachts schleifte er seinen schmutzigen Leib durch Furchen und Straßengräben. Mehr Tier als Mensch. Getrieben vom urelementaren Notinstinkt der gänzlichen Kreatur, du oder ich. Und dann ist die Grenze da, Gott sei Dank, die Grenze . . .

Wie ein weides Quallenaas drückt sich die Dunkelheit durch den Wald, legt sich breit über Hügel und Felder. Regen setzt ein. Die Wasserbündel wollen nicht alle werden. Marcel kennt das und ist froh. Den Mund auf den Boden gedrückt kriecht er vorwärts. Wie ein nasses Segel flattert das zerrissene Halstuch im Wind. Die Grenze . . .

Deutlich, wie Schattenbilder, erkennt er die Umrisse von Soldaten. Sie nähern sich einander, entfernen sich wieder, das Gewehr um die Schulter gehängt. Wachtposten, die jeden ohne Anruf niederschießen, der zur Stunde diese Zone betritt. Er spricht sich selbst mit heiserer Stimme Mut zu. Weint vor Freude. Er will und wird es schaffen.

Aber er schafft es nicht. Diese Nacht und auch die anderen Nächte nicht. Ist um Tage zu spät gekommen: Acht Kupferdrähte schlingen sich von Mast zu Mast,zwei Meter hoch. Von der Nordseeküste bis Antwerpen, von Antwerpen bis Aachen. Elektrisch geladen. Hochspannung. Die Tore und Uebertritte sind lebendig von Soldaten. Die Schaltvorrichtungen verborgen und streng bewacht. Vor dem Todeszaun zieht sich niedriger Stacheldraht. Nur ein Schritt: und irgendwo gellen die Alarmsignale. In den Drähten fuselt die freiziehende Luft, klappert, wie ein hüchernes Gespenst. Und Marcel weint. Deutlicher treten die Backenknochen in seinem Gesicht hervor. Hunger reißt am leeren Magen. Da kriecht er zu einem nahegelegenen Gehöft, bis zur Stalltür, kann nicht weiter. Er legt die Hand über die Augen gegen ein Licht, das gar nicht da ist. Eine weiche Welle löscht ihn langsam aus.

So findet ihn die Bäuerin. Hat ein hübliches listiges Gesicht. Aber ein gutes Herz.

Eine Gruppe Landstürmer liegt im Gehöft. Vier Kilometer entfernt, die nächste Gruppe. Beide zweihundert Meter vom elektrischen Zaun. Vom Schlafzimmer der Bäuerin hört Marcel alle fünfsehn Minuten ein paar Soldaten den Zaun abschreiten. Sie plaudern. Oft ein Arrut, dann fliegen Leuchtkugeln durch die Nacht empor, senken sich als lichtschimmernde Trauben. Von unten und von den Nebenzimmern dringt das Geräusch der Effenden zu ihm. Als es still wird, kommt die Bäuerin herein und bringt auch ihm zu essen. Sagt nur: „Guten Abend, du brauchst vor mir keine Angst zu haben." Marcel nickt. Dann beraten sie. Man hört den Sekundenzeiger ticken.

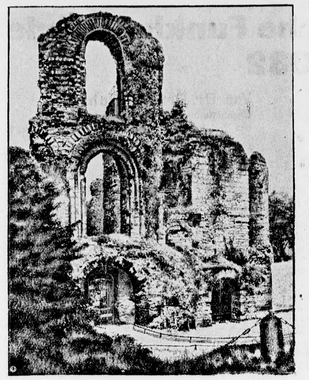
Drei Uhr morgens verläßt Marcel auf denselben Wege, wie er gekommen, das Gehöft. Es regnet noch immer. Vor sich her rollt er ein leeres Faß ohne Boden, außen mit Gummistücken dicht umwickelt. Er zwindert sich selbst, wie ruhig er dabei bleibt. Mit zugekniffenen Augen kriecht er vorwärts. Bei einem Strauch

Mit der Rakete gegen den Hagel

Das Hagelschießen, eine seit Jahren bekannte und vereinzelt gepflegte Maßnahme gegen Hagelschlag, hat jetzt im Alpenvorland eine Neuauflage erhalten. Statt der früher gebräuchlichen Böller verwendet man jedoch Raketen, deren Abschuß auf unserem Bilde festgehalten ist. Die Raketen haben die Aufgabe, die gefahrdrohenden Wolken zu verteilen und sie zu verhältnismäßig harmloser Entladung zu bringen. Hagelgefahr entsteht bekanntlich immer dann, wenn Regenwolken vom Wirbelwind gefaßt, plötzlich in hohe Lagen gerissen werden, wo die Wassertropfen bei der größeren Kälte zu Eis erstarren. Jetzt zerschießt man die Wolken vorher und beseitigt so die Hagelgefahr.

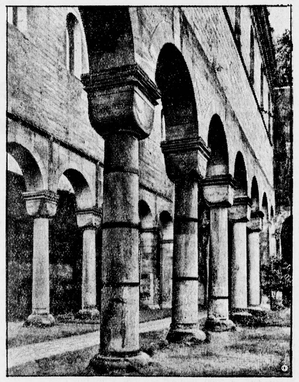
Das Hildegardkloster ausgebrannt

In dem Kloster der hl. Hildegard in Eibingen bei Rüdesheim brach nachts ein Brand aus, der mit großer Schnelligkeit um sich griff und das Klostergebäude, in dem das Pfarrhaus, das Rathaus und die Schule untergebracht sind, zerstörte. Dann griff das Feuer auf die in unserem Bilde gezeigte Kirche über, die ebenfalls völlig ausbrannte. Unter anderm wurde der erst vor drei Jahren errichtete Hildegardaltar und die vor einer Woche neu aufgestellte Orgel zerstört. Den Flammen sind auch zahlreiche unersetzliche Hildegard-Reliquien zum Opfer gefallen — Das Kloster Eibingen wurde im Jahre 1148 errichtet. Seine berühmteste Aebtissin war die heilige Hildegard von Bingen, deren 800. Todestag im Jahre 1929 im Rheingau festlich begangen wurde.



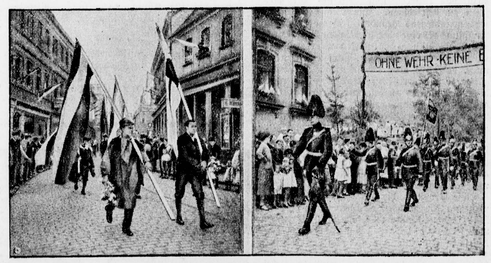
Die Kaiserthermen von Trier

Das größte Denkmal der Antike auf deutschem Boden ist die unter dem Namen Kaiserpfalz bekannte Ruine in Trier. Allerdings ist die Bestimmung dieses Bauwerks fast ein Jahrhundert lang merkwürdigerweise völlig verkannt worden. Erst jetzt ist durch Veröffentlichungen des Leiters der Ausgrabungen in Trier, Prof. Krencker, der schlüssige Nachweis erbracht worden, daß es sich hier nicht um einen Kaiserpalast handelt, sondern um eine der großartigsten Badeanlagen der römischen Kaiserzeit. Die Bauten stammen aus der Zeit von 100—270 n. Chr.



800 Jahre Paulinzella

Die heute nur noch als Ruine erhaltene Klosterkirche von Paulinzella ist in diesem Monat 800 Jahre alt. Im September 1132 weihte die Gräfin Pauline von Schwarzburg-Käfernburg das nach ihr benannte Kloster im Thüringer Wald ein. Die im rein romanischen Stil erbaute Kirche ist heute eine der schönsten und meistbesuchten Ruinen Deutschlands.



Das große Grenzlandtreffen in Pirmasens

In Pirmasens versammelten sich etwa 30 000 Soldaten der alten Armee zum ersten großen Grenzlandtreffen, an dem auch Vertreter aus dem Saargebiet, dem Sudetenland, aus Schleswig, Tirol und dem Elsaß teilnahmen. Viele von ihnen trugen die alten Uniformen, andere die Abzeichen ihrer ehemaligen Regimenter und ein hübsch zusammengestellter Festzug zeigte die Uniformen der alten Armee von der Zeit Friedrichs des Großen an. Der französischen Presse hat sich eine unbegreifliche Aufregung bemächtigt. Sie erklärt übereinstimmend, daß, wenn Frankreich seine Besatzungstruppen noch in der Pfalz gehabt hätte diese Kundgebung wenige Kilometer vor der Grenze unmöglich gewesen wäre. — Unser Bild zeigt zwei Gruppen aus dem Festzug: links die Fahnenträger mit den Zeichen der abgetretenen Gebiete, rechts ein Vorbeimarsch ehemaliger Artilleristen in Paradeuniform.

Die deutsche Funkindustrie im Jahre 1932

Von Dr. Erwin Michel,
Geschäftsführendes Vorstandsmitglied
des Verbandes der deutschen Funkindustrie E. V.

Zunächst einmal ist festzustellen, daß die Ausbreitung des Rundfunks in Deutschland auch im vergangenen Jahre, das heißt im Jahre 1931, trotz der allgemeinen starken Kaufkraftschrumpfung erheblich Fortschritte gemacht hat. Die Zahl der Rundfunkteilnehmer im Deutschen Reich nahm vom April 1931 an um rund 437 000 oder 12 v. H. zu und erreichte am 1. April 1932 rund 4,2 Millionen. Das entspricht einer Dichte von 24 Teilnehmern je hundert Haushaltungen gegenüber 22 im Vorjahr. Von der Gesamtzahl entfielen fast 3,5 Millionen oder 83 v. H. auf Orte mit mehr als 2500 Einwohnern. In diesen vorwiegend städtischen Gemeinden kamen durchschnittlich 32 Teilnehmer auf je hundert Haushaltungen gegenüber 29 v. H. am 1. April 1931. In den Städten mit mehr als 500 000 Einwohnern wurden im Durchschnitt sogar 46 Teilnehmer je hundert Haushaltungen ermittelt (im Vorjahr 44 v. H.). Die kleineren Orte (mit mehr als 2500 bis 20 000 Einwohnern) wiesen demgegenüber nur eine Dichte von 23 v. H. auf. Am geringsten war die Beteiligung am Rundfunk mit 10 v. H. (gegenüber 9 v. H. im Vorjahr) auf dem flachen Lande (in Orten mit 2500 und weniger Einwohnern).

Die Entwicklung der Rundfunkteilnahme während des letzten Jahres war allerdings gerade auf dem flachen Lande in absoluten Ziffern am stärksten. Hier hat sich seit dem 1. April 1931 die Zahl der Rundfunkteilnehmer um 112 000 oder um 20 v. H. in dieser Gruppe erhöht. Die durchschnittliche Zunahme in den Orten mit mehr als 2500 Einwohnern betrug demgegenüber nur 10 v. H. Dabei war die Entwicklung in den Klein- und Mittelstädten mit einem Zugang von 18 v. H. bzw. 21 v. H. entsprechend der hier noch verhältnismäßig niedrigen Dichte, ähnlich wie auf dem Lande, verhältnismäßig günstig. Die Steigerung der Teilnehmerzahlen in den Großstädten war erheblich geringer; bei den Städten mit mehr als 500 000 Einwohnern betrug sie im Durchschnitt nur 5 v. H. Die Entwicklung im vergangenen Jahr läßt somit erkennen, daß im allgemeinen die Ausbreitung des Rundfunks sich in den Großstädten mit zunehmender Sättigung mehr und mehr verlangsamt, in den mittleren und kleinen Städten, besonders auf dem flachen Lande, noch lebhaft zunimmt. Es ist bemerkenswert, daß im Jahre 1931 demzufolge erstmalig in Deutschland die absolute Zunahme der Rundfunkteilnehmer auf dem flachen Lande stärker gewesen ist, als in den Städten.

Daß der Sättigungsgrad in Deutschland noch lange nicht erreicht ist, kann aus der Tatsache geschlossen werden, daß hinsichtlich der Rundfunkdichte Deutschland erst an neunter Stelle (im Jahre 1930 an siebter Stelle) unter den Staaten der Welt steht. Welche Entwicklungsmöglichkeiten hier noch gegeben sind, zeigt ein Blick auf die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Amerika, in denen auf je 1000 Einwohner 129 Rundfunkteilnehmer entfallen, während in Deutschland mit 64 Funkteilnehmern auf je 1000 Einwohner erst eine Rundfunkdichte von ungefähr 50 Prozent jener Amerikas festgestellen ist.

Im übrigen dürften für Deutschland besondere Gründe vorliegen, die eine weitere Ausbreitung des Rundfunks als wahrscheinlich erscheinen lassen. In den ersten Jahren des Rundfunks diente dieser wesentlich dazu, das Unterhaltungsbedürfnis der Menschen zu befriedigen. Die Dinge haben sich jetzt grundlegend geändert. Heute wird der Rundfunk als eines der wichtigsten Instrumente zur Beeinflussung des Volkes von der Regierung und den politischen Parteien dazu benutzt, politische oder wirtschaftliche Gedankengänge zu popularisieren; durch die Möglichkeit des Rundspruchs an alle wird über den Sender und den Empfänger Weltgeschichte gemacht. Weite Kreise der deutschen Bevölkerung, die bisher den Rundfunk als Vermittler von Unterhaltung und Belehrung ablehnten, sehen sich jetzt veranlaßt, sich an ihm zu beteiligen, um von der unmittelbaren Anteilnahme an dem durch die Sender beeinflußten Zeitgeschehen nicht ausgeschlossen zu sein.

Diese Tatsache, die mit einer weiteren Vermehrung der Rundfunkteilnehmer in Deutschland rechnet, könnte vielleicht dazu führen, die wirtschaftlichen Aussichten der deutschen Funkindustrie als günstig erscheinen zu lassen. Dem müssen bei der Beurteilung dieser Frage einige bedeutsame Einschränkungen gemacht werden. Das der kulturell und zivilisatorisch hochstehenden deutschen Bevölkerung innewohnende Verlangen, trotz schlechter wirtschaftlicher Lage Rundfunkteilnehmer zu sein, stellt bemerkenswerter Weise bisher dazu geführt, daß auch bei finfender allgemeiner Konjunktur die Absatzmöglichkeiten von Rundfunkgeräten in Deutschland festgelegen sind. Es konnte an dieser Stelle auch noch im vorigen Jahr darauf hingewiesen werden, daß die Kurve des Absatzes in Funkgerät eine von der Kurve der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung stark abweichende Tendenz aufweist. Diese neun Jahre lang beobachtete Eigenbewegung in der Kurve des funkindustriellen Absatzes hat erstmalig in der letzten Rundfunksaison aufgehört. Hoffentlich ist diese Tatsache nicht von symptomatischer Bedeutung; sie findet zweifellos ihre Begründung darin, daß die außerordentliche Verschiebung der Kaufkraftgrenze nach unten stärker als die vorher gekennzeichneten Tendenzen für eine Neubeteiligung am Rundfunk gewesen ist. Bei einer Betrachtung der allgemeinen trostlosen wirtschaftlichen Situation in Deutschland müßte eigentlich mit einem Anhalten dieser Gründe für verkleinerte Absatzmöglichkeit von Funkgerät gerechnet werden. Demgegenüber steht jedoch die Tatsache, daß durch die grundlegenden Veränderungen auf der Senderseite in Richtung einer außerordentlichen Verstärkung der Sendeenergien bei verschiedenen Sendern, der Austausch überalterer, nicht mehr den heutigen Verhältnissen entsprechender Geräte notwendig sein wird. Es kann also angenommen werden, daß in der kommenden Saison mit einem Anwachsen des Auswechselungsgeschäftes zu rechnen ist; doch kann bei vorsichtiger Beurteilung all dieser Voraussetzungen kaum damit gerechnet werden, daß der Inlandsabsatz im kommenden Jahre die Höhe des im vergangenen Jahre erzielten erreichen wird.

Die wirtschaftliche Lage der Funkindustrie wird jedoch entscheidend — und zwar ungünstig — durch die Entwicklung des Exportes beeinflußt. Im Kalenderjahr 1931 ist es der deutschen Funkindustrie noch möglich gewesen, ihre Stellung auf dem Weltmarkt sogar auszubauen. So erreichte die Ausfuhr Deutschlands im Jahre 1931 trotz des nicht unerheblichen Preisrückganges die Höhe des Vorjahres. Damit stieg der deutsche Anteil an der Weltausfuhr von 23 v. H. im Jahre 1930 auf 26 v. H. im Jahre 1931. Diese günstige Entwicklung ist jedoch nur auf die Verkaufserfolge der deutschen Funkindustrie in der ersten Hälfte des vergangenen Jahres zurückzuführen; in der zweiten Hälfte des Jahres wurde der Export durch die englische Pfundentwertung, durch die Ablehe anderer Länder von der Goldeckung, vor allem aber durch die Geltendmachung von Patentansprüchen und durch hemmende Zoll-, Kontingentierungs- und Devisenvorschriften in wichtigen Absatzländern stark beeinträchtigt. Die betrüblichen Ziffern der Ausfuhr von Funkgerät im ersten Halbjahr 1932, die wertmäßig um 51 Prozent und mengenmäßig um 48 Prozent niedriger als im Vorjahr liegt, läßt leider nur einen sehr ungünstigen Ausblick auf die Weiterentwicklung des deutschen Funkexports in nächster Zeit zu. Aus diesem Grunde kann bei der deutschen Funkindustrie mit einer weiteren Produktions- und Absatzschrumpfung gerechnet werden.

Aus dieser ungünstigen innerwirtschaftlichen und weltwirtschaftlichen Konstellation haben die deutschen Werke der Funkindustrie die entsprechende Folgerung gezogen. Man ist sich in den beteiligten Kreisen darüber klar, daß nur mit erhöhter Leistung, sowohl in technischer wie in preislicher Beziehung, der schwierigen Wirtschaftslage Rechnung getragen werden kann. Auf allen Gebieten der Rundfunktechnik sind in diesem Jahr ganz erhebliche Fortschritte erzielt worden. Die Qualität des Funkgerätes hinsichtlich der Trennschärfe und der leichten Bedienbarkeit ist derartig gesteigert worden, daß die Wettbewerbsfähigkeit gegenüber allen Fabrikaten des Weltmarktes sichergestellt sein dürfte. Auch in diesem Jahr hat die Funkindustrie wieder, die Zeichen der Zeit erkennend, ihre Kalkulation der niedrigen Kaufkraft der breiten Volksmasse angepaßt und stellt ihre Erzeugnisse zu Preisen zum Verkauf, die bei Anwendung des gleichen Leistungsmaßstabes außerordentlich stark gegenüber den niedrigen Preisen des vergangenen Jahres gesenkt worden sind.

Die Betriebszentralen des deutschen Uebersee-Funks

Von Dr. Fritz Runkel

Die deutsche Großfunkstelle Nauen, welche den Verkehr Deutschlands mit Ueberseevermittelt, ist allgemein bekannt. Eigentümerin war bisher die Transradio-AG. für drahtlosen Ueberseeverkehr, Berlin. Ab 1. Januar 1932 ist sie mit den übrigen Anlagen der Gesellschaft in den Besitz der Deutschen Reichspost übergegangen, die von diesem Tage an auch den Betrieb der Station sowie die Abwicklung des überseeischen drahtlosen Telegrammverkehrs übernommen hat. Zur Station Nauen gehören betriebstechnisch die Empfangsanlage Beelitz sowie die Betriebszentralen Berlin und Hamburg.

Der Ueberseeverkehr der Transradio hatte im Umfang von Jahr zu Jahr gewaltig zugenommen. Betriebsverträge sind abgeschlossen worden mit der Radio Corporation of America in Neuyork für ganz Nordamerika, Mittelamerika und den nördlichen Teil von Südamerika, mit der Transradio Internacional in Buenos Aires für Argentinien, Paraguay, Peru, Bolivien und Uruguay, mit der Companhia Radiotelegraphica Brasileira in Rio für Brasilien und mit der Transradio Chilena in Santiago für Chile. Ferner bestehen Linien nach Mexiko und Cuba, nach Mukden und Schanghai für China, nach Japan, Niederländisch-Indien, den Philippinen, Siam, Negypten und Persien.

Für den Südamerika-Verkehr besteht eine Arbeitsgemeinschaft zwischen der Radio Corporation of America in Neuyork, der Marconi-Gesellschaft in London, der Compagnie Générale de Télégraphie sans Fil in Paris und der Telefunken-Gesellschaft in Berlin. Dieser Zusammenschluß, der auf das initiative Vorgehen der Telefunken-Gesellschaft in Buenos Aires zurückzuführen ist, dient der technischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie.

Der Gedanke an Transradio hat stets gleichzeitig das Bild ihres Hauptwerkzeuges, der Großfunkstelle Nauen, vor den Augen der ganzen Welt erstehen lassen. Diese Station ist eine der leistungsfähigsten Funkstellen der Erde. Ihre Reichweite hatte sich schon 1926 von den ursprünglichen 1700 Kilometer auf 20 000 Kilometer, also den halben Erdumfang oder, wenn man an die nach beiden Seiten sich ausbreitenden Wellen denkt, den ganzen Erdumfang vergrößert. Auch kann darauf hingewiesen werden, daß sich die Wortleistungen von 1 Million im Jahre 1918 auf rund 18 Millionen im Jahre 1930 gehoben haben. Im Jahre 1931 trat eine Abnahme von 1,7 Millionen Wörter ein.

Einen besonders interessanten Teil der Anlagen der Transradio AG. stellen die Betriebszentralen dar, welche in Berlin und Hamburg eingerichtet worden sind. Um mit den großen überseeischen Funkstellen einen „Duplexbetrieb" (gleichzeitiges Senden und Empfangen) durchführen zu können, wurde bereits 1919 der Empfang von Nauen nach Geltow verlegt. Diese Maßnahme war notwendig, damit die starken Zeichen der Nauener Sender den Fernempfang nicht störten. 1921 ging Transradio, um eine schnellere Abwicklung des Verkehrs zu erzielen, dazu über, die Abgabe und Aufnahme der Telegramme in der Betriebszentrale Berlin wieder zu vereinigen. Diese Betriebszentrale entspricht ähnlichen Anlagen bei den meisten Gegenstationen. In der Betriebszentrale sind die Telegraphensende- und -Aufnahme-Apparate in einem gemeinsamen Raum aufgestellt und über Telegraphenleitungen mit den Sendern in Nauen bzw. Empfängern in Beelitz verbunden.

Zur Abgabe der Telegramme dient ein automatischer Geber (Maschinengeber). Mittels eines Stanzapparates mit Schreibmaschinentastatur werden die Telegramme auf einen Lochstreifen übertragen, und dieser Lochstreifen wiederum betätigt den Maschinengeber, welcher die Sender fernsteuert. Der Empfang von Beelitz wird in gleicher Weise über Telegraphenleitungen nach der Betriebszentrale geleitet und mittels Rekorder (Kurvenschreiber) auf einen Papierstreifen niedergeschrieben. Diese Rekorderstreifen laufen an einer Schreibmaschine vorbei und werden von den Funktelegrammen als Originaltelegramme direkt auf die Telegrammformulare geschrieben.

Die Verbindung des Sendebeamten mit dem Empfangsbeamten der Gegenstation wird durch den eigenen Empfangsbeamten vermittelt. Die Aeußerungen des Sendebeamten auf der amerikanischen Seite, um dieses Beispiel zu nehmen, vernimmt zuerst der deutsche Empfangsbeamte, und dieser benutzt einen Umschalter, um den Lautsprecher des deutschen Sendebeamten parallel zu seinem Aufnahmeapparat zu schalten. Auf diese Weise hört der Sendebeamte die von drüben kommenden Wörter mit.

Die Verbindung der Betriebszentrale mit den anderen Einrichtungen der Reichstelegraphie erfolgt durch eine Hohrpost, welche nach dem Berliner Haupttelegraphenamt führt. Man muß bedenken, daß es sich darum handelt, die angekommenen Depeschen mit größter Beschleunigung den deutschen Empfängern und umgekehrt die aufgegebenen Telegramme schnellstens der Betriebszentrale zuzuführen. Für den Verkehr mit Telegramm-Empfängern ohne „Absenden in Berlin" hat man eine Zusprechstelle" eingerichtet, welche einen direkten telephonischen Vermittlungsdienst wahrnimmt.

Als eine weitere Kontrolleinrichtung ist die Benutzung von automatischen Zeitstempeln zu betrachten. Der Beamte setzt den Zeitstempel durch einen Druck auf einen Knopf an der Vorderkante seines Tisches in Tätigkeit und druckt damit gleichzeitig die genaue Sendezeit auf das Telegrammformular. Der Ueberwachung des Empfangs dient eine Zeitstempeluhr, durch die der obengenannte Rekordstreifen hindurchläuft und die jede Minute auf diesem Streifen die Zeit vermerkt.

Die Betriebszentrale in Hamburg ist eine Hilfseinrichtung für Berlin, sie arbeitet aber im allgemeinen nicht direkt, sondern auf dem Wege über die Berliner Betriebszentrale. In Hamburg stanzt man die Telegramme in einen Maschinengeber, der auf einen Sendeapparat in Berlin arbeitet, und hier werden die Stanzstreifen erzeugt, die dann weiter zur Fernsteuerung der Großsender benutzt werden.

Das verborgene photographische Bild

Sichtbarmachung des photographischen Bildes vor dem Entwickeln

Bekanntlich unterscheidet sich für das Auge die belichtete photographische Platte in nichts von der unbelichteten, was schon manche ärgerliche Ueberraschung beim späteren Entwickeln verursacht hat. Auch bei verfeinerter Beobachtung mit optischen Instrumenten ist es nicht möglich, das eingelagerte Bild zu sehen. Es hat sich doch fast mühelos durch chemische Behandlung hervorzaubern läßt.

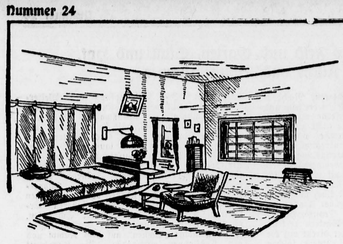
Diese seltsame Unsichtbarkeit des photographischen Bildes, für den Laien so rätselhaft, ist für den Physiker eine Selbstverständlichkeit: sie ist bedingt durch die geringe Dicke der lichtempfindlichen Schicht. Die Gelatineschicht einer gewöhnlichen Trockenplatte hat eine Dicke von etwa 20 Tausendstel Millimeter. Auf ihr lagernde lichtempfindliche Bromsilberschicht ist nur 25 Tausendstel Millimeter dick. Die Schichtdicke müßte eher mindestens ein Millimeter betragen, um die Veränderungen durch die Belichtung dem Auge erkennbar zu machen. Man kann sich die hier vorliegende Schwierigkeit klar machen, wenn man etwa an eine verdünnte Lösung eines Farbstoffes in Wasser denkt. In einer flachen Schale erscheint eine kleine Menge der Lösung wasserklar, nur wenn die Flüssigkeit eine gewisse Tiefe hat, sieht man die Färbung. Mit einem Absportionorohr von mehreren Metern Länge kann man den Farbstoff auch in der dünnen Schicht erkennen.

Ueberrascht man diese Erfahrung auf die photographische Platte, so erkennt man leicht, unter welchen Bedingungen das verborgene Bild auf der photographischen Platte sichtbar werden muß. Im Physikalischen Institut der Gießener Universität ist ein solcher Versuch durchgeführt worden. Zuerst wurden Schmelzkristallplatten aus Bromsilber von einigen Millimeter Dicke hergestellt und diese dann beiderseitig bis auf 1,8 Millimeter Dicke poliert. Nachdem diese Platte 10 Sekunden belichtet war, ließ sich das sonst verborgene Bild optisch leicht erkennen.

Dr. K. H.

Die erste deutsche Bergraupe

Bei Rottach am Tegernsee ist dieses neue Spezial-Auto für den Touristenverkehr in den Bergen in Betrieb genommen worden. Das Auto, das sowohl Rad- als auch Raupenantrieb hat, kann in Spitzkehren Steigungen bis zu 38 Grad nehmen.



HEIM UND HOF

Zweckmäßige Schweinehütten

Mit vier Abbildungen

Von Landwirtschaftsrat
W. Bäßmann

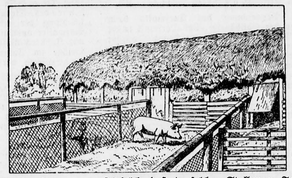


Abbildung 1
Schweinezuchtstall

Wohl bei keinem landwirtschaftlichen Nutztier spielt die Unterbringung eine solche große Rolle wie beim Schwein, und ich habe des öfteren Landwirten, die sich mit Schweinezucht und -haltung befaßten und keine Erfolge hatten, dringend empfohlen, entweder einen zweckentsprechenden Stall zu bauen oder den vorhandenen so umzubauen, daß er für die Großbringung von Ferkeln und Läufern eine Gewähr bietet, oder, falls dies nicht aus wirtschaftlichen Gründen durchgeführt werden könne, die Ferkelaufzucht aufzugeben und sich nur mit der Mast von gekauften Läuferschweinen zu befassen. Freude und einen ausreichenden Gewinn wird man bei schlechten Stallungen in der Ferkelzucht nur ganz vereinzelt und in den warmen, trockenen Monaten des Jahres haben. In Erkenntnis dieses, ist man ja auch in den letzten Jahren in der Praxis und in den Versuchswirtschaften energisch daran gegangen, zweckentsprechende und muttergültige Stallungen zu erstellen.

Besonders sämmerlich auf dem Gebiete der Stallbauten und -einrichtungen sieht es in vielen bäuerlichen Betrieben aus. Die vorhandenen Ställe sind größtenteils viel zu massiv, die Wände zu dick — bestehen manchmal noch aus großen Feldsteinen —, die Innenwände ebenfalls viel zu stark mit Zement überputzt und viel zu hoch. Eine Luftzirkulation, die dringend notwendig ist, kann nicht stattfinden. Fenster sind meistens nicht vorhanden oder viel zu klein und hoch gelegen; sie lassen sich nicht öffnen, und Sonne und frische Luft kann nicht eindringen. Daher sind solche Stallungen meistens naß, schmutzig und dunkel. Es ist ganz selbstverständlich, daß in solchen Stallungen Ferkel nicht gedeihen können und daher eine Rente aus der Schweinezucht nicht zu erzielen ist. Häufig läßt man es bei dem Bewenden, indem man sagt: Ich habe kein Glück mit der Ferkelaufzucht, ich gebe sie auf.

Auch in Großbetrieben sind manchmal ähnliche Stallungen vorhanden, doch hat sich hier die Erkenntnis, daß für eine einträgliche Schweinezucht gute Stallungen unbedingt notwendig sind, schneller Bahn gebrochen.

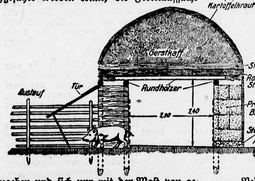


Abbildung 2
Querschnitt des Schweinezuchtstalles

Neben zweckentsprechenden Stallungen ist Auslauf auch für Ferkel von größter Bedeutung. Aus diesem Grunde sind in den letzten Jahren meistens die Abferkelställe mit kleinen Ausläufen versehen worden (Bau System von Lochow-Petkus — Ruhlsdorf).

Infolge der allgemeinen Geldknappheit sind mehrere Besitzer dazu übergegangen, möglichst billige Unterbringungsmöglichkeiten zu schaffen. Man hat nicht mehr große massive Ställe errichtet, auch nicht Neubauten nach dem System von Lochow-Petkus — Ruhlsdorf, sondern in

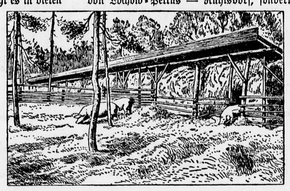


Abbildung 3
Zucht- und Abferkelstall

Obstgärten oder in nahe am Hof gelegenen Koppeln billige aus Holz und Stroh bestehende Schutzhütten gebaut. Ganz selbstverständlich ist, daß diese Hütten nicht zu primitiv sind, sie müssen sie manchmal vorsindet, aus einigen Brettern zusammengeschlagen, sein dürfen. Solche Hütten können meistens kaum ausreichend Schutz gegen Regen, Wind, Bodennässe und heftige Witterungseinflüsse bieten, und so erfüllen sie nicht ihren Zweck und die Tiere erkälten sich und verbrauchen mehr Futter, als in guten Stallungen. Vor allem muß darauf gesehen werden, daß die Tiere ein trockenes, warmes Lager haben. Auch darf der Auslauf nicht naß und schmutzig sein und die Futterstelle unsauber oder sich im Sumpf befinden. Luft, Licht und Bewegung allein bringen auch nicht einen sicheren Erfolg. Sehr gut haben sich Hütten aus Preßballenstroh, sachgemäß gebaut und gut in Ordnung gehalten, bewährt, sowohl im Sommer wie auch im Winter. Mögen im Sommer einfache, gut angelegte Hütten ausreichen, so muß man doch, falls man im Winter die Schweine in Schutzhütten unterbringen will, dafür Sorge tragen, daß dieselben nicht zu kalt, zu naß usw. sind. In der Provinz Brandenburg sind auf den Rittergütern Markee und Criewen Hütten Abbildungen 1 bis 4) wie vorerwähnt errichtet worden, die sich bisher in der Praxis recht gut bewährt haben.

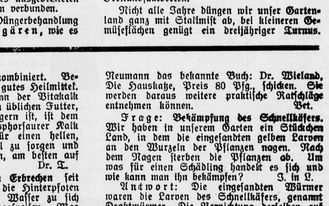


Abbildung 4. Eberhütte

Vor allem muß man darauf sehen, daß der Platz, auf dem die Hütten errichtet werden, trocken ist, und daß das Regenwasser gut abfließt. Wenn möglich, sind die Hütten an einer kleinen Anhöhe aufzustellen. Die anschließenden Ausläufe sind nicht zu groß zu errichten und gut während der Kälteren und feuchten Jahreszeit einzutreten. Eine Befestigung der Anlagen kann sehr empfohlen werden.

Leider werden ja die kleineren Besitzer, da es ihnen im Gehöft häufig an Platz mangelt, und Strohhütten auf dem Hofe wegen Feuersgefahr nicht errichtet werden dürfen, kaum in der Lage sein, diesen Anregungen Rechnung zu tragen. In diesen Beständen muß den Zuchtrieren und auch den Ferkeln nach Möglichkeit Gelegenheit gegeben werden, sich im Freien, in Obstgärten, Koppeln usw. bewegen und tummeln zu können. Ich bin der Auffassung, daß in vielen Betrieben, in denen schlechte Aufzuchtergebnisse vorhanden sind und demzufolge die Schweinezucht unrentabel ist, durch die Errichtung von zweckentsprechenden Holz- oder Strohhallenhütten sehr viel für die Gesunderhaltung der Schweine beigetragen werden kann. Deshalb überlege sich jeder Schweinezüchter und -halter, ob er in der Lage ist, zweckmäßige Hütten zu bauen oder ähnliche Unterbringungsmöglichkeiten, wie die hier geschilderten, zu schaffen.

Vom Düngen des Gartenlandes

Von Kaukl. dipl. Gartenbauinspektor H. Schieferdecker

Die Herbstzeit ist herangekommen und damit die Zeit des Düngerstreuens. Unser Gartenland bedarf einer reichlicheren Düngung als der Acker, da die meisten Gemüsearten dem Boden mehr Nährstoffe entziehen als die Feldfrüchte. Dünger kommt noch, daß im Garten oft mehrere Ernten im Jahre auf einem Stückchen Land heranreifen sollen.

Fast alle unsere Gemüsearten lieben einen humusreichen Boden, und so bildet stets der Stallmist die Grundlage beim Düngen. Mit ihm geben wir nicht nur Nährstoffe, sondern verbessern vor allem auch physikalisch: ein schwerer Boden wird lockerer, ein Sandboden wasserhaltender, kurz, wir geben wertvollen Humus in den Boden.

Stalldünger und Stalldünger ist nicht dasselbe. Abgesehen davon, daß der Mist aus dem Pferde- oder aus dem Kuhstall stammen kann, wird sein Wert sehr durch die Lagerung und Behandlung vor dem Umgraben oder Unterpflügen beeinflußt. Der heute noch verbreitetste Dünger ist der Hofmist, der auf Düngerhütten fest gelagert wird. Dabei kalt bleibt und so wenig gersetzt auf das Land kommt. Hier erst beginnt langsam seine Verrottung, die nötig ist, damit die Pflanzennährstoffe frei werden. Je loser solch Dünger an der Luft lagert, um so mehr gehen seine Nährstoffe bei der Lagerung verloren. Es entweicht insbesondere der wichtige Stickstoff als Ammoniak in die Luft. Daher soll der Mist auf Haufen fest liegen, er darf nicht lange auf dem Lande in kleinen Haufen verteilt bleiben und soll ganz besonders nicht ausgebreitet liegenbleiben. Der richtige Weg ist, den Dünger anzufahren, gleich auszubreiten und anschließend unterzugraben. Man sagt zwar, daß ausgebreiteter Dünger die Bodengare fördere, doch wird das vornehmlich nur für schwere Böden zutreffen, die für Gartenland wenig in Frage kommen. Stets ist solche Lagerung des ausgebreiteten Düngers mit Nährstoffverlusten verbunden.

Eine neue und bessere Düngerbehandlung haben wir in dem Heißvergären, wie es der Gärtnerei-Gesellschaft München patentiert wurde. Bemerkt sei, daß die zu zahlende Lizenz von vielen Landwirtschaftskammern abgelöst ist. Der Dünger kommt zur Bereitung dieses Edelmistes aus dem Stall lose auf Haufen von ungefähr einem Meter, behelfsmäßig auf die vorhandene Düngerstätte, auf die eine Schicht Torfmull oder Reisig gelegt wird. So entsteht in den ersten Tagen eine hohe Wärme im Dünger, die 55 bis 65 Grad betragen kann. Ist diese Temperatur erreicht, was man mit Hilfe eines besonderen Thermometers leicht messen kann, dann wird der Mistklotz festgetreten. Darauf kommt dann ein neuer loser Haufen. Dies wird so oft wiederholt, bis das Ganze schließlich 3 m hoch ist. Durch die entstehende und auch nach dem Festtreten anhaltende Wärme werden Keime von Tierkrankheiten und Unkrautsamen weitgehend abgetötet. Aber nicht das ist der wesentliche Vorteil, sondern der heißvergorene Dünger wirkt bedeutend besser auf das Pflanzenwachstum, so daß der Ertrag durch ihn ein höherer ist als bei der Verwendung von Hofmist. Der heißvergorene Dünger enthält nur milde Humusstoffe und kann, mit Erde abgedeckt, einige Monate lagern, ohne daß Verluste an Nährstoffen zu befürchten sind.

Einen Ersatz für Stallmist haben wir im Kompost, der wohl in jedem Garten vorhanden ist. Er enthält die wichtigsten Nährstoffe, und man gibt mit ihm auch Humus in den Boden. Natürlich bedarf auch ein Komposthaufen einer guten Pflege durch Umarbeiten und durch kleine Kalkbeimengung. Ferner gehört zu einem guten Kompost, daß ihm nicht Unkraut mit reifen Samen aufgeworfen wird. Ebenso sind kranke Pflanzen möglichst fernzuhalten. Den Kompost gibt man gern zwischen mehrjährige Kulturen, wie Erdbeeren, und nimmt ihn zur Bodenverbesserung von Freilandbeeten.

Nicht alle Jahre düngen wir unser Gartenland ganz mit Stallmist ab, bei kleineren Gemüseflächen genügt ein dreijähriger Turnus.

Frage und Antwort — Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Abschnitt, das Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen es wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgestellt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn. Die Schriftleitung.

Frage: Atemgeräusche beim Schwein. Ein 14 Wochen altes Schwein leidet stark unter röchelnden Atemgeräuschen. Das Tier zeigt große Freßlust und erhält täglich niermal ein Gemisch von Futter- und Haferflocken. Die röchelnden Atemgeräusche zeigen sich beim gierigen Fressen und führen oft dazu, daß das Schwein plötzlich mit dem Fressen für kurze Zeit anhalten muß. Ich führe die krankhafte Erscheinung auf die allzu reichliche Fütterung zurück und habe daher in letzter Zeit weniger Futter verabreicht. Trotzdem bleibt das Röcheln beim Schwein nicht fort. Was kann ich dagegen tun? T. H. in N.

Antwort: Die röchelnden Atemgeräusche bei dem Schwein können bedingt sein durch Verengerungen der Nasengänge, wie sie bei der Rachitis vorkommen. In rachitischen Erkrankungen neigen besonders schnellwüchsige Schweine, besonders wenn es bei der guten Fütterung, wie im vorliegenden Falle, verabsäumt wird, dem Tier in ausreichender Menge phosphorsauren Kalk zuzuführen. Es empfiehlt sich daher, bei reichlichem Licht und mäßiger Bewegung ein kalkreiches, vor allem ein phosphorreiches Futter, eventuell Knochenmehl, zu verabreichen. Man gebe ferner phosphorsauren Kalk, Kalziumchlorid und Kalziumjodid, am besten kombiniert. Besonders Lebertran ist ein sehr gutes Heilmittel. Von fertigen Präparaten kann der Bitakalk empfohlen werden. Neben dem üblichen Futter, das in der Menge zu verringern ist, ist dem Tier täglich 5 bis 15 g phosphorsaurer Kalk zu geben. Gleichzeitig ist für einen hellen, hygienisch einwandfreien Stall zu sorgen und für viel Aufenthalt im Freien, am besten auf sonniger Weide. Dr. T.

Frage: Katze leidet an Erbrechen seit vierzehn Tagen und schleppt die Hinterpfoten etwas nach. Sie nimmt nur Wasser zu sich und verschmäht ihre Lieblingsspeisen. Was kann ich dagegen tun? M. H. in E.

Antwort: Entweder hat Ihre Katze Gift gefressen, oder sie leidet an Staupe. Da sie gar nichts zu sich nimmt, müssen Sie sie künstlich ernähren. Geben Sie ihr dreimal täglich einen bis zwei Eßlöffel voll in Rotwein gequirltes Ei ein. Gegen die Lähmung der Hinterhand können Sie entweder Heißluft (Föhn) anwenden oder den elektrischen Strom. Lassen Sie sich vom Verlage 3. Neumann das bekannte Buch: Dr. Wieland, Die Hauskatze, Preis 80 Pfg., schicken. Sie werden daraus weitere praktische Ratschläge entnehmen können. Bet.

Frage: Bekämpfung des Schnellkäfers. Wie haben in unserem Garten ein Stückchen Land, in dem die eingesandten gelben Larven an den Wurzeln der Pflanzen nagen. Nach dem Regen sterben die Pflanzen ab. Im was für einer Schädling handelt es sich und wie kann man ihn bekämpfen? J. in L.

Antwort: Die eingesandten Würmer waren die Larven des Schnellkäfers, genannt Drahtwürmer. Die Vernichtung derselben auf einem Stück Lande von einigen Quadratmetern wird am schnellsten und sichersten mit Schwefelkohlenstoff ausgeführt. Sie bohren zu diesem Zwecke in allseitigen Abständen von 20 bis 25 cm etwa 10 cm tiefe Löcher. In jedes dieser Löcher gießen Sie 5 g Schwefelkohlenstoff und machen das Loch sofort zu. Da das Mittel sehr feuergefährlich ist, ist Vorsicht geboten. Diese Arbeit kann zu jeder Jahreszeit ausgeführt werden. Bs.

Kummer nur ein Drittel des Landes wird im Herbst gedüngt, und auf dieses kommen die Kohlgewächse als erste Tracht. Wurzel- und Zwiebelgewächse bringt man in die zweite Tracht, also nach dem Kohl auf den im Vorjahr gedüngten Boden, denn frischen Dünger vertragen sie schlecht und würden als erste Tracht außerdem sehr durch Maden der Möhren- und Zwiebelfliege leiden. Noch eine dritte Tracht kann man anschließen und darauf die Hülsenfrüchte säen, die infolge ihrer Fähigkeit, mit den Knöllchenbakterien den Luftstickstoff auszunutzen, nicht so anspruchsvoll sind.

Die Kartoffelkiste

Mit drei Abbildungen

Von Ingenieur Gewerbe-Oberlehrer Thoma

Wohl oft schon ist auch an dieser Stelle über Kartoffelaufbewahrung und Kartoffelkisten gesprochen worden, und Kartoffelbehälter kann man ja nun fertig kaufen in allen Formen und Größen. Aber einen Nachteil müssen all diese Sachen haben, sonst stände man sie längst in jedem Keller — nicht nur in den „Schlafzimmern" moderner Herrschaftshäuser. Kartoffelschränke sind für die meisten Verhältnisse zu teuer, müssen zu teuer sein, wegen

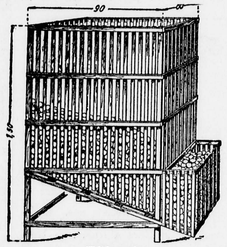


Abbildung 1
Gesamtansicht der Kartoffelkiste

ihrer hohen Herstellungskosten, trotzdem sie sich im Laufe der Jahre vielleicht bezahlt machen.

Ich will versuchen, an Hand der drei Abbildungen den Selbstbau einer Kiste zu schildern, zu dem weiter nichts erforderlich ist, als zwei Bund Dachlatten (je 10 Stück) von 1,50 m Länge, ein Bund Plieselatten von 2,50 m Länge, je eine Handvoll Drahtstifte von 2,5 bzw. 6,6 cm Länge. Die Kiste nimmt reden bis acht Zentner Kartoffeln auf und benötigt sich sehr gut. Von allen Seiten kann frische Luft die Kartoffeln umstreichen, und man nimmt stets die unteren fort. Nur ist es selbstverständlich notwendig, auch hier den Wintervorrat gegen direktes Tageslicht zu schützen. Die Herstellung geschieht nun folgendermaßen:

Wir schneiden aus den 1,50-m-Latten 8 Stücke zu 90 cm Länge, die 8 Reststücke von 60 cm Länge werden zu den Kopfstücken verwandt. Dazu müssen wir uns noch weitere 8 Stücke von 60 cm Länge schneiden (siehe Abbildung 1). Wir fertigen jetzt die beiden Seitenteile an. Auf zwei aufgestellte schadenfreie Latten von 1,50 m Länge nageln wir zuerst die Querlatte 1, dann 2 und 3 (3 = 1,50 m), genau wie Abbildung 2 zeigt, mit je einem Nagel fest. Dann bringen wir den Rahmen im „Winkel" und befestigen Latte 4 (1,50 m), diese schon mit je zwei Nägeln. Die übersiehenden Stücke von Latte 5 und 6 sägen wir auf 25 cm ab (siehe Zeichnung). Nunmehr stellen wir den ganzen Rahmen fertig: die oberen beiden Latten, in jede Latte zwei Nägel, Nägel umtreiben usw. Die Innenseite des Rahmens bereiben wir schon mit Plieselteeren (Abbildung 2) so dicht, daß keine Kartoffel durchfallen kann. Wir bauen den zweiten Rahmen

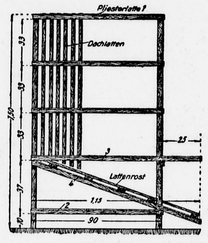


Abbildung 2
Querschnitt der Kartoffelkiste

und Abbildung 2 zeigen. Darüber legen wir einen Lattenrost auf Plieselleisten. (Abbildung 2 und 3.)

Es erübrigt sich, an Hand der drei Abbildungen den Selbstbau einer Kiste zu schildern, zu dem weiter nichts erforderlich ist, als zwei Bund Dachlatten (je 10 Stück) von 1,50 m Länge, ein Bund Plieselatten von 2,50 m Länge, je eine Handvoll Drahtstifte von 2,5 bzw. 6,6 cm Länge. Die Kiste nimmt reden bis acht Zentner Kartoffeln auf und benötigt sich sehr gut. Von allen Seiten kann frische Luft die Kartoffeln umstreichen, und man nimmt stets die unteren fort. Nur ist es selbstverständlich notwendig, auch hier den Wintervorrat gegen direktes Tageslicht zu schützen. Die Herstellung geschieht nun folgendermaßen:

Wir schneiden aus den 1,50-m-Latten 8 Stücke zu 90 cm Länge, die 8 Reststücke von 60 cm Länge werden zu den Kopfstücken verwandt. Dazu müssen wir uns noch weitere 8 Stücke von 60 cm Länge schneiden (siehe Abbildung 1). Wir fertigen jetzt die beiden Seitenteile an. Auf zwei aufgestellte schadenfreie Latten von 1,50 m Länge nageln wir zuerst die Querlatte 1, dann 2 und 3 (3 = 1,50 m), genau wie Abbildung 2 zeigt, mit je einem Nagel fest. Dann bringen wir den Rahmen im „Winkel" und befestigen Latte 4 (1,50 m), diese schon mit je zwei Nägeln. Die übersiehenden Stücke von Latte 5 und 6 sägen wir auf 25 cm ab (siehe Zeichnung). Nunmehr stellen wir den ganzen Rahmen fertig: die oberen beiden Latten, in jede Latte zwei Nägel, Nägel umtreiben usw. Die Innenseite des Rahmens bereiben wir schon mit Plieselteeren (Abbildung 2) so dicht, daß keine Kartoffel durchfallen kann. Wir bauen den zweiten Rahmen genau so, nur müssen wir darauf achten, daß wir einen linken und einen rechten Rahmen erhalten!!

Durch die 60-cm-Latten verbinden wir beide Rahmen zur Kastenform (Abbildung 1). Vorläufig schlagen wir nur die oberen und unteren Latten fest, die mittleren lassen wir noch aus. Zuerst muß nämlich der Boden fertig gemacht werden. Die Bodenlatten müssen so auf die schrägen Latten der Seitenteile befestigt werden, wie Abbildung 3

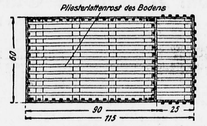


Abbildung 3
Grundriß der Kartoffelkiste

(Abbildung 3). Vielleicht nimmt man dazu etwas längere also 3,75 cm lange Nägel, um ein spiteres Lockern dieser Latten zu verhindern.

Zu bemerken ist noch, daß man die Maße natürlich willkürlich ändern kann, um den Kasten besitem aus dem Keller holen zu können. Sie schmäler und länger oder die Kiste wird. um so kleiner ist ihr nutzbarer Inhalt, um so weniger Kartoffeln nimmt sie auf.

Dabei wird man aber neben dem Stalldünger noch stets eine Ergänzungsdüngung mit künstlichen Düngemitteln vornehmen, die natürlich erst im Frühjahr einsetzt. Im kleinen Garten nimmt man am einfachsten einen Mischdünger, wie Nitrophoska 2. G., der die drei wichtigsten Nährstoffe enthält. Dieser Dünger wird vor dem Pflanzen ausgestreut, die Kohlarten und einigen Wurzelgewächsen kommt ein kleiner Teil später als Kopfdünger aufs Land. Ferner ist auf nicht kalkreichen Böden möglichst alle drei bis vier Jahre Kalk mit unterzugraben.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Herbstarbeiten an den Erdbeeren. Nachdem alles Unkraut zwischen den Erdbeerreihen und den Pflanzen vertilgt ist, entferne man auch alle Ausläufer, soweit man sie nicht zur Vermehrung braucht. Ende September oder Anfang Oktober bringt man gut verrotteten Mist oder Kompoererde oder in Ermangelung dessen mit Jauche getränkten fein zerbröckelten Torfmull zwischen die Reihen, worauf man ihn sofort flach umgräbt. Man kann die Erde zwischen den Reihen auch zuerst flach umgraben und dann erst den Dünger darüber ausbreiten, der dann zugleich einen guten Frostschutz darstellt und sich während des Winters gesetzt. Es ist zu vermeiden, den Dünger direkt auf die Pflanzen zu bringen, da bei einem solchen Verfahren leicht Fäulnis entstehen kann. — Durch das Abdecken mit Mist verhindert man auch das Erfrieren der jungen Pflanzen. Kli.

Die Verwendung des Torfmulls beim Pflanzen der Obstbäume. Der Torfmull macht solche Böden bindig, schwere dagegen porös; gleichzeitig bedeutet seine Verwendung eine Humusbereicherung. Man verwende beim Pflanzen der Obstbäume nur gute Gartenerde und verarbeite diese gründlich mit Torfmull, wobei man vor allem beachten muß, daß dieser vor der Verwendung gründlich zerkleinert und gut durchfeuchtet oder mit reichlicher Jauche durchtränkt wird. Verwendet man den Torf trocken oder ungemischt, so wird man die schlechtesten Erfahrungen machen, der Baum kann sogar eingehen und alle sonstige Mühe und Sorgfalt in Frage gestellt werden. Die Vorteile, die der Torfmull bietet, liegen darin, daß er eine viel bessere Wasserhaltung verursacht, das Bodenwasser auffangt und reserviert und die Insermurzelbildung ungemein fördert. Kli.

Fütterung der Zuchtsauen im Herbst und Winter. Diese kann mit recht geringen Kosten erfolgen. Wir verabreichen den Tieren vor allem Rüben in allen Sorten und in rohem Zustande. Kohlrüben, die vielfach bei Schweinen weniger beliebt sind, können gedämpft verfüttert werden, wobei das Sudwasser als Tränke gegeben werden kann. Die rohen Rüben kann man mit dem Schweinefutter oder Rübenschneider zerkleinern und mit Heublumen, Kleehäcksel und Getreideschaff vermengen. Sie sind als Schweinefutter billiger als die Kartoffeln, die sich auch als Nahrung für Mastschweine mehr lohnen. Als Zusatzfutter zu den Rüben gibt man zweckmäßig den Zuchtsauen noch Hafer oder Gerstenschrot, etwa bis zu 1000 g je Tier und Tag, und vermischt es mit je 100 bis 200 g Fischmehl. Dieses vorzügliche Kraftfutter wird trocken verabreicht. Ganz falsch wäre es, dieses mit Wasser zu einer dünnen Brühe anzurühren, denn um die Nährwerte des Futters möglichst gut auszunützen, müssen es die Tiere tüchtig kauen und dabei gut einspeicheln. Ein mässeriger Brei aber labbert sich schnell hinunter und ist im Verdauungsapparat auch fast ebenso rasch umgesetzt, freilich unter Wegführung vieler Nährstoffe aus dem Körper. — Noch etwas wird vielfach im Winter vergessen, was der Gesundheit und Widerstandsfähigkeit der Zuchttiere einerseits und dadurch andererseits dem Nachwuchs zugute kommt — der Auslenthalt im Freien. Jeden Tag, wenn nicht schlechtes Wetter ist, sollte man die Tiere längere oder kürzere Zeit in den Auslauf lassen, besonders wenn sie im Sommer auf der Weide waren. Al.

Geflügelkrankheiten, die im Herbst gern auftreten. Schnupfen und Diphtherie (beide auch „Pips" genannt) sind Geflügelkrankheiten, die vorwiegend im Herbst auftreten und dann die Winterlegetätigkeit eines Bestandes stark beeinträchtigen oder ganz zunichte machen. Bei Schnupfen ist ein schleimig-wässeriger Ausfluß aus der Nase vorhanden, der von einem unangenehmen Geruch begleitet ist. Häufig tränen auch die Augen, in schweren Fällen sind sie geschwollen, und es finden sich Beläge in Mund und Rachenhöhle. Die Tiere scheuern mit dem Kopf und schnappen gelegentlich nach Luft. Zur Bekämpfung der Weiterverbreitung gibt man ein Desinfektionsmittel, z. B. Chinosol, ins Trinkwasser. Erkrankte Tiere sondert man ab, hält sie gut warm und spült die Nasenlöcher mit einer leichten Jodlösung, die man aus etwas lauwarmem Wasser und einigen Tropfen Jodtinktur herstellt. Nach der Spülung träufelt man einige Tropfen Menthiolöl in die Nasenlöcher. Tränende Augen wäscht man mit Borwasser aus. Hühnerdiphtherie und Pocken werden von dem gleichen Erreger hervorgerufen. Die äußeren Erscheinungen sind ähnlich wie bei Schnupfen, es sind meist anfangs kleine Auftreibungen, später grindige „Pocken" auf dem Kamm und den Kehllappen vorhanden. Die Krankheit nimmt häufiger als Schnupfen einen tödlichen Verlauf. Bekämpfung: vorbeugend durch Impfung, die auch in bereits erkrankten Beständen seitens des Tierarztes angewandt wird. Behandlung der erkrankten Tiere: Augen mit Borwasser auswaschen, die Beläge und Pocken mit Jodtrocotinlösung bepinseln und sehr dicke Heilige im Gesicht vorsichtig ablösen, damit ein Ersticken verhindert wird. Dr. Al.

Haferflockenklöße. Einige Handvoll Haferflocken, je nach Bedarf vier bis sechs, werden mit kaltem Wasser einige Stunden eingeweicht. Dann reibt man zwei bis drei gekochte Kartoffeln daran, gibt eine große, in Würfel geschnittene und in Fett gedämstete Zwiebel, 125 g geriebenen Käse, Salz, zwei Eier, gehackte Petersilie, einige Eßlöffel saure Sahne und etwas Mehl zum Binden hinzu, vermengt alles gut und sticht mit einem Löffel von der Masse Klöße in kochendes Backfett und bäckt sie auf beiden Seiten goldgelb. — Unter die Masse kann man auch Gemüsereste mischen, was sehr gut schmeckt. Frau E. E.

Aufgewärmter Kalbsbraten in pikanter Tunke. Aus einem halben Liter Wasser bereitet man mit einem halben Teelöffel Fleischextrakt eine klare Brühe. 50 g Butter schwitzt man mit einem Löffel Mehl durch und gibt die Brühe dazu nebst zwei feingehackten Sardellen und einem Glas Weißwein und kocht hieraus eine pikante, schmackhafte Tunke, die man mit zwei Eigelben abzieht und mit dem Saft einer halben Zitrone schärft. Man stellt sie in ein Wasserbad und läßt darin den Kalbsbraten darin heiß werden. In tiefer Schüssel angerichtet, umgibt man das Gericht mit gebackenem Kartoffelrand. A. in L.

Schmarotz Indianer. Ein Gericht für vier Personen. Zutaten: Eine fleischige Gute, 50 g Brattett, ½ Liter Fleischbrühe aus zwei Maggi's Fleischbrühwürfeln, 2 große Gurken, etwas Salz und Pfeffer, Zitronensaft, ein Glas Weißwein, 30 g Maismehl. Zubereitung: Die abgehangene Ente wird wie zum Braten vorbereitet, leicht mit Salz eingerieben und dann in dem heißen Bratfett, das zur Hälfte aus ausgebratenem Speckfett, zur Hälfte aus Butter besteht, von allen Seiten angebraunt. Dann gießt man die heiße Fleischbrühe darüber, es sind meist anfangs kleine Auftreibungen, später grindige „Pocken" auf dem Kamm und den Kehllappen vorhanden. Die Krankheit nimmt häufiger als Schnupfen einen tödlichen Verlauf. Bekämpfung: vorbeugend durch Impfung, die auch in bereits erkrankten Beständen seitens des Tierarztes angewandt wird. Behandlung der erkrankten Tiere: Augen mit Borwasser auswaschen, die Beläge und Pocken mit Jodtrocotinlösung bepinseln und sehr dicke Heilige im Gesicht vorsichtig ablösen, damit ein Ersticken verhindert wird. Dr. Al.

Haferflockenklöße. Einige Handvoll Haferflocken, je nach Bedarf vier bis sechs, werden mit kaltem Wasser einige Stunden eingeweicht. Dann reibt man zwei bis drei gekochte Kartoffeln daran, gibt eine große, in Würfel geschnittene und in Fett gedämstete Zwiebel, 125 g geriebenen Käse, Salz, zwei Eier, gehackte Petersilie, einige Eßlöffel saure Sahne und etwas Mehl zum Binden hinzu, vermengt alles gut und sticht mit einem Löffel von der Masse Klöße in kochendes Backfett und bäckt sie auf beiden Seiten goldgelb. — Unter die Masse kann man auch Gemüsereste mischen, was sehr gut schmeckt. Frau E. E.

Aufgewärmter Kalbsbraten in pikanter Tunke. Aus einem halben Liter Wasser bereitet man mit einem halben Teelöffel Fleischextrakt eine klare Brühe. 50 g Butter schwitzt man mit einem Löffel Mehl durch und gibt die Brühe dazu nebst zwei feingehackten Sardellen und einem Glas Weißwein und kocht hieraus eine pikante, schmackhafte Tunke, die man mit zwei Eigelben abzieht und mit dem Saft einer halben Zitrone schärft. Man stellt sie in ein Wasserbad und läßt darin den Kalbsbraten darin heiß werden. In tiefer Schüssel angerichtet, umgibt man das Gericht mit gebackenem Kartoffelrand. A. in L.

Schmarotz Indianer. Ein Gericht für vier Personen. Zutaten: Eine fleischige Ente, 50 g Brattett, ½ Liter Fleischbrühe aus zwei Maggi's Fleischbrühwürfeln, 2 große Gurken, etwas Salz und Pfeffer, Zitronensaft, ein Glas Weißwein, 30 g Maismehl. Zubereitung: Die abgehangene Ente wird wie zum Braten vorbereitet, leicht mit Salz eingerieben und dann in dem heißen Bratfett, das zur Hälfte aus ausgebratenem Speckfett, zur Hälfte aus Butter besteht, von allen Seiten angebraunt. Dann gießt man die heiße Fleischbrühe darüber, es sind meist anfangs kleine Auftreibungen, später grindige „Pocken" auf dem Kamm und den Kehllappen vorhanden. Die Krankheit nimmt häufiger als Schnupfen einen tödlichen Verlauf. Bekämpfung: vorbeugend durch Impfung, die auch in bereits erkrankten Beständen seitens des Tierarztes angewandt wird. Behandlung der erkrankten Tiere: Augen mit Borwasser auswaschen, die Beläge und Pocken mit Jodtrocotinlösung bepinseln und sehr dicke Heilige im Gesicht vorsichtig ablösen, damit ein Ersticken verhindert wird. Dr. Al.

Haferflockenklöße. Einige Handvoll Haferflocken, je nach Bedarf vier bis sechs, werden mit kaltem Wasser einige Stunden eingeweicht. Dann reibt man zwei bis drei gekochte Kartoffeln daran, gibt eine große, in Würfel geschnittene und in Fett gedämstete Zwiebel, 125 g geriebenen Käse, Salz, zwei Eier, gehackte Petersilie, einige Eßlöffel saure Sahne und etwas Mehl zum Binden hinzu, vermengt alles gut und sticht mit einem Löffel von der Masse Klöße in kochendes Backfett und bäckt sie auf beiden Seiten goldgelb. — Unter die Masse kann man auch Gemüsereste mischen, was sehr gut schmeckt. Frau E. E.

Hexenschuß. Ein Hexenschuß ist eine plötzlich auftretende Muskelzerrung, die sich durch heftige Schmerzen im Kreuz bemerkbar macht. Man kann sich vor ihm schützen, wenn man sich beim Bücken nicht zu weit vorbeugt, sondern in die Knie geht. Ist der Hexenschuß da, so hilft Einreiben mit Franzbranntwein oder Kampferspiritus. Auch Wärme ist gut, z. B. ein heißer Umschlag oder ein Heizkissen. Ein Pflaster, das man sich selbst herstellt, indem man Pfeffer in Leinöl kocht und dann auf Leinwand streicht, ist ebenfalls gut. Ein Hexenschuß ist meist nach einigen Tagen vorüber. Frau E. E.

Klosterkuchen. 80 g Butter rührt man schaumig, fügt 250 g süße, geriebene Mandeln, 250 g geriebene Haselnüsse, 250 g Mehl, 250 g Zucker, fünf ganze Eier, abgeriebene Zitronenschale hinzu und vermengt alles gut. Bei mäßiger Hitze zwei Tage vor dem Gebrauch backen. Frau E. S.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inseratensicherheit. Bei Dauerinseraten Rabatt. Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Kath., hös. Staatsbeamter (Akadem.) wünscht Briefwechsel mit gebild., sportfreudiger Dame (24—29 J.) aus nur guter Familie zw. baldiger

Heirat

Off. u. Nr. H. K. 9.912 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Gebildetes Fräul., 28 Jahre, kath., 1,67 Meter groß, schlank, blond, mit sämtl. Hausfrauentugend., ersehnt einen guten, soliden Herrn in gut. Stellung zw. bald.

Heirat

Wäsche und einige tausend Mark vorhanden. Off. u. Nr. H. K. 3017 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Wir wollen

es uns jetzt aber merken: kleine Anzeigen gehören ausnahmslos

in diese Zeitung!

Junges Mädchen, 23 Jahre, katholisch, bietet sich. soliden Mann mit etwas Vermögen baldige

Einheirat

in guten Gasthof mit kl. Landwirtschaft. Angeb. u. Kü 14 an „Der 7. Tag". Paderborn.

Tüchtig., strebs., solider, kath. Landwirt, m. Vermögen, 25 J., 1,70 groß, wünscht passende Damenbekanntschaft, wo evtl. in mittl. Landwirtschaft

Einheirat

geboten ist. Vermögensvolle Zuschr. unt. Nr. 1015 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Tante sucht für ihre Nichte, 25 J. alt, hübsche große Erscheinung, reine Vergangenh., mit Vermögen, Wäsche u. Möbelausstatt. und Vermög. vorhanden, Gesellschaften auf Radfahrten Eisenach, lebensfr. Leben, baldigst

Ehegatten

am liebsten Akademiker, oder Beamt. in sich. Stellung. Kompl. Wäsche u. Möbelausstatt. und Vermög. vorhanden. Gefl. Zuschriften unt. W. A. 1016 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Waisenhäuser

Schulen Kapellen Kirchen Krankenhäuser Wohnungen für Missionare und Missionsschwestern, Lehrer- Lehrerinnen- und Briefeinlagerte der Lebensunterhalt der Missionare der Schwestern Brüder Waisenkinder Katechisten usw. alm. erfordern alljährlich gewaltige Geldmittel Mittel nicht jeder Katholik nach seinen Kräften mitbelfen durch eine finanzielle Beisteuer für den Fortbestand und das Fortschreiten des Missionswerkes der hl. Kirche mitzuhelfen? Er möge diese Pflicht erfüllen durch eine Gabe an das kirchenamtliche Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung beim Franziskus-Xaverius-Missionsverein in Aachen Postscheckkonto Köln 47 860 Kein Geld in gewöhnliche Briefe legen!

Heirats-wünsche

finden weiteste Verbreitung in kath. Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung

Der 7. Tag

Auflage 40 000

Bis Donnerstag früh eingehende voraussichtlich Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Sportleute!

Schützt Euch gegen Erkältungen der Atmungsorgane. Das bewährte Mittel bei Husten, Heiserkeit und Katarrh sind die seit Jahrzehnten bekannten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den 3 Tannen

120 N. Delik.-Salzfettner, Tilfg. Dauerware! Frei Haus m. Verpckg. nur 4,15 M.! 500 : 9½, 500 : 15 Mk. frko Degener's Fisch-Exp., Swinemünde 10.

Nervenschwäche!

Nervenkranke, die an Schlaflosigkeit, Gedächtnisschwäche, Energielosigkeit, Kopf- und Magenschmerzen, Angstzuständen, Denkunfähigkeit, Nervenzerrüttung, Migräne, Schwächezuständen und anderen Folgeerscheinungen von Nervenstörungen leiden, erhalten kostenlose Auskunft über ein zuverlässiges Naturmittel, durch das verblüffende Erfolge erzielt wurden. **Dr. Sunner, Finkenstrasse Nr. 24** (Ostbahnhof)

Schaltet ein Triumph der Billigkeit!

Gleichzeitig Ihr Leben! Weltbekannt! Verlangen Sie mit best. Garantieschein Ihr Gratis-Exemplar. Bei Postkarte genügt Name und Adresse. Bei Einsendung erfolgt Versand per Nachnahme. Herren- u. Damenfahrräder schon ab ... 3.50

Umtausch ab acht Tagen mit Kostenersatz. Fahrradfabrik Deutsch-Amerik. Schutzgesellschaft München P. 59 m.b.H. Rosenstr. 11

Sicherer Verdienst durch die neuzeitlich ausgestattete

Cordes Heissmangel

Fabrik Wilh. Cordes Lette Bez. Minden

Schlanker – aber ohne Qualen!

Das Paket in dem Sie diesen od. einen and. Schlankheitstee kaufen, ist unübersichtlich. Erst ihr 3. Tagen weiß ob Sie richtig gewählt haben. Der kluge Käufer urteilt selbst. Der Ernst Richters Frühstücks-kräutertee bewährt seit üb. 25 Jahren. Er ist über ganz Europa verbreitet. 3. Keiner wirkt öfters nachgekauft. 4. Viele tausa. Atteste v. Aerzten u. Verbrauchern bürg. für ihn. Darum eine Tasse Tee jeden Morgen, das macht schlank u. elastisch, erfrischt das Blut u. ist wohlschmeckend. Pack. M. 1.85, Kurp. M. 8., extrastark M. 2.25 u. 11.25. In all. Apotheken u. Drog. Nehmen Sie aber nur

Dr. Ernst Richter's Frohstücks-Kräutertee „Hermes" Fabrik pharmaceut. Präparate München 9W Gilliarstr. 7

Rundfunkprogramme

vom 11. bis 18. September 1932

Langenberg

Gleichbleibende Wertlags-Vorfragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7: u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 12: Konzert ● 12.50: Wetter. Meldungen, Zeit. ● 13: Konzert. ● 14.30: Funkwerbung (außer Mo. u. Sa.). ● ● 15.20: Wirtschaftsdienst. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Vesperkonzert. ● 18.45: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Meldungen (Mo. 19.50). ● ca. 22: Meldungen. Sport.

Sonntag, 11. September

7.00: Choral: Der Herr ist König.
7.03: Bamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
9.00: Glückwünsche zu Gl. Geburtstag.
9.05: Katholische Morgenfeier. Ansprache: Oberpfarrer Taeyper.
10.15: Besuch am Krankenbett.
11.00: Wdh. Berichten: Das Denkmal der Neue. Erzählung.
11.30: Leipzig: Bachkantate: Liebster Gott, wann werd' ich sterben?
12.00: Frankfurt a. M.: Große deutsche Rundgebung für das abgetrennte Saar- und Pfalzgebiet am Deutschen Ed.
13.50: Mittagskonzert. Leitung: Eysoldt.
14.20: Schachfunk.
14.50: Ebering. Kahlberg: Funkturme.
15.20: Gustav Halm: Der spate Gast: Erzählung.
15.45: Dr. Nimelen: Die Rentabilität der künstlichen Düngung.
16.05: Menschen im Werk. H. Ruland: Die Modezeichnerin.
16.20: Münster a. M.: Militärkonzert.
16.55: München: Hodenpest Deutschland—Indien.
Anschl. Fortsetzung des Militärkonzertes.
18.00: Unsere Städte in Rheinland und Westfalen: Warendorf.
18.35: Dr. Meyer-Eckhardt: Die Einheit der Welt. Zu Albert Einsteins spezieller Relativitätstheorie.
19.00: Die Welt auf der Schallplatte. Dr. Nadel: Tänze auf Tabiti.
19.45: Sportvorbericht.
20.00: Der fliegende Holländer. Romantische Oper von Wagner.
22.40: Letzte Meldungen, Bericht über das gestrige Spiel, Sport.
23.00: München: Nachtmusik des Neuen Sinfonieorchesters.

Montag, 12. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk: Wir besuchen die Ausstellung: Schutz von Eigentum und Leben, in Köln.
14.30: Schlagballspiel für Anfänger.
16.20: Jugendfunk: Sternlohn. Ein Indianermärchen. — Werkzeuge für die Jugend. Ein Bilderrätsel.
18.20: Dr. Camilla Jellinek: Reklame.
19.00: Dr. Wachler: Das Theater unter freiem Himmel.
19.20: Vom Tage.
19.30: Vortrag aus Berlin.
20.00: Abendmusik. Leitung: Wolf.
21.00: Wirtschaften und sind durchs Jahr. Zusammenstellung: Dr. Wagenfeld.
22.20: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Wolf.
22.45: München: Nachtmusik. Leitung: K. Eisl.

Dienstag, 13. September

10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schallplattenkonzert.
14.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.35: Stadtschulrat Dr. Hawel: Von der Mixtung des pädagogischen Funks.
18.15: Dietmar Moering: Gedichte.
18.25: W. Schäferdiek: Neue deutsche Lyrik.
19.00: E. Giese: Luftverkehrspolitik.
19.20: Vom Tage.
19.30: Ueber Minuten Funknachrichten.
19.30: G. Seeberg: Das Fettstellungsverfahren in der Invalidenversicherung.
20.00: Unser ihres Fachs: (Schallplatten)
20.30: Aus der Jugendzeit. Ein Ausflug des 19. Jahrhunderts in Tang und Lied.

Mittwoch, 14. September

8.05: Adelberta Gerhards: Vom wechmäßigen Einkauf.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Musikalischer Schulfunk.
16.20: Lehrerein zur Zeit. Dr. Beck: Das Arbeiterleben in der Landwirtschaft.
16.40: Stadtschulrat Schu: Wie beluchen wir mit unsern Schülern eine Ausstellung.
18.20: Dr. Driesvius: Der erste planmäßige Transozeanverkehr.
19.00: R. Gombel: Nationalisierung in der öffentlichen Verwaltung.
19.20: Vom Tage.
19.30: Dr. Mutheslius: Wirtschaftskrift; und Preisberichterstattung.
20.00: Wien: Lanner — Strauß — Slezer. Orchester Polzer.
21.30: Berlin: Liederabend Carl Erb. Begleitung: Bruno Seidler-Winkler.
22.05: Nachtmusik: Mondfinsternis! Uebertragung aus einer Privatsternwarte.
22.45: München: Nachtmusik. Kapelle Ludwig Wörthmüller.

Donnerstag, 15. September

10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk: Wir beluchen die Ausstellung: Schutz von Eigentum und Leben, in Köln.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.30: Junge Lyrik. Gedichte von Eduard Saenger. Alfred Escher und Hildegard Philippsen.
16.40: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. A. Hölscher: Danzig.
18.15: Die Welt auf der Schallplatte. J. Bohm: Ein Abend in Korfu.
19.00: B. Been: Raubtiere in Westfalen.
19.20: Vom Tage.
19.30: B Reichenbach: Die rheinische Gummibandindustrie.
20.00: Abendmusik. Leitung: Eysoldt.
21.00: Chöre. Ausf.: Kammerchor. Funkorchester u. Kinderchor.
22.30: Frankfurt: Nachtmusik. Leitung: W. Caspar.

Freitag, 16. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.15: Schulfunk: Französisch.
16.20: Jugend musiziert für die Jugend. Vorträge des Schülerstreichorchesters in Düsseldorf.
18.20: H. Linden: Spiel mit Messern.
19.00: Stud. Dr. Schmid: Altes und Neues vom Vogelzug.
19.20: Vom Tage.
19.35: Oberreg.-Rat Dr. Burchardt: Haftung für Rat und Auskunft.
20.00: Abendmusik. Leitung: Wolf.
21.15: Königsberg: Undine. Oper von E. T. A. Hoffmann.
22.40: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Eysoldt.

Samstag, 17. September

9.00: Dr. Eckardt: Die heutige Lage der kaufmännischen Berufsund Fachschulen.
10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk: Wir beluchen die Ausstellung: Schutz von Eigentum und Leben, in Köln.
16.20: Dr. Martshoff: Reim und Reklame.
16.40: Englisch.
18.20: E. Baur: Vier-Tallsperren-Wanderung im westlichen Sauerland.
19.00: Dr. Meyer-Eckhardt: Der Weg ins Weltall. Zu Albert Einsteins Relativitätstheorie.
19.20: Funkhilfe für alle.
19.30: Dipl.-Handelslehrer Plötner: Neuzeitliche Werbung im Handwerk.
20.00: Berlin: 70 Jahre Verein Berliner Presse. Gr. Funkpotpourri.
22.20: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Eysoldt.
24.00: Meister des Jaz.

Deutsche Welle

Deutsche Welle. Gleichbleibende Wertlags-Vorfragsfolge: 5.45: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6: Gymnastik. ● 6.15: Wetter für die Landwirtschaft — anschl.: Frühkonzert. ● 10: Neueste Nachrichten. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert — Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Kauener Zeit. ● 13.25: Nachrichten ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter. Börse. ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft.

Deutsche Welle: Sonntag, 11. September

6.00: Funkgymnastik.
6.20: Hamburger Hafenkonzert.
9.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
Anschl. Wiederholdt auf die Marktlage.
8.20: Silanne o. Becerath: Die Anpassung der Landfrau an die absatzwirtschaftlichen Bestrebungen des deutschen Obst- und Gemüsebaues.
8.55: Morgenteier.
Anschl. Glockenspiel des Berliner Doms.
10.05: Wettervorherlage
11.00: Friedrich Schrennagel: Ueist aus eigenem Schaffen.
11.30: Leipzig: Bachkantate: Liebster Gott, wann werd' ich sterben?
12.00: Koblenz: Militärkonzert.
12.30: Koblenz: Große deutsche Kundgebung für das abgetrennte Saar- und Pfalzgebiet am Deutschen Ed.
13.40: Koblenz: Fortsetzung des Militärkonzertes
14.00: Geb. Reg.-Rat Hindenburg: Jugendliche werden straffällig. Erfahrungen des Jugendrichters.
14.30:

Eine Seife Kurzweil

Koko

von Georg Mühlen-Schulte

Koko, der Papagei, stammt aus Palau; er ist auf Umwegen in den Besitz der Familie eines kondensierten Milchfabrikanten in Berlin gelangt.

Die Wege, die das Schicksal den Erdenwurm führt, sind wunderlich; in Pankow handelt ein Feuerländer mit Eiswaffeln, und in dem Magen eines Hais wurde ein Mann gefunden, der eine brennende Taschenlampe und eine Broschüre mit der Aufschrift: „Eßt Seefische!" bei sich trug.

Koko spricht Palauisch in Verbindung mit englischem Slang. Er kann nur ein einziges deutsches Wort, das heißt „Räuberbande". Der kondensierte Milchfabrikant hat sich große Mühe um Kokos Vervollkommnung in unserer Sprache gegeben. Er hat manchmal einen ganzen Tag keine Milch kondensiert sondern nur immer bei Koko gesessen und ihm wohllautende worte wie „Liebling", „Schmuckpupp", „Guten Tag, Herr Direktor!" und „Angenehme Ruhe" vorgesprochen.

Diese Mühe war vergebens angewandt. Koko hörte mit feierlichem Ernst zu, aber wenn die Lektion beendet war, dann gab er eine palauische Gemeinheit von sich, und hinterher sagte er „Räuberbande".

An einem der letzten Tage geschah folgendes: Koko kam aus seinem Bauer heraus; er fand ein Fenster offen, entfaltete seine Schwingen und landete im Gleitflug in der Portierloge eines großen Amtsgebäudes, das gegenüber von der Wohnung des kondensierten Milchfabrikanten lag.

Der Portier besaß eine Katze. Diese Katze war groß und grau. Um ihre Mundwinkel lag ein zynischer Zug, der ihrem Wesen entsprach. Die Katze hatte viel über das Leben nachgedacht; sie hielt nicht viel von dem Wert überlieferter Spruchweisheit und lehnte z. B. ein Wort wie das „Die Katze läßt das Mausen nicht" glatt ab. Hingegen fand sie, das ein Papagei einen nicht von der Pfote zu weisenden Imbiß zwischen Frühstücksboulette und Abendbückling darstellte.

Aus diesem Gedankengang entwickelte sich eine Jagd, die durch die Portierswohnung, das Treppenhaus, einen Styungssaal und ein halbes Dutzend Korridore führte. Ein paar mal erwischte die Katze den Papagei mit einem Prankenhieb; er ließ allerhand Federn dabei, aber im Fahrstuhlschacht entwischte er ihr, gelangte glücklich nach unten und flog zum Hauptportal hinaus.

Mit wogendem Busen stand er draußen auf dem Trottoir. Er besah sich sein zerpflücktes Gefieder; dann schimpfte er auf Palauisch, und schließlich brüllte er zweimal aus Leibeskräften: „Räuberbande!"

Eben ging der Händler Scharrvogel vorbei. Er blieb stehen, sah sich den Papagei an, warf einen Blick auf das Portal, über dem in erhabenen Lettern das Wort „Finanzamt" stand, wandte sich abermals Koko zu, zuckte die Achseln und rief äußerte:

„Was regen Sie sich auf?! Das hätte ich Ihnen vorher sagen können, daß Sie da nicht ungerupft rauskommen."

Dies ist eine wahre Geschichte, obgleich sie wie ein Märchen klingt. Man kann es auch so fassen: Dies ist ein Märchen, obgleich es wie eine wahre Geschichte klingt.

Gut genug

Kunsthändler: „Für die Echtheit dieses Gemäldes kann ich allerdings nicht garantieren!"

Käufer: „Das ist auch vollständig schnuppe, lieber Herr. Ich will es dem Kunstmuseum schenken."

Lürmanns verreisen

Lürmanns verreisen. Frau Lürmann packt die Koffer und legt Schutzdecken über die Polstermöbel. Herr Lürmann räumt seinen Schreibtisch auf. „Rudolfs wollen nach den Blumen sehen", sagt Frau Lürmann.

Da steht Herr Lürmann auf und geht in den Keller. Da will ich lieber den Wein wegschließen murmelt er.

„Wenn Rudolfs einmal keine Zeit haben", fährt Frau Lürmann fort, „will Fräulein Scharkow sie vertreten."

Herr Lürmann brummt etwas, nimmt die Schalldose vom Grammophon und schließt den Plattenschrank ab.

„Und wenn Fräulein Scharkow auch einmal nicht kann", sagt Frau Lürmann, „dann hat sich Dr. Blohm erboten, die Blattgewächse vor dem Verdursten zu bewahren."

Da stößt Herr Lürmann einen ächzenden Ton aus, steht von neuem auf und schließt seinen Bücherschrank zu.

„Nanu?" fragt Frau Lürmann, „glaubst Du, daß Doktor Blohm Deine Bücher wegnimmt?"

„Das nicht" sagt Herr Lürmann, „aber er wird sie wiedererkennen."

Sachlich

„Sagen Sie, ist das etwa die Feder, mit der Napoleon den Westfälischen Frieden unterzeichnet hat?"

„Auskünfte werden am Schalter drei erteilt."

Notwendig

Ernst Bähmeke war ein praktisch veranlagter Landwirtssohn aus der Gegend von Gräfenhainichen, Bez. Halle.

Er stand bei einem Reiterregiment im Osten und in der Instruktionsstunde fragte ihn der Leutnant:

„Bähmeke, wenn Sie nachts auf Posten stehen und es kommt ein Betrunkener und pöbelt Sie an, was machen Sie dann?"

„Denn verbitt'ch mir das, Herr Leitnant!"

„Gut, aber wenn er dennoch weiterschimpft?"

„Denn foch'ch: Nu hernse emol, Herr Leitnant!"

„Und wenn er dann auch noch schimpft?"

„Denn soch'ch: Halt de Fresse, Herr Leitnant!!"

„...Und wenn er trotz allem weiterrandaliert?"

„Denn verhaft'ch'n, Herr Leitnant."

„Und was fangen Sie dann mit ihm an? Sie dürfen doch nicht von Ihrem Posten."

„Denn schtell'ch'n ins Schilderhaus, Herr Leitnant."

„Wie denn?"

„Mit 'n Gabbe an de Wand und mit 'n Bagael vorwärts, Herr Leitnant."

„Seht auf Bähmeke! Aber wenn der Kerl nicht ins Schilderhaus hineingeht?"

— — — „Choa, Herr Leitnant — denn miß 'mer ähn e gressers baun."

Fritz Scholl.

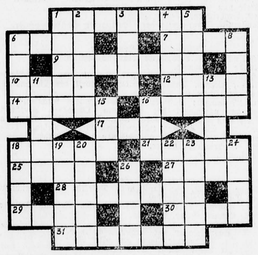
Kindermund

„Du bist also nicht verheiratet, Onkel?"

„Nein, Kind!"

„Wer sagt dir dann aber, was du zu tun hast?"

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen:

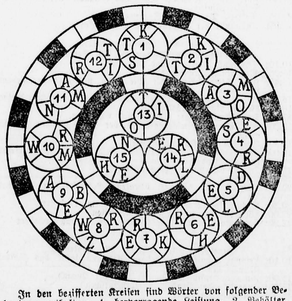
Waagerecht: 1. Abtrünniger. 6. Küchengerät. 7. Griechische Siegesgöttin. 9. Ausgedauter Baikon. 10. Hochland in Asien. 12. Göttin der Zwietracht. 14. Bildender Künstler. 16. Religiös-ethischer Begriff. 17. Stadt in Neu-Italien. 18. Kurort am Tegernsee. 21. Fluß in Frankreich. 25. Fluß in Sibirien. 27. Russisch-sibirisches Grenzgebirge. 28. Mohrrübe. 29. Soviel wie Schlag. 30. Schwimmvogel. 31. Weibliche Gestalt aus Goethes „Tasso". — Senkrecht: 1. Hauptstadt Estlands. 2. Flachland. 3. Geistiger Schwung. 4. Gebirge in Südamerika. 5. Papstkrone. 6. Anderes Wort für Saft. 8. Schornstein. 11. Unartiges Kind. 13. Germanische Göttin der ewigen Jugend. 15. Germanische Meeresgöttin. 18. Luftförmiger Körper. 18. Scientier. 19. Autorverwandter. 20. Deutscher Dichter und Romanschriftsteller des vorigen Jahrhunderts. 22. Tierische Milchdrüse. 23. Friedensgöttin. 24. Fluß zur Nordsee. 26. Stadt in der Rheinprovinz.

Logogriph.

Bandalen, Rohr, Muster, Schaf, Brauseu, Gern, Korn, Beet, Laden, Auben, Schmurgel.

Mit Ausnahme eines ist aus jedem der obigen Worte durch Veränderung eines Buchstabens ein neues Wort zu bilden, so daß die fortgelassenen und die neu hinzugefügten Buchstaben, letztere rückwärts gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Kreisrätsel (ges. gesch.).



In den beiffferten Kreisen sind Wörter von folgender Bedeutung enthalten: 1. hervorragende Leistung. 2. Behälter, 3. Sittenlehre, 4. Hülsenfrucht, 5. notleidender Zustand, 6. Körnerfrucht, 7. Fluß im nördlichen Kaukasus, 8. Nähutensil, 9. gebundene Feldfrüchte, 10. Stadt am Rhein, 11. der Erde entwertetes Gut, 12. Sternbild des Tierkreises, 13. Land in Österreich, 14. inneres Organ, 15. weibliches Huhn.

Die gefundenen zwei Buchsta'en jedes Kreises sind der Reihenfolge nach in die betreffenden Ringfelder einzutragen, sie ergeben hintereinander gelesen einen Sinnspruch.

Wortkette.

Unter Zugrundelegung des Wortes „Seladon" bilde man weitere dreisilbige Hauptwörter und zwar derartig, daß stets die letzte Silbe des vorhergehenden Wortes gleichlautend mit der Anfangssilbe des nachfolgenden Wortes ist. Das letzte Wort erhält als Endsilbe die Anfangssilbe des gegebenen Wortes, also so, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht. Die Wörter bezeichnen: eine Berggruppe in Rheinbayern, eine Stadt in der bayerischen Pfalz, ein Produkt des Bernsteins, eine Palmenart, eine Frucht, einen nordamerikanischen Freistaat, eine Pflanze, ein Wörterbuch, Bezeichnung für Zuckerbäcker, ein Geschoß, einen Mädchennamen, einen See in Bayern, ein Meerungeheuer, ein Bauwerk, eine Göttin und eine stufenweise Erderhöhung.

Rätselhafte Inschrift.

Auflösungen aus Nummer 23

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Gans, 4. Glas, 7. Hilfe, 8. Altar, 10. Rede, 11. Mur, 12. Emat, 14. Ahr, 15. Bitin, 17. Afe, 18 Amor, 19. Boot, 20. Tal, 22. Banat, 13. Ode, 25. Ehe, 27. Mal. 28. Exel, 29. Talmi, 30. Dover, 31.Ries, 32. Xran. — Senkrecht: 1. Gibraltar, 2. Aie. 3 Semiramis, 4. Garibaldi, 5. Ate, 6. Sanatogen, 7. Neh, 9. Mas, 10. Raite, 13. Kugel, 15. Boh, 16 Not, 21. Ast, 24. Der, 26. Ell, 28. Eva.

Lösung des Kreisrätsels: 1. Maßnren, 2. Bourbon, 3. Berbera.

Lösung des Silbenrätsels: Zufall, Anfall, Verfall. — Ilse, Else, Linse. — Knabe, Albe, Narbe. — Nacken, München, Aachen, Neider, Wunder, Oder. — Halma, Lima, Thema. — Rehburg, Iburg, Nienburg. — Kugel, Engel, Nagel. — Damen, Amen, Carmen. — Hudson, Nelson. Anton. — Esse, Talle, Molle. — Insel, Nessel, Kessel. — Tochter, Meter, Alter. — Nester, Geister, Ester. — Nike, Unke, Gurke.

Zuviel kann man wohl trinken.
Doch nie trinkt man genug. (Lessing.)

Lösung der Schachaufgabe:

Weiß	Schwarz
1. Dd5 – g2!	Kf5 oder B×g5+ oder Kg7 oder Bf5,
2. De4# bezw. D×g5# bezw. Sc6# bezw. Sh7#.	

Ein Zugzwangschr problem!

Lösung des Rätselrätsels: S. Aar. 1. Bambera. Melde, Kairo, Diner, Barteler — Saibling.

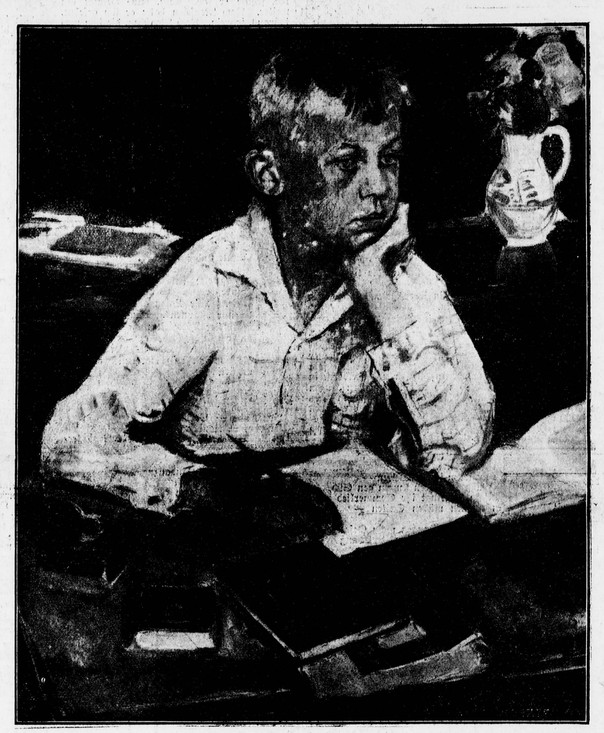
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 25 Sonntag, 18. September 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Schularbeiten



Nun sind sie wieder vorbei, die schönen langen Ferienwochen, auf die sich Jungens und Mädel so lange gefreut hatten. Die Wünsche und Pläne seit Pfingsten kreisten laut oder heimlich immer wieder um die großen Ferien. Endlich kamen sie, und mit ihnen aller Glanz und Sonnenschein, wie er nur den sorgenfreien Tagen einer glücklichen Kinderzeit eigen ist. Da wurden Schulranzen und Büchertasche möglichst hoch gehängt, als ob man endlich von einer schweren Plage erlöst worden sei. Draußen in der herrlichen Gottesnatur wurde dann in endlos langen Tagen, — den Glücklichen schlägt ja keine Stunde, — der Schulstaub gründlich abgeschüttelt, die lang ersehnte Freiheit restlos ausgekostet. Doch, wie überall im Leben, die schönen Stunden nehmen immer ein Ende, und dies Ende kommt doch regelmäßig zu früh.

So war es auch in diesem Jahre wieder. Und wie merkwürdig, gerade als die Ferienzeit sich ihrem Ende nahte, da schien auch die Sonne draußen keine rechte Laune mehr zu haben. Sie mußte es wohl nicht mit ansehen können, daß die frischen noch sonnengebräunten Jungen und Mädel da wieder die alten Bänke drücken sollten. Sie schien auf einmal nicht mehr! Düstere Wolken stehen seit einigen Tagen am Himmel, und der Septemberwind fegt in stürmischer Art über die leeren Felder, erkühnt sich sogar, das noch sommerliche Laub mit sich fortzureißen, und, was noch schlimmer ist, auch die Aepfel und Birnen nimmt er mit! So macht der Himmel ein recht herbstliches Gesicht und will den fleißigen Scholaren zu verstehen geben, daß nach goldenen Tagen des süßen Nichtstuns immer wieder des Lebens Ernst und der Pflichten gebieterischer Imperativ sich meldet.

***

Jugend will das meist noch schwerer fassen, als wir Alten. Sie spielt ja noch ihr Dasein! Und was sie arbeiten nennt, das ist mehr Beschäftigung, die des Zweckes entbehrt und darum nicht Ernst und Mühe und Beschwerde kennt. Freilich, so sorglos die Jugend in den Tag hineinlebt, eines hat ihr schon immer die ersten Sorgen gemacht und wird ihr auch immer wieder als kleiner Wermutstropfen erscheinen: die Schularbeit! Ja, das ist so ein heißer Punkt! Nicht nur Kinder der ersten Schuljahre, Septaner und Primaner, auch Eltern und Lehrer können ein Liedchen davon singen. Wir alle haben so ein eigenes Gefühl der Erinnerung, wenn wir wieder dies einst so furchtbare und rückschlslose Wort hören. Es erinnert uns immer an etwas, was wir gerne wollten, aber nicht durften und nicht konnten, weil wir etwas anderes, was wir nicht gerne wollten, mußten! Wir wollten nach dem Mittagessen raus ins Freie, wo der Fußballplatz wartete und die Kameraden in Bereitschaft standen; oder wir lasen in einem schönen Buch und wollten so gerne weiterlesen, weil es eben so spannend war; — da erschien immer das ernste Wort: Schularbeit! Und manche Ueberwindung hat es dem kleinen Kerl und dem munteren Buben gekostet, ja es bedurfte nicht selten des ernsten Blickes von Vaters Seite, um die kleine Pflicht den eigenen Wünschen voranzustellen.

So tritt gewissermaßen die Schularbeit als erste Erscheinung in das sorglose Jugendreich, die den jungen Menschen mit dem Wörtchen „Pflicht" bekannt macht. Langsam setzt es nun ein. Immer größer und vielgestaltiger wird die Pflicht. Der freien, dem Spiel und der Geselligkeit geweihten Stunden werden immer weniger. Doch es wäre ein gründlicher Irrtum, wenn man die Schularbeit nur von dieser ernsten Seite her sehen würde. Sowohl bei der Jugend als auch bei den Großen bringt sie manch lichten Strahl der Freude. Und während ich dies schreibe, dringt die Sonne wieder durch und lacht, und zeigt dabei, daß auch der Septemberhimmel noch ein gutes Stück Freude zu geben hat.

Dies sonnige an der Schularbeit sehen wir am besten bei den jungen ABC-Schützen. Da ist der kleine Werner, ein I-Männchen, das seit Ostern die Schulbank drückt. Jeden Mittag, wenn er nach Hause kommt, setzt er sich an den Tisch, nimmt seine Tafel heraus und malt und schreibt und rechnet, daß es nur so seine Art hat. Und wie der kleine Kerl lesen kann! Nach den neuesten Grundsätzen der Schulweisheit müssen die ABC-Schützen nicht nur — wie wir früher — beim Rechnen die kleinen Finger zu Hilfe nehmen, sondern auch beim Lesen. Da fitzt er nun, die Fibel vor sich und buchstabiert mit Mund und Händen, wobei er garnicht begreifen kann, daß unsereins über dies geschickte Händespiel unwillkürlich lachen muß!

Immer tüchtiger werden die kleinen Kerle! Von Tag zu Tag sammeln sie neues Wissen, worauf sie auch ganz stolz sind. Und Vater und Mutter sind gewiß nicht die Letzten, die sich über diese Zunahme an Wissenschaft freuen. In den weiteren Jahren allerdings müssen sie häufig mit antreten, wenn es dann garnicht mehr gehen will, wenn die Schulaufgaben allzu schwer werden, oder wenn der Lehrer zuviel aufgegeben hat. Dann sitzt der Bub an seinem Tisch, kaut an seinem Stift, stützt den Kopf in die Hände und ist manchmal in tiefes Nachdenken versunken, oder auch nicht. Allzu leicht wird aus dem „tiefen Nachdenken" ein Abschweifen der Gedanken auf Gefilde, wo nun einmal Herz und Phantasie der jungen Welt liegen. So rückt die Zeit weiter, aber die Arbeit will und will heute nicht fertig werden! Vater, Mutter, Bruder, Schwester und Freund sind dann die besten Nothelfer. Freilich gehört auch zu diesem Nachhelfen bei den Schulaufgaben ein gewisses Maß von Erziehungsweisheit. Das „Helfen" darf nicht zur Abnahme der Eigenarbeit werden, das wäre falsche Liebe. Das Denken und Erarbeiten darf den Kindern nicht abgenommen werden, dabei dürfen sie nur geführt und unterstützt werden.

***

Dann kommt die Zeit, wo der eine oder andere Junge zur Fortsetzung seiner Studien auf eine sogenannte höhere Schule geschickt wird. Damit wächst natürlich auch der Kreis der schulischen Pflichten. Zwar anfangs, in der Sexta, da geht es noch einigermaßen. Der Junge fühlt sich stark in dem Bewußtsein, manches „schon gehabt zu haben"! Nur das Lakein mit seinen verflixten Vokabeln und Deklinationen will ganz und gar nicht in das Köpfchen hinein! Da gibt es manch harte Nuß zu knacken! Aber die Freude an der neuen Schule, an der bunten Mütze, gibt auch hier wieder neuen Ansporn. Und so ein frischgebackener Sextaner sieht sich im Geiste schon durch alle Klassen hindurch, wie er in der Prima sitzt und das alles, was ihm jetzt noch so schwer fällt, — spielend meistert! —

Welch eine Freude strömt durch ein Haus, wenn zu Ostern eines der Kinder wiederum eine neue Stufe auf der Leiter des Lebens emporgestiegen ist. Das ist dann für kurze Zeit jedesmal reichlich Ersatz für die Mühsale und Schweißtropfen des vergangenen Jahres! Es ist so eine eigene Sache mit den Schularbeiten um Ostern herum! Viele meinen, es würde hinlänglich genügen, wenn sie so gleich nach Weihnachten mit intensiver Arbeit einsetzen. Als wenn man die Schlacht im letzten Augenblick durch einen kühnen Satz gewinnen könnte! Das mag in manchen Fällen gelingen, aber im großen Ganzen ist es doch ein gewagtes Experiment, dessen üble Folgen man mehr oder weniger hernach immer spüren wird. Zu Weihnachten ist auch Saison für Nachhilfestundengeber! Es soll eben alles wieder gutgemacht werden, was so ein studierendes Herrchen in dreiviertel Jahren verfäumt hat. Manch einer hat ja Glück dabei.

***

War so in den ersten und mittleren Schuljahren die Schularbeit eine Beschäftigung, die dem jugendlichen Tätigkeitsdrange in etwa immer entgegenkam, leise Spiel und Pflicht miteinander verknüpfend und dadurch dem Ernst des Daseins allmählich näher bringend, so erscheint die Schularbeit in den Sekundaner- und Primanerjahren wieder in einem ganz anderen Licht. In dem jungen Menschen erwacht langsam die Persönlichkeit! Das „Non scholae sed vitae discimus", — „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir", wird ihm dann immer stärkeres Erlebnis. Er weiß, das sein Arbeiten für die Schule zur Heranreifung seiner selbst dient, das er innerlich damit wachsen soll. Es erwacht auch Sinn und Gefühl für die Welt des Geistigen. Nun sieht der Junge seine Arbeit in der Schule und für die Schule in einem ganz neuen Lichte. Sie erhält für ihn einen tieferen Sinn, wird sinnerfüllt. In den klassischen Gesängen der Antike, den griechischen Philosophen und den römischen Dichtern, in den deutschen Heldenepen, im Vorübergleiten geschichtlicher Bilder usw. erfühlt er das Erlebnis seiner eigenen Welt. Und wenn er dann sich an seinen Studierisch setzt und arbeitet, empfindet er bereits so etwas

Bavaria-Verlag, Gauting vor München

wie schöpferische Freude, miterleben und mitgestalten zu dürfen.

***

Und einmal kommt die Zeit, sei es schon mit vierzehn Jahren oder erst später, wo alle Schularbeit aufhört! Dieses Gefühl höchster Freiheit ist leider mit einer ebenso großen Tragik verbunden. Was der Schüler durch seine Schularbeit lernen sollte, das Ethos der Arbeit in Selbstverantwortung und Pflichtbewußtsein, es müßte seine natürliche Fortsetzung in der Berufsarbeit finden. Die Linie sollte eigentlich, vom ABC-Schützen kommend, in das Arbeiten und Mühen im freigewählten und freudig ausgeübten Berufsleben einmünden. Aber hier setzt heutigen Tages leider allzu oft die Ernüchterung ein.

Zugvögel

Die Geschichte einer Sehnsucht

Herbstlich blaß windet die Sonne über wilde Stoppelfelder. Schatten jagen über die Erde, und hoch in den Lüften segeln stolze Wolkenschiffe. Stolz — und legeln, als hätten sie die kleinen Menschen, die unten an der Welt kleben und deren Gedanken lieber ihre Scholle nicht hinausgehen.

Aber einsam steht Heilga in den weiten Wiesen. Schwermütig hängt ihr Blick an den öden und abgeernteten Feldern, und tiefe Sehnsucht überschattet ihre hellen, klaren Augen, wenn sie aufschaut und den Wolken nachsieht, die so wild und weit dahinjagen, so wild, wie Heilga in Sommertagen durch die Wiesen gesprungen und so weit, wie ihre kühnen Gedanken und Träume gegangen sind. So manches Mal, wenn sie einsam im weiten Feld gestanden und ihre feurigen Augen an der Sonne brannten. —

Nun war es Herbst geworden. Früh, fast über Nacht. Blasses Goldgelb hatte der Herbst in den Wald getupft. Drüben im Wald. Heilga schaute bange hinüber. Dort hatte sie am Morgen den wilden Schmerz gespürt, der sie in jedem Jahre faßte. Im Herbst, wenn die Felder wild da liegen und die Wolken weit in die Ferne wandern. —

Drüben im Wald wohnten Heilgas Stare. Zarte, wilde Vögelchen. Heilga kletterte zu ihnen in den Wipfel und verbrachte Stunden neben ihrem Starenkasten, den ihr Heilwig gezimmert hatte und der ihre Freude war. Die Stare kannten ihre Freundin und pickten aus ihrer Hand. Und dann war es, als wäre Heilga auch so ein wildes Vögelchen, das — — keine Heimat hat.

Wo war Heilgas Heimat? Sie hatte oft darüber gegrübelt, doch nie hatte sie es gewußt. Nur daß sie nicht Vater noch Mutter hätte, das hatte im Zorn der Vater ihr drüben ins Gesicht geschrien, der Vater, in dessen Pflege sie groß geworden war. Ohne die Liebe der Mutter. Ohne die Sorge des Vaters. —

Und an jenem Tag, als sie das erfahren, war sie mit wunden und zerrissenem Herzen in den Wald gelaufen und hatte sich dort einsam haltlos ausgeweint. So hatte sie Heilwig gefunden, der dreiviertel Stund' hinterm Wald wohnte, der Sohn des Lindenbauers. Und er hatte Heilga angeschaut mit seinen blauen, ernsten Augen, hat ihr den ersten schwachen Trost gegeben, daß Heilga ihm offen gestanden, ihm ihr wundes Herz gezeigt, ihr Unglück und ihre Sehnsucht.

„Du wirst dein Mutterle finden, Heilga," hatte er weich, aber bestimmt gesagt. Sie hatte genickt, und da hatte Heilwig ihr erzählt, wie sie zusammen ausziehen würden und Heilgas Mutterle suchen, sie beide, Heilwig und Heilga. Darüber hatte sie ihm in stummer Freude mit zitternden Lippen den Mund geschlossen. Zum ersten, übersüßen Kuß. —

Damals war es heller, goldiger Sommer gewesen. Fast täglich waren sie sich seitdem begegnet. Heilwig hatte ihr gepf[illegible]t und zu seiner Laute gesungen, daß Heilga „[illegible]nab" vergessen hatte, daß sie nicht wußte, wer ihre Mutter war und wer ihr Vater. Aber immer, wenn der Herbst gekommen war, wenn die Vögel zur Heimfahrt rüsteten und wenn ihre Stare dann eines Tages auf und davon waren, ohne Gruß an sie — dann stand sie oft stundenlang auf den Wiesen und schaute den Wolken nach, auf denen ihre Sehnsucht wohnte. Dann war es ihr einsam geworden und schmerzvoll war es ihr eingefallen, daß sie nicht Vater hatte noch Mutter. —

Und jetzt stand wieder der Herbst im Land, und er hatte Heilga wieder die Sehnsucht gebracht. Die Stare waren wieder fort in die Heimat. Sie hatten eine Heimat, irgend im warmen Süden. Aber wo war Heilgas Heimat? Wo ihre Mutter war? Wann würde Heilwig gehen, ihr Mutterle zu suchen? Mit ihm Heilga. —

*

Blasse Dämmerung hat sich schon um das alte Haus geteilt. Leise pfeift der Wind sein mildes Herbstlied an den Dachgarten. Unter dem Windfang in der Küche schlägt die Herdflamme prasselnd auf. Wirft lohende Glut über Heilgas bleiches Gesicht, das unter der Bärme noch bange zittert. —

Schwach, kaum vernehmlich schlägt ein Ruf durch die halboffene Tür.

Heilga horcht auf. —

So ruft nur Heilwig. Wenn er drüben aus dem Wald tritt und zum Hof hinüberschaut, der still zwischen den Wiesen liegt. Wo Heilga wohnt. —

*

Sie schwiegen lange. Heilwig und Heilga. —

Sie hatten ihre Hände gefaßt und sahen zum Starenhäuschen hinauf. — Nichts rührte sich. Nur oben über den Wipfeln schwamm im kühlen Herbstwind ein Wolkenzug.

Schreiend klatschten Wildgänse auf den nahen Weiher. —

„Wo unsere Stare jetzt wohl sind?" flüsterte Heilga, als schente sie sich an die tiefe Stille zu rühren.

„Vielleicht schon in ihrer Heimat." Heilwig schaute vor sich hin.

„Haben die Vögel eine Heimat?"

Sie schwiegen lange. — Heilwig und Heilga.

Dann lehnte Heilwig an einer hohen, schlanken Buche. Er griff zu seiner Laute, die er um die Schulter trug, und weich klang sein Lied über wandenen Wiesen und Feldern, in denen lauschend und mit träumenden Augen Frau Sehnsucht stand. Groß und mächtig, wie in allen Mondnächten, an die der Herbst mit bangen, zitternden Fingern rührt.

Heilwig sang, und Heilga lauschte verwirrt bis zu Ende:

Die Wolken wandern weit dahin,
Zu wandern steht auch mir der Sinn,
Zu wandern in die Weiten —
Die Vögel streichen summ gen Süd,
Einsam verklingt ihr Sommerlied
In meinen müden Saiten —

Und wenn verklungen mein Gesang,
Wenn schon die Erde zittert bang
In Herbstes wildem Tosen,
Geht noch ein Lied durch dieses Tal,
Voll Sehnsucht, namenloser Qual,
Das Lied des Heimatlosen. —

Im Heimatland, da ist die Ruh',
Ist Lieb' und Lust, da bist auch du,
Du liebe, schöne Heilga!
Mein' Heimat ist so nah — so fern —
In deiner Augen hellem Stern
Liegt meine Heimat, Heilga — — —

Heilwig schwieg. — Jäh hatte Heilga die Hand des Sängers gefaßt:

„Wer hat die dieses Lied gesagt?"

„Niemand, Heilga! In meinem Herzen hat es geschlafen, seit ich leb'. Du aber hast es in mir nur geweckt. Da hat es Wort und Klang bekommen." —

Das konnte sich Heilga nicht gleich in ihre a Köpfchen zusammenreimen. Wie konnte Heilwig so singen? Wie konnte er Heimweh haben? Er hatte doch Vater und Mutter, hatte Heimat und Arbeit! — Gleichzeitig aber fühlte sie, wie alle Sehnsucht, die sie Jahre hindurch genährt, die Sehnsucht nach Vater und Mutter mit aus diesem Liede klang, das Heilwig ihr gesungen. Das Lied, das so sehnsuchtsvoll klang und — sie zitterte bei dem Gedanken — mit ihrem Namen schloß —

Dankbar schaute Heilga den Sänger an.

„Du hast Heimweh, Heilwig!"

Und Heilwig lächelte. Ja, Heimweh! Wer hätte das je zu ihm gesagt! Wer hätte das je gefühlt und mit ihm gefühlt! So weit er zurückzudenken vermochte, so lange schon trug er mit sich dieses Heimweh. Nicht nach einer Heimat, die ihm Haus, Hof und Scholle bot, sehnte er sich. Nein, seine Heimat lag weiter. Nach Menschen hatte er sich gesehnt, jahraus, jahrein. Nach Menschen, die ihm verstehend begegneten und denen er dankbar ein großes Glück dafür schenken dürfte. —

Bis er Heilga im Walde gefunden. Weinend und voll Sehnsucht. Und diese Sehnsucht zu stillen, Heilgas Mutter zu finden, hielt er für das größte Glück, das ihm begegnen konnte.

Nun war der Sommer schon wieder vorüber. Die Tage und Nächte wurden kalt und unfreundlich. Die Zugvögel kehrten in Scharen in ihre Heimat zurück. Und nahmen mit sich die tausend sonnigen und seligen Sommerstunden, deren Wärme und Klang als Umsatz und Sehnsucht zur Ruhe gebracht.

Bald aber würde es wieder kalt sein und einsam. —

Und warum sollten nicht auch Heilga und Heilwig ihre Heimat suchen gehen? Vielleicht würde Heilwig noch vor Winter Heilgas Mutter finden. Noch vor Winter ihre Sehnsucht stillen. Und die Sehnsucht eines geliebten Menschen stillen, heißt es nicht auch eigenes Sehnen zur Ruhe tragen?

„Heilga, ich will gehen, deine Mutter suchen!"

Und Heilga verstand ihn.

„Ja, Heilwig. Aber ich will mit dir gehen. Wir werden meine Mutter suchen. Vielleicht sind wir vor Winter noch in — deine Heimat finden." —

*

Mit den Zugvögeln ist ihr Weg gegangen. Durch die weite, endlose Ebene. Bis in die hohen, eisigen Berge. Holzfäller haben in den Wäldern Lautenspiel und Gesang vernommen und verwundert aufgehorcht. —

Lieber Wochen und Monate aber hat der Frühling seinen Einzug wieder gehalten, und die Zugvögel sind aus dem warmen Süden zurückgekehrt. Heilgas Stare aber haben vergeblich auf ihre Spielgesellin gewartet. Tag um Tag. — —nk.

Berufslatein

Wenn der Fachmann spricht und der Laie sich wundert

W. Z. Eine „Mumme" ist keine „Mumme und noch weniger eine „Mutte". Das eine bedeutet nämlich Hasenohr, das zweite Fuchs- und das dritte Hundeschwanz. Wenigstens für Fachleute. Wir Laien allerdings können da nur „staunen". Damit wir jedoch bei dieser Tätigkeit nicht allzu dumm aussehen, hat hier ein mitfühlender Zeitgenosse einmal aus vier Berufen die kuriosesten „termini technici" erklärt.

Die blauen Jungs

Bruchbude = Vordlagarett
Krüppel = Landbevölkerung
Leiche = ein Fehrgast, der dauernd seekrank ist

pulen = rudern
Zucker = feiner Landanzug.
Stroppe = Kautabak.
Kleber = Schiffsarzt
Kieker = Fernrohr
Pulver = Lähnung
Feinez = Fahrgast in erster Klasse
Haufen = Fahrgast der niedrigsten Klasse.

Die Herren mit der Hupe

Auf Latschen stehen = die Autoreifen haben keine Luft
stumm stehen = eine Panne, die nicht beseitigt werden kann
Floh, Nuckelpinne, Chausseewanze = Kleinauto
Pelle = Autolack
Er gibt im Saures = der Fahrer macht über 80 Kilometer stündlich
Klamotten machen = einen Zusammenstoß haben
Stroppe = Benzin
abhängen = jemand wird überholt
schwarz fahren = ohne Wissen des Autobesitzers fahren

Stecher = Scheinwerfer
Frühlingsgemüse = Kabelanlagen

Die königlichen Kaufleute

Schulaufgaben machen = der Reifende schreibt seiner Firma die Aufträge
Ware poussieren = eine Ware wird besonders empfohlen
Schlächter = Verkäufer, der dem Kunden die letzte Mark aus der Börse zu ziehen weiß
abstoßen = Ware schnell verkaufen
Seufzerkasten, Verdrußkasten = Musterkoffer
a. T. = auf Tour gehen
Kunde ist dicht = ist zuverlässig
Kunde ist des = ist nicht interessiert
Kollektion = übertrieben gute Muster, um die Kunden „einzuseifen"
Harte Hand = ein schlechter Zahler.

Die Eingeweihten von der Börse

Iduna gequetscht = die Aktien der „Iduna" sind gefallen
Dachziegel stoßen an = am Hauptmarkt werden Dachsteine höher gewertet
Hafer vernachlässigt = nur wenige Interessenten vorhanden.
Gerste hat schwache Veranlagung = die Preise werden gesenkt
fixen = man verkauft etwas, was man in Wirklichkeit nicht besitzt
glattstellen = alle Verpflichtungen werden gelöst.

Berthold Auerbach.

Wochenrundschau

Donnerstag, 8. September: Zentrum und Nationalsozialisten werden sich gemeinsam gegen den sozialpolitischen Teil der Wirtschaftsnotverordnung. — Abg. Joos spricht über die Bemühungen zur Wehrhaftbildung im Reich. — Der Volksgemeinschaftsausschuß des Landtages beginnt die Zeugenvernehmung über Zwischenfälle an der Ynarwache.

Freitag, 9. September: Empfang des Reichstagspräsidiums bei Hindenburg: Goering teilt mit, daß der Reichstag eine arbeitsfähige Mehrheit besitze. — Der Staatsrat verhandelt über Einsetzung des Reichskommissars, Schlachtsteuer und Sondergerichte. — Dr. Brachi spricht im Rundfunk über die Verwaltungsreform. — Große Explosion in Newyork.

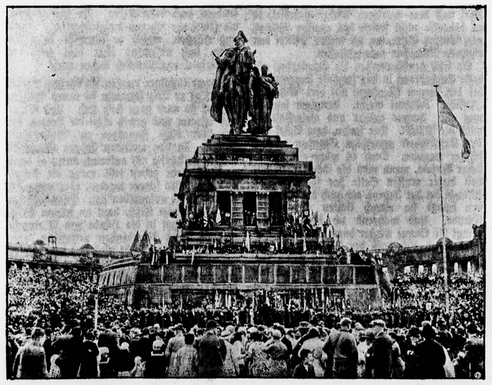
Samstag, 10. September: Zusprüfung der innerpolitischen Lage. Reichstagspräsident Goering sagt in den Nachtstunden den Montagbesuch beim Reichspräsidenten ab. — Mißterror in Frankreich. Herriot unterbreitet die Antwort auf die deutsche Note. — Gerüchte über ein Konkordat mit Baden.

Sonntag, 11. September: Der französische Botschafter überreicht Neurath die Antwort auf die deutsche Abrüstungsnote. — Bedeutsamer Artikel Mussolinis über die Gleichberechtigung: „Deutschland ist im Recht." — Große Saar-Kundgebung am Deutschen Eck in Koblenz. — Deutschland erhält Anleihe um Aufschub der 60-Millionen-Zahlung an politischen Schulden.

Montag, 12. September: Der Reichstag aufgelöst. Offener Konflikt zwischen Reichstagspräsident und Regierung über Zulässigkeit der Auflösung und Abstimmungen. Die Regierung erhält ein Mißtrauensvotum mit 512 gegen 42 Stimmen. — Von Papen gibt im Rundfunk seine verhinderte Regierungserklärung. — Die französische Abrüstungsnote wird veröffentlicht.

Dienstag, 13. September: Briefwechsel zwischen Reichspräsident, Regierung und Reichstag über Zulässigkeit der Abstimmungen und der Reichstagsauflösung. — Tagung des Uebergangsausschusses und Ausmerzung Ausschusses ohne Regierung. — In Preußen wird durch Verordnung die Schlachtsteuer geändert. — Mitternächtliche Haussuchung bei der Kommunistischen Reichstagsfraktion.

Mittwoch, 14. September: Ueberwachungsausschuß des Reichstages beschließt Vernehmung der Regierung wegen der Reichstagsnotverordnung. Die Reichsregierung weigert sich, zu erscheinen. — Die Hearstpresse berichtet über einen europäischen Vorschlag zur Abwälzung der Kriegsschulden an USA. — Erlaß des Reichspräsidenten zur Ertüchtigung der Jugend.



Das Treuegelöbnis am Deutschen Eck

Aus Anlaß der 12. Tagung des Bundes der Saarvereine fand am Deutschen Eck in Koblenz diese riesige Kundgebung statt, an der 20 bis 25 000 Personen teilnahmen. Die Kundgebung stand im Zeichen der Losung: „Zurück zum Reich".

Streifzug durch die Woche

Spanien warnt — Steigender Radikalismus — Reichstagsauflösung — Menschen in Not — Langsames Denken — Stammbäume

128 Erzherzöge, 124 Marchesen, 84 Grafen sind in Spanien entschädigungslos enteignet worden. Niemand regt sich darüber auf. Auch die bürgerliche Presse hat diese Nachricht mit ziemlichem Gleichmut und mit recht schwachen Protesten aufgenommen. Und doch sollte man bei solch einer Kunde recht nachdenklich werden. Einmal erhebt sich die Frage, wie so etwas hat kommen können. Ich denke da an einen alten Fürsten in der Tschechoslowakei, der mir immer wieder tiefbewegten Herzens sagte, wie oft er seine Standesgenossen gemahnt habe, doch die Forderungen der neuen Zeit zu verstehen, wie oft er daran erinnert habe, sie müßten in ganz anderer Weise als früher mit ihrem Besitz für die Allgemeinheit eintreten. Sie hätten eine heilige Pflicht, sich mit ihrem Geld und Gut für die Stützung des Christentums im öffentlichen Leben einzusetzen. Sie hätten seine Mahnungen aber nicht befolgt, und so sei die Enteignungswelle über sie gekommen. Wir wissen, daß auch in Spanien die Forderungen der Gegenwart von den Vertretern des Adels nicht immer verstanden worden sind. Spanier selbst haben uns erzählt, wie traurig es dort um das Landproletariat bestellt sei. Nun ist die Rache der Geschichte gekommen und sühnt das Unrecht der Betroffenen durch das neue Unrecht. Urteilen wir nicht zu hart! Man muß immer bedenken, daß der einzelne nicht allein verantwortlich gemacht werden kann für die Fehler seines Standes. Es gab unter den spanischen Granden hervorragend wohltätige Männer und Frauen, es herrschte in vielen Familien der Geist einer edlen Tradition. Nun werden sie über Nacht enterbt. Der Staat nimmt eine Handlung vor, die einfach Diebstahl ist, die mit einem anderen Wort Bolschewismus heißt. Zeichen der Zeit! Sie zeigen, wohin die Reise geht, in Spanien und anderswo. Wie die Tragik der trübsten Dinge nun einmal ist, verbindet sich diese ungerechte Handlung gegen den Adel mit einem Kampf gegen die Religion, die doch längst von ihren Vertretern verlangt hatte, daß sie sich energischer für das Gesamtwohl eingesetzt hätten.

Darf man bei diesen Vorkommnissen auch an unser Land denken? Aber natürlich, an unser Land und an alle Länder der Welt. Wenn das Christentum sich nicht nach allen Kräften bemüht, eine bessere soziale Ordnung zu schaffen, wenn es nicht den Millionen von Proletariern, die allenthalben in der gegenwärtigen Phase des Monopolkapitalismus zwangsläufig entstehen, zu Hilfe kommt, dann wird keine Macht der Welt die Massen daran hindern, sich zu nehmen, was man ihnen vorenthält.

Bei uns ist es nun wieder zu einer Reichstagsauflösung gekommen. Der Wahlkampf im Lande wird aus der sozialen Opposition heraus geführt. Hemmungslos wird die Demagogie die verzweifelnden Massen aufpeitschen. Der Linksradikalismus wird wachsen und eine Unterhöhlung an spanische Zustände die Folge sein. Ich achte den Adel, ich weiß um die hohe Aufgabe, die ihm im Rahmen der Volksgemeinschaft zufällt. Eben darum möchte ich die Worte jenes Fürsten aus der Tschechoslowakei heute in die Erinnerung zurückrufen. Es ist mir unbegreiflich, wieso Kreise, um deren Besitz es doch gehen wird, nicht hören, wohin auch wir treiben. Läßt es der Besitz heute auf einen Machtkampf ankommen, so ist diese Schlacht von vornherein verloren, und man braucht kein Prophet zu sein, um das voraussagen.

Die Menschen, um die es sich hier handelt, sind gewiß nicht so ohne allen guten Willen, wie ihre Gegner sagen. Sie wissen nur nicht, wie es um die Armut heute bestellt ist. Ueberhaupt weiß jemand, der in einem geordneten Haushalt wohnt, meistens nicht, wie es in den Hütten des Elends wirklich aussieht. Darum sollten gerade die Bestehenden heute kleine Schriften lesen, die Aufklärung vermitteln. Etwa die Reportage, die beim Zentralverband christlicher Textilarbeiter in Düsseldorf, Florastr. 6, erschienen ist: Menschen in Not. Es wird dort einfach erzählt, wie es den Arbeitslosen von heute geht. Wir erfahren, daß viele von ihnen nur 20 Pf. pro Tag für die Ernährung eines Familienmitgliedes haben. Eine Anzahl kann nicht einmal 20 Pf. ausgeben und muß sich mit 10 und weniger begnügen. Das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Massenelend von heute. Es wäre ein Verbrechen an der Nation, wollte man diese schuldlos ins Elend Gekommenen auch noch teizen. Es wäre vor dem Richterstuhl der ewigen Gerechtigkeit furchtbar, irgendetwas zu unterlassen, was das Los dieser unserer Brüder und Schwestern erleichtern könnte. Kümmern wir uns nicht um sie, die Rache wird kommen. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher und unendlich fein.

Man kann es nicht freudig genug begrüßen, wenn Zeitschriften, die sich vor allem an das gebildete Publikum richten, wie etwa das „Hochland", sich heute so stark den sozialen Fragen zuwenden. Im letzten Heft kann man verschiedene Aufsätze darüber lesen, u. a. auch eine eingehende Besprechung der beiden Bücher von Schwer und Müller, die sich mit dem Katholizismus und seinem Verhältnis zu der sozialen Entwicklung im letzten Jahrhundert beschäftigen. Man erkennt aus diesen Büchern heraus, wie lang und wie schwer der Weg zu neuen Gedanken und Einsichten ist. Andererseits ist man doch erstaunt, wenn schon die Soziologen der Romantik sich mit dem Problem der Arbeitslosen auseinandersetzen und wenn im 1865 Bischof von Ketteler die Standverdrung einer neuen Klasse ahnt und anbahnt. Gerade solche Artikel und Bücher sind uns heute vonnöten, denn sie klären auf, sie zeigen vor allem, wie verhängnisvoll es ist, wenn man die große Stunde der Weltgeschichte verschläft. Die bevorstehende soziale Studienwoche des Volksvereins empfehlen wir aus gleichen Gründen der sorgfältigen Beachtung.

Verhängnisvoll wäre es auch, wollten wir den Kopf in den Sand stecken und nicht sehen, was wir sehen müssen. Ein gefährliches Symptom der Verschuchungsabsichten darf man wohl darin erblicken, daß der Rundfunk in Berlin eine Literaturstunde abgelehnt hat, in der neben einigen anderen das Buch „Straßen führen auf und ab" von Georg Schäfer angezeigt werden sollte. Georg Schäfer gehört zu denen, die sich als Dichter bemühen, den Arbeitslosen Mut zuzusprechen und Wege zur seelischen und physischen Rettung zu weisen. Aber nein, so etwas darf das Publikum nicht hören, denn es ist ja von der Arbeitslosigkeit darin die Rede. Das ist Pessimismus, das stört die wirtschaftliche Entwicklung, das paßt nicht zu der heute beliebten Regimentsmusik. Schämen sollen sich die Herren. Fahren sie so fort, dann darf man ruhig behaupten, daß die Füße derer, die sie hinausjagen, schon vor der Tür stehen . . .

Schließen wir diese ernsten Erwägungen mit etwas Heiterem. Otto Forst de Battaglia, der sich als Historiker schon oft mit der Genealogie beschäftigt hat, lost uns in einem hübschen, im Reinhold-Verlag, Leipzig-Wien, erschienenen Bändchen allerlei Stammbäume von europäischen Fürstenhäusern vor. Es ist doch irgendwie lustig, daß nachweisbar etwas vom Blute der alten Perserkönige noch in Kaiser Ferdinand I. fortströmte und noch heute in den Adern sämtlicher europäischen Fürstenfamilien rollt. Kaiser Franz Josef I. ist noch entfernt blutsverwandt mit der hl. Brigitta, Kaiser Wilhelm II. mit dem gewaltigen Dschingis Khan, und in sämtlichen christlichen Fürsten fließt heute noch das Blut Mohammeds, des Propheten. Man sieht daraus, daß jeder Krieg auf der Welt ein Krieg zwischen Blutsverwandten ist — es machte ihn nicht schöner. Der Mann im Monde.

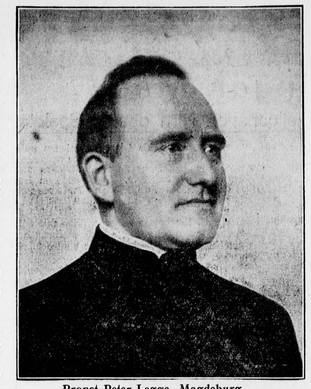
Mit Stahlhelm und Karabiner über den Graben

Momentbild aus einem Patrouillenritt anläßlich des Sportfestes des Unteroffizier-Lehrganges bei der Kavallerieschule Hannover. Die Reiter mußten in voller Ausrüstung über den Graben setzen

Die tödlich abgestürzten Europaflieger

Links der polnische Flieger Zwirko, der erst vor 14 Tagen den Europarundflug gewann, rechts sein Monteur Wigura, der Konstrukteur der erfolgreichen Maschine. Beide Flieger stürzten auf einem Fluge von Warschau nach Prag in der Nähe von Teschen in der Tschechoslowakei ab und wurden auf der Stelle getötet

Zwei neue Bischöfe

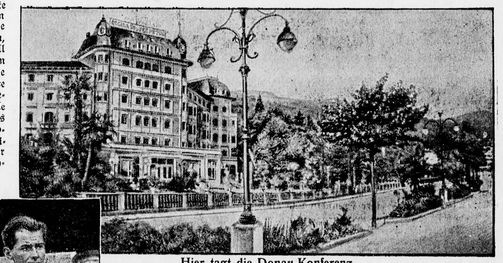


Propst Peter Legge, Magdeburg, der nunmehrige Bischof von Meißen

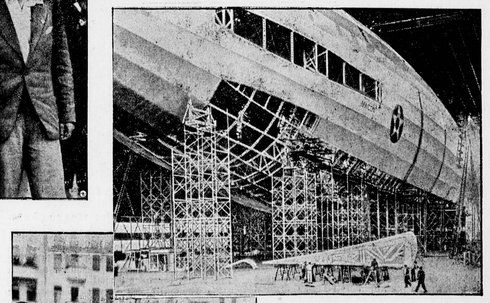
Peter Theodor Anton Legge ist in Brakel, Kreis Höxter in Westf., am 16. Oktober 1882 als das älteste von 10 noch lebenden Kindern eines Bierbrauereibesitzers geboren worden. Das Gymnasium besuchte er in Warburg, machte 1903 das Abiturium und studierte in Würzburg und Paderborn Theologie. 1907 empfing er in Paderborn die Priesterweihe

Der neue Bischof von Eichstätt

Der Münchener Domkapitular Dr. Konrad Graf v. Preysing-Lichtenegg-Moos ist vom Papst Pius XI. als Nachfolger des kürzlich verstorbenen Bischofs Leo von Mergel zum Bischof von Eichstätt ernannt worden. — Der neue Bischof, der im 53. Lebensjahre steht, hatte seine Laufbahn ursprünglich als Jurist begonnen. Als Rechtspraktikant hatte er dem bayerischen Ministerium des Aeußeren angehört und wurde in der Folge Legationssekretär an der bayerischen Gesandtschaft am Quirinal in Rom. 1908 schied er aus dieser Laufbahn aus und folgte dem Beispiel zweier jüngerer Brüder, indem er in Innsbruck Theologie studierte. 1912 zum Priester geweiht, wurde er 1913 Benefiziat an der Münchener Frauenkirche und Sekretär des damaligen Kardinals Bettinger. 1917 wurde er Prediger an der Münchner Pfarrei St. Paul, 1921 Prediger in der Münchner Frauenkirche, wo er bald darauf in das Domkapitel aufgenommen wurde



Hier tagt die Donau-Konferenz



Neues amerikanisches Riesenluftschiff

Auf der Luftschiffwerft in Akron wird zurzeit der erste Schwesterschiff des gleichnamigen Luftschiffes gebaut, das seiner Vollendung entgegengeht. Der neue Luftriese wird den Namen „Macon" erhalten.

Erst König von Albanien — jetzt Schaubudenfigur

In dieser Uniform eines albanischen Königs zeigt sich in einem Berliner Volkspark zurzeit der frühere Artist Otto Witte, der sich vor Jahren durch eine kühne Köpenickiade zum König von Albanien ausrufen ließ. Die Herrlichkeit dauerte jedoch nur fünf Tage, dann mußte Witte ebenso schnell vom Thron verschwinden, wie er hinaufgeklettert war. Ganz Europa lachte damals über diesen gelungenen Streich. Heute zehrt Witte von seinem einstigen königlichen Ruhm

Durchs deutsche Land

Das Thüringer Meer

Die Bleilochsperre im oberen Saaletal

Nirgends hat der Schöpfungswille über Thüringen so viel Schönheit gebreitet wie über das obere Saaletal. In tiefen, steilen Schluchten schlängelt sich der Saale blaues Band zwischen schwingenden Bergen. In immer neuen Schleifen, als wolle sie ihren Lauf absichtlich verlängern, um nicht zu rasch von so viel Schönheit scheiden zu müssen. Tausendjährige Burgen, altberühmte Städte spiegeln sich in ihrem Wasser. Ueberall dehnen und weiten sich in schier unermeßlicher Fülle die prächtigen dunklen Tannenwälder, durch die man das Märchen wandeln zu sehen meint.

Durch die Stille dieses Waldberggrundes klingt seit mehreren Jahren das Lied der Technik, hart und zielbewußt. Und seine erbarmungslosen Schläge hallen donnernd zurück von steilaufragenden Felsen. Die Menscheneinsamkeit dieser Wälder ist dahin. Woche für Woche zieht es Tausende in diese Gegend, zum Abschiednehmen von einem Stück Naturschönheit, das die neue Zeit unerbittlich fordert. Schleiz, die Stadt der Dreiecksrennen, das wohlumgütete Lobenstein, über dessen Gassengewinkel sich trutzig die alte Spielburg emporrekt, sind die beiden Ausfallstore für die Massen, die „das Thüringer Meer" werden und wachsen sehen wollen; das gigantische Werk, das hier seiner Vollendung entgegengeht: die Bleilochsperre, des europäischen Festlandes größte Talsperre.

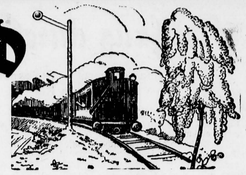
Ein Riesenobjekt, dessen erster (kurz vor der Vollendung stehender) Bauabschnitt mit rund 34 Millionen Mark veranschlagt ist. Neben dem Reich und den Ländern Preußen, Thüringen und Sachsen taten sich führende Elektrizitätsgesellschaften zusammen, um dieses seit langem geplante Werk zu verwirklichen. Außer der Gewinnung von elektrischer Energie soll es die stete Hochwassergefahr im mittleren Saaletal bannen, zugleich aber auch der Anreicherung der Elbe und des Mittellandkanals dienen. Besonders durch dieses letzte Moment gewinnt die Sperre Bedeutung für das ganze Land.

Schon stauen sich hinter der 65 Meter hohen Cyklopenmauer, die wuchtig das Bleiloch (die schmalste Stelle des Saaletales) in einer Länge von 225 Metern abschließt, die Fluten. Bis an die 60 Meter sind sie bereits hoch. Ueber 400 Meter lange Ablaufstollen hat man durch die Granitfelsen des Bleiberges getrieben, um die Saale abzuleiten und die Arbeiten zum Kraftwerksbereich der Staumauer zu ermöglichen, in dessen Turbinen sich die Fluten des Stausees aus zwei riesigen durch die Spermauer geführten Druckrohren ergießen werden. Im Herbst hofft man auch mit diesem Abschluß fertig zu sein.

Die neue Zeit greift nach der alten Schönheit. Noch wandert man durch das idyllische Tal. Aber auf neuen Pfaden; denn die alten sind im Stau verschwunden. Und mit ihnen so vieles, das Menschen Glück und Heimat war. Ueber 800, die seit Generationen aufs innigste mit der heimatlichen Scholle verbunden waren, mußten Haus und Hof verlassen und sich anderweit ansiedeln, dieweil alles im See versank. Neben 105 Wohnhäusern und fast 40 gewerblichen Betrieben sind 900 Hektar wertvolles Kulturland, das Arbeit und Brot gab, für immer verloren. Und mit ihm wertvolle Kulturdenkmäler und Kulturwerte, um die Geschichte und Sage ihr buntes Band woben.

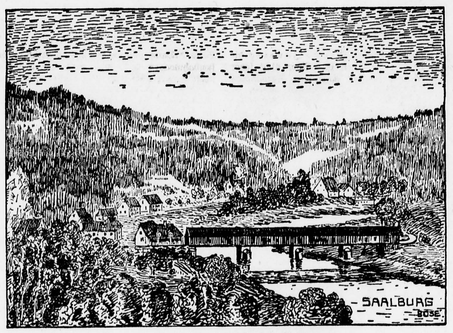
Mit stiller Wehmut gedenkt der Naturfreund der ungezählten, idyllisch im grünen Saaletale gelegenen Mühlen, die vielen Wanderziel und Rast waren. Ihr Mühlrad ist auf ewig verstummt. Verschwunden die alten romantischen, gedeckten Holzbrücken, die sich bei Saalburg, Harra und dem romantischen Schloß Burgk mit altberühmte Städte spiegeln sich in ihrem Wasser. Ueberall dehnen und weiten sich in schier unermeßlicher Fülle die prächtigen dunklen Tannenwälder, durch die man das Märchen wandeln zu sehen meint.

Bad Lobenstein.



über 28 Kilometer das Wasser leuchten und gleißen. Und flinke Motorboote werden die glatten Spiegel dieses Sees durchfurchen, des größten und landschaftlich schönsten im ganzen Vaterland.

Dr. Hesse



Die gedeckte Saalebrücke bei Saalburg.

Schuhplattler / Schwertertanz

Hochlandsfeste in Bayern und Schottland

Merkwürdig, daß man im bayerischen Hochland noch mehr vom echten Hochlandstreiben sieht und erlebt, als das auf einem der großen sichtbaren Heimatfeste geschehen könnte, die alljährlich in Mairn bei Interneß veranstaltet werden. Die Chiemgauer Heimatspiele auf den Heimatlagen in Siegsdorf bringen weit mehr ursprüngliches Gebirgserleben in Volkstrachten — und Treiben, als — so möchte man sagen — ganz Schottland noch mit all seinem Glanz hergugeben vermöchte. Genuß gibt es auch dort bei den Nachkommen der alten Gebirgs-Clans noch nackte Knie, Wadensträmpfe, Stutzen, den schönen Schotten-Stilt zu sehen, wobei Rock und Ueberwurf genau in der Farbe des Heimat-Clans gehalten sind, dem der Träger nach Namen und Herkunft angehört.

Aber es sind nur die bei dem Spiel und bei den Tänzen Auftretenden, oder allenfalls „Lairds", die Clouführer, die sich noch im alten Schmuck der Heimattracht zeigen. Dazu die Kapelle des Hochlandsregiments, die zu der roten Jacke, der Friedensuniform der Infanterie Seiner britischen Majestät, die Bärenmütze tragen. Die Zuschauer dagegen erschienen in der Gewandung unserer Tage, bein einfachen, nichts sagenden Bürgerrock. Den schönsten Tanz zwischen den Schwertern vermögen nur noch wenige Schotten auszuführen.

In Oberbayern, auf den Heimattagen des Chiemgaues, ist die heimatliche Tracht etwas Selbstverständliches für die Mehrzahl der Besucher. Braune, graue, graugrüne, gelbe, weiße gamsleberne kurze „Buxen" mit den schönen über der Saale glitzernden Band spannten. Ueber bedeutende Eisenerzlager und über die Brücke der Saalburger Marmorwerke, die den kostbaren, weltbekannten meergrünen Marmor liefertem, rauschen die Fluten.

Unablässig steigen die Wasser und netzen Wiesen und Feldern, Straßen und Dörfern. Es liegt wie ein tiefes Weh über der Landschaft. Trauer und Erschauern vor dem großen See, der alles verschlingt.

Die Romantik des oberen Saaletales ist dahin. Eine neue Zeit, nüchtern und sachlich, hat begonnen. Und die Zukunftsaussichten, die sie eröffnet, mildern die Trauer über das, was verschwand. Neue Eisenbahnverbindungen und prächtige Autostraßen sind entstanden. Imposante Betonbrücken schwingen sich über den See. Aus dem alten verträumten Saalburg, dem Mittelpunkt des Talsperrengebietes, ist ein Verkehrsmittelpunkt ersten Ranges geworden. Moderne Gaststätten und Tankstellen sind wie Pilze aus der Erde gewachsen. Und eine reizvolle Siedlung auf lustiger Höhe eint die Bewohner der vielen Häuser, die drunten im See blieben. Aus dem alten Bergnest, das sich auf steilen Hängen aus dem Saaletal erhob, ward die moderne, verkehrsgewohnte Stadt am See, um den ringsum blaudämmernde Wälder in seltener Pracht rauschen.

Selten hat ein Landschaftsbild sich in wenigen Jahren so gewandelt wie hier. Der Zustrom begeisterter Fremden, die dieses Riesenwerk lockt, das Menschengeist und Menschenhand schuf, wächst von Tag zu Tag. Die Nachfrage nach Landhäusern inmitten dieses neuen, eigenartigen Seebildes ist stark. Schon gleiten Segelboote wie weiße Schwäne über die gewaltige Fläche, die dereinst 213 Millionen Kubikmeter umfassen soll. Die Fluten steigen und wachsen. In ein bis zwei Jahren wird

„Holla d'ria . . ."

Berchtesgadener Quartett singt lustige Schnadahüpferln

braungebrannten Knie und Fußgelenke hervorschauen, an den Füßen die kräftigen, nagelbeschlagenen Haferschuhe, die beim Schuhplattlern so mächtig über die Bretter dröhnen: so sind sie „gewandet". Und vor allem die schönen farbenprächtigen Frauentrachten, die man bei den Schotten nur höchst selten zu sehen bekommt.

Die Deandl sind bei der Schrammelmusik ebenso herzhaft zugweg wie die Mannbern. Es sind eben keine „Vorführungen alter Volkstänze" für den Fremdenverkehr, sondern unwüchsiges, unvergessenes altes Volkstanzen selbst.

So sind auch die alten Volkslieder, darunter die beliebten Schnadahüpferln, durchaus noch lebendig in dem alten Kernvolk der oberbayrischen Bauern, Sennen und Wenngleich die Ausführung unter Begleitung einer Schrammelmusikkapelle eine Kunst ist, die nicht ein jeder von der großen Oeffentlichkeit seines engeren oder weiteren Heimatkreises vorgetragen vorsteht. Die singenden Männer und Chöre, die sich zu Originalkapellen aus dem bayrischen Volke selbst zusammengefunden haben, bringen unverfälschte derbe und feurige Beweise echt bayrischer Sangeskunst zu Gehör. Ihre Aufführungen sind ja auch außerhalb Oberbayerns durch manche reisende Truppe wohl bekannt. Wenn dann der große Jodler mit dem Vers ausstellt, so fällt wohl die gesamte Zuhörerschaft in urkräftiger Lebenslust mit ein:

Es gibt nur zwei allgemein bekannte Schnadahüpferln-Melodien, von denen sich wiederum die eine ganz überwiegender Beliebtheit erfreut. Angefangen bei dem alten Vers von dem Bua, dessen Vater gleich ihm ein Tischler ist, bis zu dem aus dem Siegfried gesungenen letzten Reim, der ein bekanntes Tagesereignis behandelt, werden die Schnadahüpferln-Verse gesungen und die ganze Korona fällt in den Jodler mit ein:

Holla d'ria — Holla d'rio
Holla d'ria — ho ho hoho!"

Werraland

Aufzeichnungen einer Reise

Von Hans Erich Driemel

Dem Westen Thüringens gibt der Flußlauf der Werra das Gepräge. Bei Masserberg, am Hochkamm des Thüringer Waldes, entspringt sie und scheidet im Oberlauf zwei der wesentlichsten Gebirgszüge der Landschaft voneinander: die Rhön und den Thüringer Wald, zwei Gebirge, die nah beieinander liegen und dennoch grundverschieden voneinander sind. Der Thüringer Wald ist Romantik in der Natur, Friede und Märchenstimmung. Hier sind die weiten Forsten, die alten Schlösser, die beschelten Kämme, die dem Landschaft, der seine Berge liebt, das Herz höher schlagen lassen.

Ganz anders als diese von Goethe sehr geschätzte Landschaft ist die Rhön. Sie trägt keinen Wald, nur hin und wieder gibt es bewaldete Stellen als Schmuckstücke. Ueberall schießen Kuppen auf, deren Wölbungen sich überschneiden, dazwischen wieder liegen weite Freistrecken, die die Rhön zu einem Dorado der Segelflieger gemacht haben.

Nachdem die Werra Eisfeldt, die Heimat Otto Ludwigs, dessen Roman „Heiteretei" in dieser Landschaft spielt, und Hildburghausen umspült hat, kommt sie nach ihrem eigentlichen Glanzpunkt, nach Meiningen. Hier treten die beiden Gebirge sich ganz nahe gegenüber und gehen einen Blick auf das in Grün gebettete Städtchen.

Dem Norddeutschen, der durch Thüringer Land fährt, hält ganz besonders die theatergeschichtliche Vergangenheit in Meiningen fest. Kleine Städtchen, mit literargeschichtlicher oder historischer Vergangenheit, haben einen bedeutenden Besuchswert: Weimar und Eisenach, Oberhof und Friedrichsroda, Ilmenau und Schwarzburg. Das Heilbad Salzungen ist auf dem Wege der Werra die nächste Station. Vor dem Städtchen Bacha zweigen die Bahnen in die hohe Rhön und die Vorderrhön ab. Als Vorposten liegt der alte, sagenumwobene Dolmen da, massiv, breit und stark. Bei Eisenach verlieren sich die letzten Ausbuchtungen des Thüringer Waldes. Kreuzburg mit dem Schloß, auf dem oftmals die heilige Elisabeth weilte, schließt die Thüringer Geschichte, und der Helbrastein an der Bahnstrecke Eisenach-Treffurt schließt auch die Landschaft.

Das Werraland gehört zu den eigenartigsten und verschiedenartigsten Landschaften Deutschlands. Romantik, Sage, Wirklichkeit ist engverwoben in die Geologie dieses Striches, um das uns vielmals Fremde, gepackt von dem Reichtum der Schönheit, beneiden.

Aus fernen Zonen

Wolfgang Müller-Clemm

Die Pavian-Schlacht

Ein Erlebnis im afrikanischen Busch

Die Erde knisterte vor dürrer Sprödе in diesen hartnäckigen Trockenjahr, dessen Sonne unentwegter und erbarmungsloser sengte, als sich selbst die erfahrenen Alten erinnern konnten. Scheinbar gab es keine Gefühlsregung mehr in der Atmosphäre über uns, gleichförmig und mäßig frisch seit Wochen der heiße, landende Wind über die Hochebene. Eines vollends machte uns rasend: Die Wasser gingen aus! In die kühlen Stollen der Brunnen schlug die Hitze ein, glastete die Wände aus, Herr werdend über die modrige Feuchte. Die glänzenden Felle des Großviehs stumpften ab, und die Kaffern hatten genug Störigkeit anzukämpfen, wenn sie die unlustige Herde morgens aus dem Kraal auf die Weiden trieben, die wir vorschrieben und deren kantige Gräser längst zu Heu auf dem Halme geworden waren. Zur Tränkezeit brüllte das Vieh mehr nach Wasser denn sonst. Was nützte das endlose Drehen der Windmotore noch? Tröpfelnd nur zwangen die Pumpen das Wasser hoch. So wurden die Tröge nicht mehr voll! Täglich sehten die Wasserspiegel ab.

*

Da fiel in der Sorge Eimerlei ein neues fördrendes Ereignis. Draußen am entferntesten Brunnen, dort wo die Farm sich gegen die schier endlose Omatakofläche hin öffnete, schien ein Unglück geschehen. Wir sahen es von weitem dem herantuchenden Herero an, dessen herrischer Gang sonst Eile nicht kannte, wenn er vom Wassermessen durch die brodelnde Mittagshitze kam.

„Paviane Wasser ausgetrunken! Masters, alles Wasser fort!"

Pavione?

Unsere Zweifel begegneten überzeugender Redseligkeit.

Gegen Dämmerung mußten sie gekommen sein, die Eindrücke am feuchten Abflußgraben seien noch frisch gewesen, als der Schwarze zum geleerten Zementtrog kam.

Von der Jagd her kannten wir die dunkelhaarigen Gesellen noch. In dem kurzen Buschmassiv, dessen zackige Kämme der Landschaft eine köstliche Bewegtheit gaben, hausten die Tiere, die bis jetzt niemand auf dem Farmgebiete gesehen.

Auf die Gäule! Vor allen Dingen jetzt die Brunnen schützen. Wir stellten Posten auf, tags genügte ein Schwarzer, nachts wollten wir Weißen Wache stehen.

*

Gegen 3 Uhr nachts. Die Beine zu vertreten, schlenderten wir patrouillierend hin und her. Da — ein leichter Schrei — ein eigentümlicher Laut!

Sollten Schwarze in der Nähe sein? Jetzt, um diese Zeit? An der Akazie griff die Hand geräuschlos das Gewehr. Im Baumschatten herrschte linkemntlichkeit. Ob sie das Feuer nicht sahen, das da langsam verlohte? Die Pavione konnten es wohl noch nicht sein. Oder sollte sie früher erschienen? Das Ohr lauschte in die Richtung des aufgefangenen Lautes. Nichts rührte sich mehr. Die Augen spähten.

Wir unter dem Akazienbaum rührten uns nicht. Leicht an den Stamm gelehnt, verfolgten wir den schwächer werdenden Mond, der mit dem Aufrücken des Tageslichtes am öhtlichen Himmel ein ungutes, kahles Licht verbreitete.

Da — wieder klang der seltsame Laut.

Mit einem kleinen, glashellen Knacken entschekte das Gewehr.

Bewegte sich nicht etwas? Schatten?

Natürlich — zwei, drei! Die Affen!

Noch kein Büchsenlicht.

Ein paar gellende Pfiffe schnitten in den Umkreis.

„Aha, merkt Ihr was?"

Hatten sie sich schon aus dem Staube gemacht?

Mein Freund ging laut und schwer durch die aufrascheldnen Gräser. Herumliegende Hartdornäste krachten. Die Nachtstille war dahin. Die Affen, wohl ängstlich, rührten sich nicht, aber wichen auch nicht aus. In der rasch durchsichtig werdenden Schummerung liefen sich Tiere deutlich erkennen. Als dicke Flocken wuchsen sie aus dem Hintergrund hervor. Sie hockten wie gedannt. Nur ein paar jüngere waren unbekümmert im Spiel.

In weitem Bogen flog ein verjagender Baumast auf die Affenherde zu. Wütendes Fauchen, aber kein Zurück!

In unserem Rücken ging die Sonne auf, warm flutend und fäb.

Gleich einem Kommando kreischte ein heiserer Schrei — und die Affen brachen vor, behutsam, zögernd unter gereiztem Fauchen. Aufgerichtet trollte ein Affe vorwitzig führend hervor. Schiehen? Wozu? Mein Freund ging mit raschen Schritten auf die Tiere los. Aha, sie humpelten in grotesken Sätzen rückwärts. Eigentlich komisch zu sehen. Doch das Amüsement ging nicht lange gut. Ueberklugheit drängten die Tiere vor, laut und ärgerlich schimpfend über die lästige Störung. Schließlich gerieten die Affen in Wut. Sie rückten geschlossen vor.

Eigentlich schoß man auf Affen nicht. Doch als ein Stein flog, riß der Mann die Büchse hoch. Kimme, Korn, Ziel. Durch den Morgen schlug der Schuß. Verwundet klagte das Tier, schreiend wie ein Kind. Die Affenherde stand heftig erschrocken. Vorsichtig zog sich mein Freund auf die Akazie zurück. Fünf Patronen im Rahmen war nicht viel. Mit der Entfernung humpelten sie ab, und noch lange hörten wir das klagende Affenvolk und das Kindergeschrei.

Vergessen war der Durst.

Sieben Tage noch sengte die Sonne über dem flammenlosen brennenden Lande hoch, dann türmten sich Wolken auf, schwemmten die herrlichen Güsse herab.

Die Affen sahen wir lange nicht mehr.

Dr. Ernst Kamnitzer

Worüber Rio drei Tage lachte

Jedermann weiß, daß Rio de Janeiro die Hauptstadt von Brasilien ist. Aber nicht jeder weiß vielleicht, daß es einen der Vereinigten Staaten Brasiliens gibt, im Süden, mitten im Land, der Minas Geras heißt. Von dieser geographischen Lage, vom Meer und somit von Verkehr mit der Welt abgeschnitten, kommt es, daß die Bewohner von Minas, die Mineros, als die Böotier Brasiliens gelten, als jene sprichwörtlich Dummen, wie jedes Volk und jede Gegend sie kennt und prägt.

Aus Minas stammte auch Oswaldo Machado, der ein hübsches Landhaustchen hatte, nicht weit von Uberabinha. Er machte sich nach einem vorteilhaften Erntead schluß auf zum Besuch der Hauptstadt.

Rio ist eine märchenhafte Stadt. Herrliche Avenidas mit Palmen, Palästen, reiche Straßen, Wagen und Automobile, vornehme Herren und Damen, Offiziere, Aufstige, Kirchen und die unsaghar schöne Natur. Oswaldo empfand eine ungeheure Lust und Stolz, Brasilianer zu sein. Sein Mund lief von dem Enthusiasmus über, und er erzählte, was an Eindrücken, Gefühlen und Gedanken ihn betrübte, und er fand — glückliches Land — überall Menschen, die bereitwillig und entzückt sogar seine Erzüsse anhörten. Es war ein herrliches und aufgeschlossenes Volk, dem Oswaldo sich zutiefst verbunden fühlte.

Der gute Oswaldo Machado hätte es nicht gerade jedem zu erzählen brauchen, daß er aus Minas kam, gar kein schlechtes Geschäft abgeschlossen hätte und sich auch einmal die Herrlichkeiten der Kapitole zuführen wollte. — Man sah seine Provenienz vom Lande auch so, an seinem Anzug und Hut, seiner dicken goldenen Uhrkette über dem Bauch, den kleinen Ringen im Ohrläppchen und seinem ganzen Gehabe und Gebaren.

So war es auch nicht so ohne weiteres Zufall daß in der elektrischen Bahn (Bond genannt), sich neben ihm ein junger, eleganter Mann einfand, der sich besonders höflich, artig und zuvorkommend zeigte und auf die hundert neugierigen Fragen des Landsmanns immer nicht nur Antwort wußte, sondern sie auch bereitwilligst gab. In einer halben Stunde wußte die beiden, was in Sinne des Landes durchaus Freunde nennt: nannten sich bereits mit Vornamen, Oswaldo und Horatio und sprachen laut und herzlich miteinander.

Nun, jedermann muß zugeben, daß eine elektrische Bahn eine wirklich entzückende Sache ist. Die Stadt rollte unaufhörlich vorbei, mit strahlenden bunten Bildern. Die Menschen kommen und gehen, lachend, sprechend, lebhaft jeder wie auf einer Szene — und so eine Reise kostete so wenig, daß Oswaldo Bedenken hatte, daß der Herr der Bahn, der Padreo auf seine Kosten käme. Aber lieber Freund, lachte der Nachbar, wißt Ihr, daß so ein Wagen pro Tag seinen Conto de Reis (tausend Mark) einnimmt? Jetzt schlug das Staunen Oswaldos nach der anderen Seite. Dann war ja so ein elektrischer Straßenbahnwagen das, was man ein gutes Geschäft nennt; denn nach Abzug aller Kosten müsse ein hübsches Sümmchen übrig bleiben. Aber Horatio meigte sich vertraulich Oswaldo zu und sprach leiser ihm ins Ohr: Freund, Ihr kennt die Welt, es gibt viele unschriftliche Menschen da. Man muß von morgens bis abends immer selber mitfahren, aufpassen, kontrollieren, sonst wißt Ihr nie, was zum Tagesende als Summe abgeführt wird. Und man hat mehrere Bonds laufen, ist's, als ob Ihr eine Herde Flöhe hüten müßtet, der Neger und Verbrud sriht am Leben. Oswaldo fand, daß es dabei doch sehr auf das Temperament ankäme und daß ihn bedünke, ein solcher Gewinn sei mit der Anstrengung nicht zu teuer bezahlt.

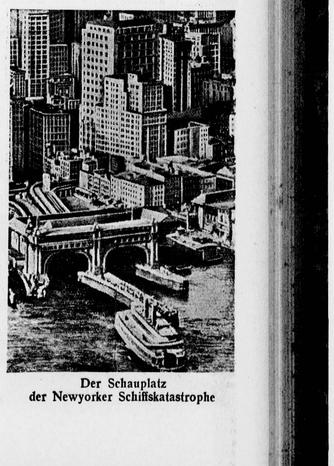
Wenn das Euer Ernst ist, meinte Horatio, auf, ich verkaufe Euch diesen Bond, in dem wir fahren. Ich bin nämlich Herr der Bonds. Oswaldo hüpfte das Herz vor Entzücken, er war aber schlau genug, es nicht zu zeigen. Inzwischen war das Ende der Strecke gekommen. Weit draußen am Strande bei Spaméra. Ein großes Rondel war da und ein Wartehäuschen. Weiter entfernt sah man die Badehütten, ein paar Villen und Botequins (Wirtshäuser). Alle Fahrgäste waren ausgestiegen, auch Oswaldo und Horatio und Fahrer und Kondukteur bemühten die Mittagspause, um im Wirtshaus ihr Frühstück einzunehmen. Die Sonne stand heiß und senkrecht und plahte grell auf den Strand. Nur der nette Straßenbahnwagen war da und die beiden Freunde, die noch lebhaft miteinander sprachen.

Als sich Horatio gerade lachend verabschieden wollte, fragte Oswaldo: Nun, was soll der Bond kosten? Zehn Conto de Reis, für zehn Conto ist er mir feil. Das fand Oswaldo viel. Es ging hin und wieder, schließlich einigte man sich auf sieben Contos. Nach ein letzten Augenblick kam das Hindernis. Oswaldo wußte zu gut, daß ein Herr nicht allein der Kenntnis der Diener ausgeliefert sein dürfe, er verkand nichts vom Fahren, und so etwas ging dann jedesmal schlecht aus. Aber der neue Amigo wußte Rat. Nichts einfacher als solche Lehre. Es sind zwei Handgriffe, die ein intelligenter Mann spielend weg hat. Sie stiegen auf die Plattform, Horatio kurbelte an und in stolzem Bogen fuhr der Wagen erst einmal um das große Rondell, und als er das zweitemal herumrauschte, hatte Oswaldo die Hand mit am Steuer und das kindliche Entzücken, eine ungeahnte Kunst plötzlich zu beherrschen. Das entschied. Als der Wagen hielt, zählte Oswaldo 6500 Mitreis in die Hand des neuen Freundes. Beide umarmten sich und schlugen sich auf die Schultern, nach der Landesweise, und Horatio ging, nicht ohne beim Abschied lächelnd gedroht zu haben: „Aber Ihr wißt, Amigo, immer dabeisitzen. Nein, nein, es ist kein reines Vergnügen."

Als der Bond abfuhr, saß Oswaldo dick und gemütlich ganz nahe dem Eingang, um alles überschauen zu können. Auch ein paar Leute hatten sich schon eingefunden, bald mehrte sich die Zahl, die Sache ließ sich gut an. Als der Kondukteur zu Oswaldo trat, das Fahrgeld einzufordern, wackelte dieser vergnügt nach brasilianischer Sitte mit dem Zeigefinger vor der Nase, was dort die Geste der Verneinung bedeutete und sagte: „Holla, das sind keine Sitten, der Patron braucht nicht zu zahlen", und lachte. Der Beamte sah den Mann vom Lande, meinte, er habe einen Spaßvogel vor sich und verstand den Spaß, den er eigentlich nicht verstand. Er ging also weiter und verkaufte seine Billetts. Aber der Rundgang ging vorüber, und er kam zum zweiten Male vor Oswaldo, der keinerlei Anstalt traf, sich einen Fahrschein zu erwerben. Freund, sagte er, Ihr habt noch keine Karte. Das schien nun wieder Oswaldo ein schlechter Scherz. Er habe den Bond gekauft, er brauche kein Billett, könne bestimmen, wie er es halten wolle. Habe der frühere Patron Billetts genommen, gut, er nehme keine. Basta. Die Unterhaltung ging genügend laut vor sich, daß alle Insassen daran teilnahmen. Niemand wußte, was er aus der Szene machen sollte. Der Beamte aber verlor die Geduld, der Spaß sei zu Ende, meinte er, und wenn er kein Billett nähme, müßte der Kavalier den Wagen verlassen. Die bezahlten 6500 Mitreis schwollen Oswaldo auf, aufgedem kamte er sich aus, wie man mit ungebärdigen Dienern zu verfahren hat. Es griff den Beamten am Rockkragen, Hände faßten nach ihm, ein Tumult entstand, der Wagen hielt, plötzlich war ein Polizist da, und die Sache endigte so, daß Oswaldo von zwei Schutzleuten schimpfend und drohend zur Wache geschleppt wurde. —

Nun, dort klärte sich bald alles auf. Der ernsthafte Anspruch, der Patron des betreffenden Wagens zu sein, wird mit schallendem Gelächter beantwortet. Bald hatte auch Oswaldo begriffen, daß jener Kauf und Verkauf auf keinem solchen Fundament ruhte. Ach, jeder Straßenjunge wußte in Rio, daß die Straßenbahn einer amerikanischen Gesellschaft gehörte, ihr Aktienkapital betrug nach den Bilanzen im Journal do Commerce 300 Millionen Mark und 75 Millionen Reserven, und in allen Zeitungen und Banken standen täglich die Kurse zu lesen, die auf der Börse für die elektrische Straßenbahngesellschaft notiert wurden. Aber von all dieser Oeffentlichkeit sah und hörte Oswaldo Machado nichts, er wußte nur, und dieses war gegenständlich, daß jedes Ding in der Welt seinen Herrn hat, und jener elegante, weltmännische, liebenswürdige und alles kennende und wissende Mann, mit den angenehmen Sitten, vermittelte ihm durchaus die Vorstellung eines Herrn dieses wunderschönen, großstädtischen Spielzeuges. Die Geschichte von dem Manne, der den Bond kaufte, lief im Nu durch die Stadt. Die Boulevardblätter brachten am Abend schon die Anekdote, und bis in die Politik hinein bekam Minas Geras zu spüren, daß es wieder seine neue Schlappe hatte und seinen Schwanz am Rockzipfel. — Und Rio lachte drei Tage.

Minas Geras nimmt den Kampf um seinen Ruf, den man ihm anhängt, mutig auf. Als in der Abgeordnetenkammer umfängst die Debatte scharf ging, und ein Vertreter aus Minas seinen Vorteil wahren mußte, da zückte er selber das Wort und rief: Meine Herren, ich bin zwar ein Minero, aber ich kaufe keinen Bond.



Der Schauplatz der Newyorker Schiffskatastrophe

Robinson

Von Pfarrer Kirschenbauer

Alle kennen Robinson. Aber nicht alle kennen seine geistigen Nachkommen. Ihre Zahl ist so groß, daß man, um Licht und Sicht in diese Volksliebe zu bringen, die Robinsone nach Erdteilen, Ländern, Provinzen, Städten, ja, nach — Berufen eingeteilt hat.

Der Engländer Daniel Defoe hat das unsterbliche Verdienst, den ersten Robinson — 1719 — entdeckt zu haben. Mein hoffentlich ebenso unsterbliches Verdienst ist es, dem neuesten Robinson — dem von 1932 — auf die Spur gekommen zu sein.

Mit der letzten großen Hitzewelle kommt ein sonnenverbrannter, dicker Herr — hoch in den Sechzigern — in die Werdauer Bonifatiuskirche: ohne Kragen und Krawatte, ohne Rock und Weste oder richtiger: er trägt seinen Rock wie einen Sommermantel über dem Arm. — „Gott sieht nicht aufs Kleid, sondern aufs Herz."

Robinson — er ist es, es ist der neueste Robinson — nimmt mit einer Selbstverständlichkeit Platz wie ein Kind an Vaters Tisch. Gottes Kind im Gotteshause! Robinson ist katholisch. — Zweifelt jemand daran? Er wird es beweisen: er betet alle Gebete —, singt alle Gesänge mit: deutsch und lateinisch, selbst das bei uns übliche Salve Regina aus der Beuroner Choralschule ist ihm geläufig.

Der Ton seines unwiderstehlichen Baß-Baritons ist nicht kleinlaut wie der eines Mannes, der nur gelegentlich in die Kirche geht oder sich fremd fühlt. Er ist regelmäßiger Kirchgänger. Fremd? An der katholischen Kirche gibt es keine Fremde. Robinson ist überall heimatberechtigt, wo katholischer Boden ist.

Nach dem Gottesdienst plaudert er — wie ein alter Bekannter — mit den Kindern, redet zu den Jünglingen und biedert sich mit den ehrwürdigen Schwestern an. Zwischendurch hält er seine Hand oder seinen Hut — nein, es ist kein Akt, sondern eine Kreuzung zwischen Hutfutter und Mütze — auf und sammelt Geld mit einer Miene, als gehörte er zu den vereidigten Kollektanten von St. Bonifatius.

Sein großes Hauptquartier schlägt Robinson in unserem kühlen Vereinszimmer auf, legt alle Kleidungsstücke ab, die der Anstand erlaubt, wäscht an der Wasserleitung in kleiner Wäsche — von der großen wird noch die Rede sein — seinen Vorrat Taschentücher, hängt sie vor der Tür auf das Eisengitter in die Sonne, zieht sich wieder in seinen Kühlraum zurück und brennt sich eine Havanna an.

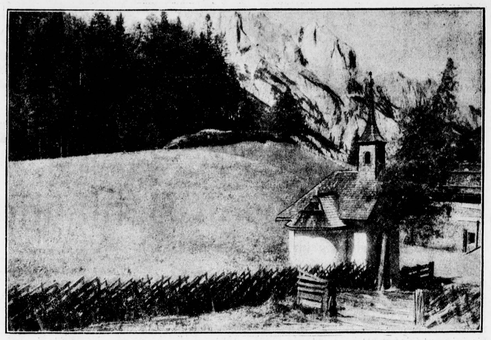
Robinson gehört in die Zunft der Zipfelbrüder. Aber er hat unbedenklich mit jener Gewohnheit gebrochen, die wie der ewige Jude weiter, immer weiter drängt. Er bleibt vier Tage, sieht sich alles — nichts ist unserer als Halt — in Ruhe an: Land und Leute, Kirchenstil und Kirchenstuhl, Kirchenbesuch und Kirchenbesucher. Er macht seine Studien, nimmt sachlich drei Mahlzeiten ein, für deren Beschaffung er Gott und die Nazarethschwestern sorgen läßt, hält sein Mittagsschläfchen und rückt, wenn die Sonne milder geworden, in die Herberge ab, wo er mehr in einer Klabotte des Massenlagers, sondern — er zahlt tarifmäßig und im voraus — in einer Art erster Klasse schläft.

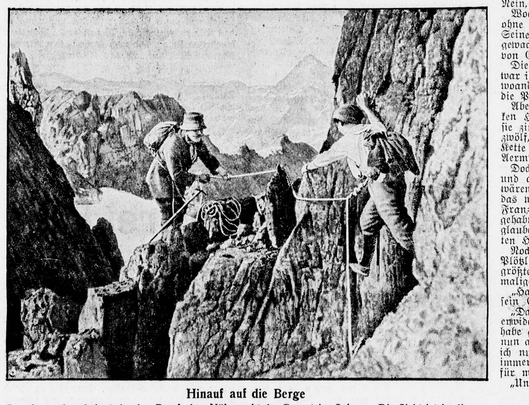
Robinson geht jeden Morgen in die heilige Messe. Er betet, arbeitet und erhält sich nach fester Tagesordnung. Am Ende seines Werdauer Aufenthaltes macht er dem Pfarrer, den er im Anfang mit Handkuß begrüßt hat, Abschiedsbesuch. Eine Gemeinde zu verlassen, ohne den Pfarrer angesprochen zu haben, erscheint ihm so ungeheuerlich wie in Rom gewesen zu sein und den Papst nicht gesehen zu haben. — „Herr Pfarrer ist nicht zu sprechen." — Tut nichts! Robinson verschiebt seine Abreise um einen halben Tag. Er hat Zeit, kann warten. 5 Stunden später tritt er wieder an. — Der Mann ist vom Kopf bis zu den Füßen sauber. Sein Hemd ist neugewaschen. Er weiß: Schmutz stößt ab, Reinlichkeit zieht an.

„Woher kommen Sie?" — „Aus Oberschlesien." — „Wohin gehen Sie?" — „Nach Reichenbach, d. h. erst nach Greiz." — „Warum erst nach Greiz?" „In Greiz habe ich meine Wäsche ab." — Da haben wir sie: die große Wäsche, in Auftrag gegeben bei Edelweiß u. Co. Robinson beschäftigt nur leistungsfähige Firmen. — „Gehen Sie zu Fuß?" — Ein erstaunter, etwas höhnischer Blick trifft mich, will sagen: Bin wohl meschugge! Bei der Hitze zu Fuß? — „Wozu haben wir unsere Eisenbahnen und Autobusse?" — Robinson heuchelt, schmeichelt, schwindelt nicht. Er freut sich kindisch auf den Fernsehplatz im Auto und — er ist Naturfreund — auf das malerische Elstertal. Das Endziel seiner Reise ist ein französisches Kloster.

Ich schenke ihm: 75 Pfennige, 4 Zigarren und eine Dose Oelsardinen. Ich will ihm erklären, wie man die Büchse öffnet. Robinson winkt ab — er versteht sich auch auf Lederbüchsen — steckt alles mit der erwähnten Selbstverständlichkeit ein, wünscht mir und meiner Gemeinde den Segen Gottes und zieht seine Straße fröhlich und in einer Gangart, die einen deutlichen Widerspruch gegen die Hetze der Menschen von heute darstellt. —

Die Gelehrten haben nach dem exzeptionellen Wert der Robinsonaden, aber noch nicht nach den größten Robinson gefragt. Ist es Robinson Crusoe oder Robinson Hallsburton oder einer von den vielen anderen, die von hohen Bergen gelockt, von brausenden Meeren gerufen, abenteuerlustig, des ästhetischen Lebens müde, der boshaften Menschen überdrüssig, die einsame Insel des Glückes suchten? Ich halte meinen Robinson für einen der größten. Er hat Religion, Ruhe und seinen gesunden Menschenverstand, der im Duft einer Zigarre und mit einem Anflug von Humor denkt: „Warum in die Ferne schweifen? Siehe, das Gute liegt so nah!"





Hinauf auf die Berge

Der September bringt in der Regel den Höhepunkt der Bergsteige-Saison. Die Sicht ist in diesem Monat im allgemeinen am besten, die Temperaturen sind erträglich, und die Stimmung, die die Berglandschaft erfüllt, ist von besonderem Reiz. Unser Bild zeigt kühne Kletterer auf dem zackigen Massiv des Piz Vadzet in 3200 Meter Höhe.

Und die Klosterjuppe?

Skizze von Oswald Strehlen

Zu den letzten Abgebauten der Firma Löns und Brüder gehörten auch die zwei Freunde Karl Schmidt und Franz Becker.

„Jetzt hast es!" meinte der letztere, der immer gern seine Meinung laut werden ließ, „jetzt hast es mit deinem Herzgott, die Noten sitzen derweil noch fest, da traut sich keiner, die aufsa z'schmeißen!"

Karl biß sich auf die Lippe. „Bist doch selbst mit mit nach jeden Sonntag in die Kirchen gangen!" warf er ein.

„Ja, leider . . ." war die Antwort des Verletzten. „Aber von heut an glaub ich an keine Gerechtigkeit mehr!"

„Franz, ich bitt dich!" wollte nach der Freund einwenden, aber er sah sich allein.

Indessen war Becker nach Hause geeilt, hatte seine Abfertigung wiltend der alten Mutter vor die Füße geworfen, so daß ihr der Rosenkranz vor Schreck aus der Hand gefallen war.

„Dös hast von der Betererei!" schrie er. „nun habens mi aufkündigt, a paar Note sitzen do no drin bis zum Schluß!"

„Tua nei schimpfen, Franzl!" bat ein schluchzendes Mütterchen. Da stampfte der Sohn noch wilder. „Wer mir dös noch vor vier Wochen g'sagt hätt, daß ich arbeitslos werd, dem hätt i antach derschlagen! Durch die ganze schwere Zeit hab i mi loyter g'halten, nix hab i abg'lehnt, g'schuft hab i Tag und Nacht, und dös is der Dank!" räsonnierte er weiter. Wütend schob er das Mittagessen zurück, nahm einen Teil des Geldes zu sich und eilte ins Wirtshaus.

„Da schau her, der bigotte Franzl an ein Werktag beim Bier!" Also begrüßte ihn alsbald ein Arbeiter, der schon lang nur mehr vom Stempelgeld lebte und ein Schulkamerad des Angesprochenen war.

„Na — und von heut ab da zuhilfs mi erst kennen lernen!" murmelte Franz als halbe Antwort, denn er verstieß sich in eine Erzählung, die den Klostersturm in Spanien recht anschaulich schilderte. Ein wenig bohrte und mahnte doch sein Gewissen, wenn er dabei an die alte Großmutter dachte, die aufs Betteln angewiesen war, aber seine momentane Wut kam doch bald darüber hinweg.

Hastig stürzte er einige Gläser Bier hinab, dann ging er wieder auf die Straße. Es dunkelte bereits, und er wollte doch Arbeit suchen. Er, der Fleißige, er lasse es, aufstehen zu müssen ohne Pflicht, ohne Zweck.

Bei vielen Türen klopfte er an, aber überall hieß es: „Nein."

„Nur für ein paar Tage, ich übernehme alles!" Ja, er schämte sich plötzlich, so weich geworden zu sein, nach all seiner Wut. Oder kam doch der wahre Mensch aus ihm heraus, wenn er eins über den Durst getrunken hatte, und war der wahre Mensch noch immer . . .? Nein, dann eben nicht mehr trinken!

Wochen und Monate waren so vergangen, ohne daß Becker eine Arbeit bekommen hätte. Seine Erbitterung war ins Grenzenlose angewachsen, und er war daran, alle, die er traf, von Gott und seiner Kirche abzuwenden.

Die alte Großmutter an der Klosterpforte war ihm ein besonderer Dorn im Auge. „Geh woanders hin", sagte er ihr, „wir brauchen die Pfaffen nöt!"

Aber das alte Mütterchen hob nur die welken Hände. „Und die Klostersuppe?" fragte sie zitternd. Ja, richtig, jetzt schlug es schon zweis, und da fanden sie in einer langen Kette mit Töpfen und Schüsseln angestellt, die Aermsten der Armen.

Doch liebevoll öffnete sich das Stubenfenster, und als ob alle die Kinder einer Mutter waren, bekam jeder sein Gefäß gefüllt. Wie das wohltat in den stürmischen Herbsttagen! Franz stammte, das hatte er noch nie beobachtet gehabt, und ein Etwas von alten Kindergläuben lebte wieder auf in seinem verbitterten Herzen.

Noch lange stand er neben der Großmutter. Plötzlich öffnete sich das Tor, um zu seiner größten Verwunderung kam Karl, sein ehemaliger Freund, auf ihn zu — in der Kutte.

„Habens di g'fangen?" fragte Franz, der sein Erkennen schnell in Freudheit umsetzte.

„Das haben diese Menschen nicht nötig", erwiderte der Klosterbruder. „Aber schau, ich habe gar niemand auf der Welt, und da ich nun auch keinen Verdienst mehr habe, so kann ich nun hier mein Handwerk ausüben, bin immer in der Nähe meines Heimatlandes und für mein Lebtag gut aufgehoben."

„Und bist glücklich dabei?" fragte Franz, in-

Heidenromantik

dem er heimlich feststellte, daß sein Freund in der Fabrik nie so sauber und gepflegt ausgesehen hatte.

„Ja, sehr glücklich. Jetzt brauch ich nur noch einen, der uns so manches ausbessert. Ich glaub, übern Winter hätt er genug zu tun und freie Station und einen netten Lohn! Weißt mir vielleicht einen?"

Der Franz stand ganz verdattert da. Wochen und Monate hatte er gefragt und gebeten um Arbeit — und da, da bot sie sich ihm nun, da, von dessen Schwelle er die alte Großmutter fortschaffen wollte.

„Brauchst die Kutten net anziehn, bist ganz frei . . ." hörte er noch Karl sagen.

Da war es um ihn geschehen. Nach diesen Abend kniete er in der alten Kirche und dankte Jesus Christus, dem König und Arbeiter, für seine Erbarmung.

Kriminalroman von Wilhelm Weldin

5. Fortsetzung

Etwas fiel klirrend vor den Füßen des Polizisten auf den Boden. Instinktiv bückte er sich, da drang ihm das langsam aufsteigende Gas in Mund, Nase und Augen und versetzte ihn in einen Zustand, den man nur als unerfreulich bezeichnen kann. Wohl merkte er, daß plötzlich eine dunkle Figur von einem Balkon im ersten Stock auf das Pflaster sprang und blitzartig um die nächste Ecke verschwand, doch Tränen und Atembeschwerden hielten ihn in zweckentsprechender Weise von der Ausübung seiner Dienstpflichten ab. Als er so weit war, daß er seine Aufmerksamkeit von sich selbst weg anderen Leuten zuwenden konnte, speziell Leuten, die mitten in der Nacht von Hotelfassaden herunterzuspringen kommen, war weit und breit niemand mehr zu sehen . . .

Kennedy wußte dadurch, daß er sich im Fall Goldenstone gleich sozusagen in medias res begeben hatte, in vieler Beziehung mehr, als man in Scotland Yard wußte. So konnte er zum Beispiel durch Aileen die Adresse Lord Montfords.

Als er vor der mächtigen aufstrebenden Wand des schweigenden Hauses stand, das die Ehre hier sich in Anspruch nehmen konnte, Seine Lordschaft zu beherbergen, überlegte er:

„Zweiter Stock links, Tür acht." Wo konnte das ungefähr sein? Kennedy war sich über die Anlage der Londoner Zinshäuser vollkommen im klaren und hatte nach kurzem Nachdenken Lord Montfords Wohnung ungefähr lokalisiert. Die Fassade wies, wie die Fassaden aller altmodischen Häuser, jene Einkerbungen auf, die lange, rechteckige Quadersteine vortäuschen sollen, aber nur Verputz sind, der gewöhnliche Ziegelmauern überdeckt. Man muß kein geprüfter Bergführer sein, um die Fassaden solcher Häuser zu erklettern. Jeder bessere Fassadenkletterer kann das. Und jeder dritte Detektiv. — — Kennedy aber war ein guter Detektiv.

Oben angekommen, fest auf dem Gesimse stehend, sah er sich um. Sechs schwarze Fensterhöhlen blickten ihn starr an. Er wählte auf gut Glück die zunächstliegende und machte sich an die Arbeit.

Lautlos ritzte der Diamant ein kleines Quadrat in die Scheibe. Ein sanfter Druck mit einem weichen Tuch und das quadratische Glasstück gab nach. Vorsichtig faßte es der Detektiv zwischen Daumen und Zeigefinger und legte es auf das Gesimse. Noch einmal der gleiche Vorgang bei der inneren Scheibe und neben jeder Klinke gähnte ein handbreites Loch im Glas.

Leise öffnete Kennedy das Fenster von innen und glitt in ein finsteres Zimmer. Der Detektiv knipperte: Die Luft war stickig. Das Fenster war offenbar den ganzen Tag nicht geöffnet worden. Montford befand sich also aller Wahrscheinlichkeit nach noch in Southampton.

Die Vorhänge vor . . . dann flammte die Taschenlampe auf.

Das Zimmer war leer.

Irgendein Gefühl sagte Kennedy, daß sich niemand in der Wohnung befand. Er knipste daher seelenruhig das elektrische Licht an und sah sich in dem Zimmer um.

Er befand sich in einem großen, behaglich eingerichteten Raum. Ein imponierender Ministerschreibtisch dominierte vor dem übrigen Möbelement: offenbar war dies das Arbeitszimmer Seiner Lordschaft.

Ralph Kennedy unterzog in respektloser Weise das imponierende Möbelstück einer eingehenden Untersuchung. Die Laden standen offen — scheinbar bargen sie nichts, was von Bedeutung war.

Kennedy hatte sich nicht geirrt: Rechnungen . . . Briefmarken . . . ein spanisches Wörterbuch . . . Einladungen: Lord und Lady X geben sich die Ehre . . . Briefpapier . . . noch Briefpapier . . .

Der Detektiv durchwühlte den Papierkorb. Nichts als alte Papierschnipsel, verschiedene Kuverts, eng beschriebene Korrespondenzkarten.

Er wollte schon die Suche aufgeben, da fiel ihm ein hellbrauner Papierfetzen in die Hand, sichtlich das Fragment eines Kuverts. Auf diesem Papierfetzen standen in klarer Schreibmaschinenschrift die Buchstaben:

„— — —thenstone",

der Beistrich am Ende zeigte an, daß es sich um eine Adresse handeln mußte. Um welche, darüber war sich Kennedy nicht im Zweifel.

Aber gewissenhaft, wie er war, suchte er nach den übrigen Fragmenten dieses interessanten Kuverts.

Es war ein kleines Zusammenlegespiel.

„— — — am Go — —," „Mr. W — —," „— illi —".

Mit einem Lächeln der Befriedigung setzte Kennedy die Papierschnipsel zusammen: „Mr. William Goldenstone, Lo —" Das übrige fehlte.

Seine Lordschaft befand sich also im Besitz von Schreiben, die an Mr. Goldenstone adressiert waren?

Kennedy versenkte die braunen Schnipsel vorsichtig in seiner Brieftasche. Wenigstens, etwas!

Dann wandte er sich den anderen Räumlichkeiten zu. Ein Empfangszimmer, das Badezimmer . . . Vorzimmer und Schlafzimmer . . .

Nirgends etwas Bemerkenswertes.

Entedank

Der Erntefeuer blaue Fahnen wehen
Nun felderweit; es knarren schwere Wagen
Auf allen Wegen dorfwärts. Pappeln sehen
Den Wagen nach, die soviel Früchte tragen.

Ein alter Bauer steht vorm Dorf, die Hände
Faltend, barhäuptig, Abendgold im dünnen Haar
Er nickt: Gott ist, wie er vor tausend Jahren war
Und wird es bleiben – Güte ohne Ende.

Die Abendglocke singt, die Linden stehen
Am Kirchplatz im Gebet wie gute Greise.
Ein Dank ist jedes Vogels schlichte Weise,
Wenn blau der Erntefeuer Fahnen wehen.

Franz Mahlke

14.

Schon wollte Kennedy weiteres Suchen als zwecklos aufgeben, als er unter Lord Montfords Bett etwas Schwarzes bemerkte.

Er bückte sich schnell und hob es auf.

Der Detektiv hielt Lord Montfords so überaus dekorativen Spitzhart in der Hand.

In diesem Augenblick ertönte vom Vorzimmer her ein leises, kirrendes Geräusch. Geistesgegenwärtig verlöschte Kennedy das Licht und sprang hinter einen der schweren, dunklen Vorhänge.

Ein Schlüssel hatte sich in der Wohnungstür gedreht.

14.

Schwere Schritte tappten vorwärts, verhielten. Schweigen rieselte schier eine Ewigkeit lang durch die Wohnung. Dann wurde die Tür heftig geöffnet, und das elektrische Licht flammte auf.

Zum ersten Male sah Kennedy Lord Montford. Seine Lordschaft hatte einen unauffälligen diskret gepfefferten Reiseanzug an; die stark beschmutzten hellbraunen Halbschuhe waren mit traubfarbenen Gamaschen bedeckt. Montford schritt gerade auf die Mitte des Zimmers zu, blieb jäh stehen. Irgend etwas schien ihn stutzig zu machen. Aus seinen Gesten erkannte Kennedy, daß es Lord Montford nicht entgangen war, daß die Luft in diesem Raum — es war derjenige, in den der Detektiv durch das geöffnete Fenster eingestiegen war — nicht so stickig roch wie in den anderen Räumen. Dann ging er direkt auf den Vorhang zu, hinter dem Kennedy stand.

Der Detektiv faßte nach seinem Browning. Er wußte, mit wem er es zu tun hatte.

Doch plötzlich machte Lord Montford eine scharfe Wendung und setzte sich, anscheinend beruhigt, an seinen Schreibtisch. Einen Augenblick strich er gedankenvoll mit der Hand über die Stirn, dann zündete er sich mit zufriedener Miene eine Zigarre an. Kennedy atmete erleichtert auf: der Mann hatte von seiner Anwesenheit sichtlich nichts bemerkt.

Langsam füllte sich das Zimmer mit klebrigen Rauchschwaden. Kennedy, der eine unüberwindliche Abneigung gegen Zigarrenrauch hatte, mußte eine unangenehme Viertelstunde lang mit einem stetig wachsenden Hustenreiz kämpfen. Vergebens hoffte er, daß sich Lord Montford demaskieren würde. Er hatte aber seit der Verhaftung Dollys offenbar Lunte gerochen und spielte zur Vorsicht seine Rolle auch hinter den vier Wänden seiner Wohnung weiter.

Eine Fliege hatte sich hinter den Vorhang verirrt und legte es darauf an, Kennedy zur Verzweiflung zu bringen. Hilflos war er der kleinen Bestie ausgeliefert, denn jede Bewegung hätte ihn verraten. Langsam, raffiniert langsam, als wollte sie die Pein des Detektivs vollständig auskosten, kroch sie in seine linke Ohrmuschel und streute Kitzeln auf ihren Weg.

Da hielt es Kennedy nicht länger aus. Er zuckte mit den Kopf, der Vorhang erzitterte leicht und öffnete einen Spalt, durch den die Fliege erlöst in das Zimmer hineinschoß. Es wäre aber durchaus unrichtig, wenn man jetzt glauben würde, daß Kennedy die geringste — aber auch nur die allergeringste — Erleichterung gespürt hätte. Im Gegenteil: der Spalt, durch den die Fliege entflohen war, hatte sich auf Kosten jenes Spaltes geöffnet, der ihm bis jetzt als Ausguck gedient hatte.

Die nächsten Sekunden sollte Kennedy in seinem Leben nicht mehr vergessen. Aber jetzt sah er nichts. Gar nichts.

Doch er konnte hören, wie sich Lord Montford plötzlich reckte. Eine Lade flog auf, dann klirrte etwas Metallisches . . .

Ein Browning, schoß es Kennedy durch den Kopf.

Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Hatte Montford seine Bewegung gemerkt? Zielte er vielleicht schon in diesem Augenblick auf den verräterischen Vorhang?

Gewiß zielte er . . .

Unbarmherzig, stickig und samtschwarz lastete das schwere Tuch zwischen ihm und seinem Schicksal.

Wieder das metallische Klicken.

„Hallo — wer dort?" fragte Lord Montford mit tiefer Stimme.

Kennedy setzte zum Sprung an, da . . .

„Bitte Fernamt . . . Southampton 44 356."

Zum zweiten Mal fiel Kennedy in dieser Nacht ein Stein vom Herzen. Es war ein schwerer Stein. Aber Lord Montford hörte ihn nicht fallen.

Southampton 44 356 — Kennedy gravierte die Nummer förmlich in sein Gedächtnis ein.

Es dauerte eine Weile, bis die Verbindung hergestellt war.

Dann schrillte das Telephon . . .

„Dort 44 356?" fragte Seine Lordschaft. „Hier Montford . . . ist der Koffer noch da?"

Pause.

„An der Küste zieht sich das Wetter zusammen . . . Sie sollten Ihre Tochter schon jetzt auf das Land schicken . . . Gute Nacht!"

Kennedy hörte, wie Montford den Hörer wieder auf den Apparat setzte. Das Gespräch hatte ihn entzückt. Dieses ganze Wagnis nur, um ein paar Papierschnipsel zu finden, einen falschen Bart und Lord Montfords Aussichten über die Wetterlage zu hören . . .

Da wurde es plötzlich außerordentlich hell um Kennedy. Sehr viele Lichter waren ihm mit einem Male aufgegangen. Ein ganzes Bündel von Lichtern. Das war doch sonnenklar: Lord Montford fürchtete, daß seine Telephongespräche von der Polizei abgehorcht wurden und erging sich darum in dunklen Redensarten. Doch diese Redensarten waren für Kennedy durchaus nicht mehr dunkel.

„An der Küste zieht sich das Wetter zusammen. Sie sollten Ihre Tochter schon jetzt aufs Land schicken!"

Wie einfach!

Als Lord Montford sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, stellte Kennedy fest, daß er hier nichts mehr verloren hatte und glitt lautlos, wie ein Schatten aus dem Zimmer.

Nichts als zwei geometrisch einwandfreie viereckige Löcher in den Fensterscheiben blieben zum Zeugnis dafür zurück, daß diese Wohnung von der Perle der Newyorker Kriminalpolizei durch einen Einbruch beehrt worden war.

15.

„Southampton 44 356" war die Telephonnummer der Taverne „Zum Seemann". Es war drei Uhr früh, als in dem von Tabakrauch und Alkoholdunst erfüllten Schanklokal ein Schuß blitzte.

Krachend schlug ein breitschultriger, verwegen aussehender Mann der Länge nach auf den Boden hin. Langsam rieselte das Blut über den schmierigen Bretterboden.

Die Leute im Schankzimmer rückten betreten von dem Mann mit der rauchenden Waffe in der Hand ab. Eine Leere entstand um ihn.

Drohend kam der Wirt hinter dem Ausschank hervor. „Daß du mir wieder die Blauen ins Haus hetzt, Joe . . .!" Seine mächtigen Fäuste packten den Mann am Kragen, und er flog in weitem Bogen zur Tür hinaus. Torkelnd sank er in taunassen Gras.

Binnen zwei Minuten war der Tote drinnen weggeräumt, der Blutfleck verschwunden. Aufgeregt flüsternd steckten die Männer die Köpfe zusammen, und in ihren alkoholisierten Gehirnen begann etwas wie eine kalte Dusche zu wirken.

Da öffnete sich die Tür und der Mann, der Joe genannt wurde, erschien wieder im Lokal. Er war leichenblaß. „Stan . . .!" rief er dem Wirt zu, der mit aufgekrempelten Armen auf ihn zukam. „Ueberall Blaue . . ."

„Hab ich mir gedacht!" grollte der, ohne von seiner feindseligen Haltung zu lassen.

„Alle Straßen besetzt, an jeder Ecke eine Patrouille. Es ist was los," fuhr der Mann unbeirrt fort.

Der Wirt war mit einem Male wie verwandelt: „Saft du sie bestimmt gesehen, oder hast du nur einen Affen?"

„Ich habe sie gesehen. Ein ganzer Haufen. So wahr ich Joe Trevor heiße."

Der Wirt brummte etwas Unverständliches und kratzte sich dabei unschlüssig hinterm Ohr. „Versuch's mal hinten rum!"

Joe verschwand, um gleich darauf wiederzukehren. „Ne ganze Wagenladung Blaue."

Jetzt wurde der Wirt ernstlich beunruhigt.

Joe sah ihn von unten her scheu an. „Da ist mal was bei dir nicht in Ordnung. Junge, he? Was ist's mit dem Mädel da oben?"

Der Wirt trat ganz nahe an ihn heran. „Wenn du da Kohl redest, Joe, bring ich dich ins Kittchen!"

Joe hatte keinen Anlaß, an der Ernsthaftigkeit dieser Drohung zu zweifeln und verstummte. Die anderen glotzten benommen in ihre Gläser und wünschten sich sehr weit weg von hier. Aber keiner traute sich hinaus.

So vergingen zwei Stunden brütender Spannung, als das Knattern eines Motors ertönte. Ein Wagen fuhr draußen vor.

Im nächsten Augenblick flog die Tür auf und das ganze Lokal war voll Polizei. Revolver blitzten, torkelnd standen die Betrunkenen von ihren Sitzen auf und warteten, was da kommen würde.

Weinlese

„Wo ist der Wirt?“ schnarrte der dicke Polizeikommissar.

Aber der Wirt war verschwunden.

„Hausdurchsuchung!“ klang es schneidend. Draußen, im dicken Nebel, der die Stütte um diese Jahreszeit jede Nacht überflutete und die Dämmerung hintanhielt, stieg Kennedy aus seinem Wagen. Auf seinen Fersen folgte Henry Watts. Der Kommandant der lokalen Polizei begrüßte respektvoll die beiden Londoner Detektive.

„Ich bekam Ihr telephonisches Avis kurz nach zwei Uhr,“ berichtete er. „Das Haus wurde sofort umzingelt, niemand kann es verlassen haben. Im übrigen wartete ich auftragsgemäß Ihre Ankunft ab.“

Kennedy nickte zustimmend. Er hatte sofort, nachdem er Montfords Wohnung verlassen hatte, auf Grund der Telephonnummer, die Seine Lordschaft angerufen hatte, die Adresse der Taverne ermittelt. Er bezweifelte nicht im geringsten, daß das erlauschte Telephongespräch auf Aileen Barton Bezug hatte. Henry Watts aus den Federn trommeln, war der erste Schritt gewesen. Dann folgte die Benachrichtigung der lokalen Polizei des Distrikts von Southampton und eine tolle Autojagd an die Küste.

Als Kennedy das Schanklokal der Taverne „Zum Seemann“ betrat, waren seit seiner Begegnung mit Lord Montford kaum vier Stunden verflossen. Die ungeheure Schlagfertigkeit des jetzigen Vorstoßes war nur seinem rasenden Arbeitstempo zu verdanken.

„Der Wirt ist nicht zu finden,“ meldete der dicke Polizeikommissar, der infolge einer imaginären — vielleicht seelischen — Anstrengung eine einfach märchenhafte Transpiration entwickelte. „Aber vielleicht ist er schon festgenommen. Wir haben nämlich den Kordon möglichst weit gezogen, um jenen, die es für nötig erachtet, einen kleinen Fluchtversuch zu ermöglichen. So sortieren sich von selbst die schweren Fälle wie in einem Sieb.“

Watts zuckte die Achseln. Er hielt die Expedition im Grunde für zwecklos. Kennedy für einen Phantasten und Lord Montfords Telephongespräch für harmlos.

„Eine Leiche wurde gefunden . . .“ meldete der dicke Polizeikommissar.

Kennedy wurde um eine Schattierung blässer.

„Ein Mann,“ fügte der Polizist hinzu. „Eben erschossen.“

Ein Mann . . . Der Detektiv atmete auf.

Systematisch wurde das Haus vom Keller bis zum Dachboden durchsucht. In einem Zimmer des zweiten Stockwerks blieb Kennedy plötzlich stehen.

„Riechen Sie das Parfüm, Watts?“

Watts schnupperte. „Was wollen Sie damit sagen? Die Taverne hat eben auch eine Zweigabteilung für galante Abenteuer . . .“

Aber jäh verstummte er. In Kennedys Augen blitzte Triumph. Er hielt dem Inspektor ein dünnes, seidenes Taschentuch entgegen: „Lesen Sie dies Monogramm . . .“

„A. B.“ las Watts und schnitt eine Grimasse. „Wo haben Sie das gefunden?“

„Auf dem Bett.“

Watts blickte sich: „Hier ist noch etwas!“ Der Inspektor zog unter dem Bett eine Schreibmaschine und mehrere eng beschriebene Listen hervor. „Werden Sie daraus klug?“

Kennedy sah die Papiere schnell durch. „Eine Liste der Southamptoner Baumwollagenturen . . . Dieses Zimmer, Watts, ist die Falle und diese Liste — der Köder.“

Watts sah den Mann, der immer für alles eine Erklärung hatte, erstaunt an: „Wieso Köder?“

„Das erkläre ich Ihnen später. Jetzt möchte ich nur eines wissen: Wo ist das Loch, durch das die Ratten entkommen sind?“

Im Schlafzimmer waren die Polizisten noch damit beschäftigt, die Gäste des Lokals auf ihre Identität zu untersuchen. In vier Leuten hatte man langgesuchte Verbrecher erkannt.

„Halten Sie das Haus besetzt!“ rief Kennedy und eilte ins Freie. „Schnell zum Korridor, Watts.“

Ein kalter Wind fegte über die Straße, einen Augenblick waren die beiden Detektive wie geblendet und tappten hilflos im Dunkel. Kennedy war keine fünfzig Schritt gegangen, als ihm ein lautes „Halt“ aus dem Nebel entgegenschoß.

Er blieb jäh stehen und sah sich einem Polizeioffizier gegenüber. Der sah ihn und Watts mit erstaunten Augen an: „Sie hier? Die Herren sind doch eben mit dem gleichen Wagen, mit dem sie gekommen sind, in der Richtung nach Southampton hier durchgefahren.“

„Bihan!“ sagte Watts. „Wir waren doch die kurze Zeit in der Taverne.“

Doch Kennedy hatte die Situation schon erfaßt. „Hier, lieber Watts, ist das Loch, das wir gesucht. Die Bande ist mit Hilfe unseres eigenen Wagens entkommen . . .“

Als sie zur Taverne zurückkehrten, sahen sie, daß Kennedys Dienstwagen wirklich verschwunden war. Unter dem Schutze der Dunkelheit und mit Hilfe eines Polizeiautos war der Wirt vom „Seemann“ mit seiner Beute entkommen.

„Haben Sie eine Ahnung?“ fragte Henry Watts, als die beiden Detektive sehr übermüdet und abgespannt im ersten Morgenschnellzug nach London zurückfuhren, „warum Dean Creedler oder wer es sonst sein mag, dieses Mädchen gefangen hält?“

„Offen gestanden — nein,“ antwortete Ralph Kennedy. „Augenblicklich interessiert mich ein anderer Punkt mehr: ich habe ein dringendes Verlangen, einmal einen Blick in das Gesicht Lord Montfords Stammbaum zu tun. Uebrigens — haben Sie den toten Hund gefunden?“

„Ja,“ gab Watts kleinlaut zu. „Wie aber, um Gottes willen, konnten Sie wissen, daß sich in irgendeinem Garten irgendeines Menschen, von dem wir heute noch nichts Näheres wissen, als daß von ihm nichts zu wissen ist, ein toter Hund vergraben war?“

„Weil er mir fehlte.“

„Wie?“ fragte Henry Watts mit staunend aufgerissenen Augen.

„In meiner Theorie,“ gähnte Kennedy und schlief ein.

16.

Das erste, was Kennedy tat, als er wieder ins Bett kam, war, daß er sich ins Bett legte.

Erst gegen ein Uhr mittags weckte ihn ein Klopfen. Unwillig über die Störung brummte Kennedy ein verschlafenes „Herein!“

Ein Mann in blauem Overall erschien, sichtlich sehr verdutzt, um diese Zeit noch jemand im Bett anzutreffen. Mit einer Entschuldigung wollte er sich schnell wieder entfernen, doch Kennedy, wieder in freundlicher Stimmung, forderte ihn zum Eintreten auf.

Der Mann sprudelte einige weitere verlegene Entschuldigungsworte hervor und rückte dann mit seinem Anliegen heraus: er sei Elektrotechniker und hätte den Auftrag, das Telephon auszuwechseln. Doch wenn es dem Herrn jetzt gerade nicht angenehm sei . . .

Kennedy war es genehm. Schließlich waren Elektrotechniker nicht darauf vorbereitet, zu Mittag Leute im Bett anzutreffen. Ein paar Griffe, dann stand ein nagelneues Telephon da und der Mann zog mit neuerlichen Entschuldigungen, den alten Apparat unter dem Arm, wieder ab.

Kennedy, jetzt schon beinahe dankbar, daß ihn der Elektrotechniker aufgeweckt hatte, gab dem Mann ein paar Zigaretten, die er erfreut einsteckte.

Schnell kleidete sich der Detektiv an. Eine Dusche kaltes Wasser hatte ihn wieder frisch gemacht und er überlegte, in welcher Richtung er jetzt seine Nachforschungen fortsetzen sollte.

Die Spur Aileens war augenblicklich verwischt. Da mußte man zuwarten. Sicher war nur, daß die Mitteilung Dean Creedlers von einer Reise nach Kanada ebenso eine Irreführung war, wie die Sache mit der Argentinienreise. Die Entdeckung des toten Hundes in Goldenstones Garten wieder hatte Kennedys Theorie über den Fall Goldenstone vollkommen bestätigt. Zu dieser seltsamen Entdeckung hatte ihn eine sofort nach seiner irrtümlichen Verhaftung vorgenommene genaue Untersuchung von Goldenstones Arbeitszimmer gebracht, so daß er sich nicht mehr in Zweifel darüber war, daß diese Theorie die einzig richtige war. Im Zusammenhang damit fiel ihm Madox Murray vom „Morning Telegraph“ ein. Kennedy hatte einmal gehört, daß hypnotisch verursachte Gedächtnisstörungen behoben werden, wenn man dem Hypnotisierten das auf den Kopf zugesagt, was er vergessen hatte und so die gelähmte Reproduktionsfähigkeit wieder erweckte. Vielleicht stimmten ihre beiden Theorien wirklich überein und Murrays Gedächtnisstörung ließ sich derart beheben. Dieses Experiment interessierte Kennedy und er hoffte, auf diese Weise auch einen neuen Schlüssel zu finden. Es war ja wahrscheinlich, daß sich der Reporter dann auch an die näheren Umstände erinnern würde, unter der seine Entführung vor sich gegangen war.

Kennedy fand im Telephonbuch die Nummer des „Morning Telegraph“ und griff schon zum Hörer, als ihm einfiel, daß er ja heute auch den Stammbaum derer von Montford eines näheren Studiums unterziehen wollte. Er blätterte daher im Telephonbuch weiter und suchte sich ein paar passende Bibliotheken heraus, in denen er genealogische und heraldische Werke sowie ein paar neue Adelskalender zu finden hoffte.

Erst unterwegs fiel ihm wieder ein, daß er ja ursprünglich Madox Murray anrufen wollte. Er stoppte den Wagen bis zur nächsten öffentlichen Telephonzelle ab und rief den „Morning Telegraph“ an. Der Reporter war gerade in der Redaktion und willigte ein, Kennedy um vier Uhr im Hotel aufzusuchen.

„Sollte ich zufällig etwas später kommen, warten Sie, bitte, in meinem Zimmer auf mich . . .“ schloß Kennedy das Gespräch.

In den nächsten Stunden durchstöberte er ein paar Bibliotheken, bis er endlich in der dritten eine Ausgabe des „Leicestershire Pedigree“ fand.

Zu seiner Ueberraschung stellte sich heraus, daß das Geschlecht der Montfords — wie er sah, eine früh abgehaltene und wenig bekannte Seitenlinie eines der glänzendsten englischen Adelsgeschlechter — und wider seiner Erwartung noch nicht ausgestorben war. Ein Charles Earl auf Montford, der ein Schloß in Suffex besitzen mußte, erschien als letzter Sproß der Familie.

Diese Entscheidung bereitete Kennedy viel Kopfzerbrechen. Genauer gesagt, warf sie seine sämtlichen bisherigen Kombinationen vollkommen über den Haufen.

Schon brach die Dunkelheit herein und noch immer studierte Kennedy auf das genauste alle Zusammenhänge. Sein Bleistift flog in kleinen, schnellen Zickzacklinien über das Papier, beinahe war die Abschrift des Stammbaums fertig, da machte er eine seltsame Entdeckung.

17.

Henry Watts fuhr, von Scotland Yard kommend, bei Nig vor.

Er hatte die schweigsame Dolly von Southampton nach London herbeibefohlen, wo ihre Identität auf Grund der daktyloskopischen Untersuchung festgestellt worden war. In einem zweistündigen Verhör hatte er aus ihr einige unwesentliche Details herausgepreßt, die er aber für sehr wesentlich hielt. So wesentlich, daß er sie Kennedy augenblicklich persönlich mitteilen wollte.

Mr. Kennedy dürfte in seinem Zimmer sein,“ erwiderte der Portier auf Watts bezügliche Frage. „Er sagte beim Weggehen, daß er um fünf Uhr bestimmt zurück sein werde und man solle eventuelle Besuche auf sein Zimmer schicken. Jetzt ist es ja schon bald sechs. Wenn sich also der Herr hinaufbemühen wollte . . .“

Watts bemühte sich.

Surrend stieg der Lift ins zweite Stockwerk, dann stand der Detektiv vor Kennedys Zimmertür und klopfte.

Keine Antwort.

Schon wollte Watts wieder gehen, da sah er Licht durch die Türspalte schimmern. In der Meinung, Kennedy wäre infolge der Ermüdung durch die beispiellosen Strapazen der letzten achtundvierzig Stunden eingeschlafen, öffnete der Inspektor die Tür und trat entsetzensblaß instinktiv einen Schritt zurück.

Vor ihm lag, das Gesicht nach unten gekehrt, in einer großen Blutlache die Leiche Ralph Kennedys.

Detektive haben starke Nerven. Aber einen Menschen, mit dem man noch vor wenigen Stunden gesprochen hat, plötzlich tot, starr, als Leiche vor sich zu sehen, kann die stärksten Nerven erschüttern.

Henry Watts war wie gelähmt. Sekundenlang stand er auf der Schwelle des Zimmers, jeder Willensanspannung unfähig, physisch und psychisch niedergeschmettert. Dann trat er schnell vor und berührte mit zitternden Fingern die Leiche.

Ein zweiter Schuß durchfuhr Henry Watts. Der Tote war nicht Kennedy. Er war Madox Murray vom „Morning Telegraph“.

Der Detektiv spannte seine ganze Willenskraft an, um die furchtbare Erregung der letzten Minuten niederzukämpfen und begann eine sorgfältige Untersuchung.

Madox Murray, das sah Watts sofort, war durch einen Schuß in die Schläfe getötet worden, und zwar in dem Augenblick, da er telephonierte. Die linke Hand mußte noch während des Fallens den Hörer gehalten haben, denn das Telephon war mitgerissen worden und lag neben der Leiche am Boden.

Die Einbruchöffnung hatte einen Brandring, wie dies nur bei Selbstmorden vorzukommen pflegt. Die todbringende Waffe mußte also direkt an der Schläfe angelegt worden sein. Des Toten Hand hielt aber jetzt noch lose den Hörer — sie konnte also nicht die Waffe gehalten haben. Selbstmord war ausgeschlossen.

Watts überlegte. Das Telephon stand auf einem Tischchen, das an der Wand stand. Aus der Lage des Toten war zu entnehmen, daß er so gestanden hatte, daß in der Schußrichtung unmöglich eine zweite Person Platz gehabt hätte, denn neben dem Reporter befand sich der Tisch, dahinter die Wand . . . Hätte dagegen Murray die linke Schläfe dem Zimmer zugewandt, so müßte er zweifellos erst auf den Tisch gestürzt und dann gerade zu neunzig Grad anders zu liegen gekommen sein. Watts stand vor einem Rätsel.

Um diese Zeit kehrte Kennedy, tief in Gedanken versunken, aus der Bibliothek zurück. Er fand das Hotel in hochgradig alarmierter Aufregung vor. Schon seit zweiten winkte der Portier ihm zu: „In Ihrem Zimmer wurde ein Mord verübt, Mr. Kennedy!“

Der Detektiv wartete nicht erst den Lift ab, sondern flog, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf in den zweiten Stock.

Hier kam ihm schon, etwas bleich, Henry Watts entgegen. „Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind . . . Ich hielt die Leiche im ersten Augenblick für Sie . . . Sie können sich meinen Schrecken vorstellen!“

„Wer ist es?“ fragte Kennedy kurz.

„Madox Murray!“

„Murray — —!“ Mit ein paar Schritten hatte Kennedy sein Zimmer erreicht und kniete neben der Leiche nieder. Eine Minute lang untersuchte er wortlos, mit zusammengebissenen Zähnen den Tatort. Dann war er im Bilde.

„Haben Sie sich dieses famose Telephon schon näher angesehen, Watts?“

„Das Telephon? Nein. Ich habe die ganze Zeit nach einer Waffe gesucht.“

„Hier ist sie!“ sagte Kennedy und reichte ihm den Hörer.

„Großer Gott!“ rief Watts nach einem Blick in die Muschel grenzenlos überrascht. „Von hier kam die Kugel?“

„Das galt mir,“ sagte Kennedy lakonisch und biß sich in die Lippen. „Hätte ich jenem Elektrotechniker, der heute früh mein Telephon auswechselte, ein paar feste Handschellen angelegt, statt ihm Zigaretten zu geben, das Rätsel Montford wäre jetzt vielleicht gelöst. Und ein Menschenleben gerettet . . .“

Aber das Rätsel Montford schien sich nicht lösen zu wollen.

Kaum war Henry Watts nach Scotland Yard zurückgekehrt, als ihm die Meldung erstattet wurde, daß jenes Polizeiauto, mit dessen Hilfe gestern nacht Aileen aus der Taverne „Zum Seemann“ entführt worden war, in der Nähe von East Grinstead neben einer wenig befahrenen Seitenstraße zertrümmert aufgefunden worden war. Der Mann am Volant — wie aus seinen Papieren hervorging der Wirt der Taverne „Zum Seemann“ — war tot. Auf dem Sitz neben ihm fand man einen Damenhut. Die dazugehörige Dame aber war trotz sofort vorgenommener Streifen und Umfragen in der Umgebung der Unfallstelle weder gesehen, noch gefunden worden. Sie schien vom Erdboden verschwunden zu sein.

Watts verständigte sofort seinen amerikanischen Kollegen, und eine halbe Stunde später fuhren die beiden Detektive gegen East Grinstead, einen kleinen Ort an der Grenze der Grafschaft Sussex. Es war eine kalte, unfreundliche Nacht. Feuchtkühle Nebel verhängten die Straßen mit einem undurchdringlichen Spinnwebennetz, so daß der Chauffeur kaum hundert Meter weit sehen konnte.

Watts wickelte sich fröstelnd in eine Decke und blickte fragend nach seinem schweigsamen Gefährten. „Ich muß schon sagen, daß Ihr Verbrauch an Scotland-Yard-Wagen in ungewöhnlichem Maße ansteigt,“ versuchte er zu scherzen. „Ich weiß wirklich nicht, wie wir da aushommen sollen, wenn das im gleichen Tempo weitergeht.“

Kennedy lächelte, aber dieses Lächeln erstarrte auf seinen Lippen zu Eis und verwandelte sich in eine gequälte Grimasse.

Aus dem Nebel vorn löste sich die Figur eines Polizisten los. Der Chauffeur bremste scharf ab, der Wagen schleuderte ein Stück auf dem glitschigen Stampfasphalt der Landstraße, dann stand er mit einem Ruck still.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kesselhaus ohne Heizer

Mit dem Begriff der Dampfkesselfeuerung verbindet sich für uns noch vielfach die Vorstellung von einem dunklen, nur vom grellen Flackerlicht gelegentlich geöffneter Feuertüren schlagartig und gespenstisch beleuchteten Raum, in dem schwarze Gestalten mit entblößtem Oberkörper auf breiten Schaufeln Ladung um Ladung Kohle in den weit aufgerissenen glühenden Schlund der Feuerungen hineinbefördern, schweißüberströmt in der brennenden Hitze eines wahren Fegefeuers. Wer einmal Gelegenheit hat, die Feuerungsanlage eines modernen Großkraftwerks zu besichtigen, der ist vielleicht am stärksten von der Tatsache beeindruckt, daß von derartiger technischer Romantik auch nicht die Spur übrig geblieben ist. Die heutige Kesselfeuerung präsentiert sich als ein heller, freundlicher Raum, in dem selbst bis in den entferntesten Winkel hinein kein Stückchen Kohle mehr zu sehen ist. Die schwarzen Gestalten der Heizer sind ganz von der Bildfläche verschwunden; nur dann und wann taucht ein Bedienungsmann in hellem, sauberen Arbeitskittel auf, dreht hier an einem Hebel, wirft dort einen kurzen Blick auf eines der vielen Anzeigeinstrumente, die an jedem Kessel vom jeweiligen Betriebszustand Auskunft geben, und — verschwindet wieder.

Das moderne Kesselhaus ist so gut wie menschenleer; selbsttätig wandert das kostbare Gut der Kohle durch mächtige Rohrleitungen, die den Raum vielfältig durchqueren, den Kesseln zu, in jedem Augenblick gerade so viel, als der Kessel braucht, durch allerlei Ventile wie von Geisterhand haargenau geregelt und dosiert. Diese gewaltige Wandlung im Bilde des Kesselhauses ist im wesentlichen eine Ergebnis der sogenannten **Kohlenstaubfeuerung**.

Wenn wir die Erscheinungsformen eines brennenden Gasstromes, wie er in unserem Gasherd erzeugt wird, und eines brennenden Kohleofens, wie wir ihn in Winterszeit zur Erwärmung unserer Wohnungen benutzen, vergleichend nebeneinanderhalten, gewinnen wir einen augenfälligen Begriff von dem Unterschied, der zwischen der alten Rostfeuerung und der modernen Kohlestaubfeuerung besteht. Dem Verbrennungsvorgang im Kohleofen entspricht die Verbrennung der Stückkohle auf dem Rost, der Gasflamme entspricht die Verfeuerung feingepulverter Kohle, des sogenannten Kohlenstaubs. Auch die technischen Kennzeichen beider Feuerungsarten lassen sich unschwer aus diesem Beispiel entnehmen: wir alle wissen, wieviel Mühe und Zeit es erfordert, einen Kohleofen anzuheizen und wie rasch und heftig uns das Gas eine heizkräftige Flamme liefert. Wir wissen aber auch, daß sich die Heizleistung eines Kohleofens nur äußerst schwierig regulieren läßt; wie oft liefert uns der Zimmerofen zuviel oder zu wenig Wärme! Wie leicht und momentan läßt sich dagegen die Gasflamme unseres Gasherdes regulieren: wir können die kleinsten oder die größten, aber auch alle möglichen mittleren Heizleistungen mit ihr hervorrufen in dem wir auf die einfachste Weise den Gashahn mehr oder weniger weit aufdrehen!

Für die Dampftechnik ist nun die Regelbarkeit der Feuerung von größter praktischer Bedeutung; denn in dampfverbrauchenden Betrieben, mag es sich um ein Kraftwerk, eine heizdampfverbrauchende Anlage oder dergleichen handeln, ist der Dampfverbrauch Schwankungen unterworfen, denen sich die Feuerung anpassen muß. Aus dieser Aufgabe dieser Anpassung heraus ist die Kohlenstaubfeuerung entstanden, bei der Kohle in Form eines von einem Luftstrom getragenen feingepulverten Staubes zur Verwendung gelangt. Dieser Staub brennt ganz ähnlich wie eine Gasflamme und die Kohlenstaubflamme läßt sich ebenso leicht wie die Gasflamme regeln. Der Staub wird durch Vermahlen stückiger Kohle meist im Kraftwerk selbst hergestellt und mit Preßluft durch ein geschlossenes Leitungssystem den Brennern der Kessel zugeführt.

Die Vorteile dieser Feuerungsart sind sehr mannigfaltig: neben der großen Regelbarkeit ist die ständige Betriebsbereitschaft für Kohlenstaubfeuerungen charakteristisch. Dazu kommt, daß man sehr gute Wirkungsgrade der Verbrennung erzielt und vor allem, daß man auch minderwertige Brennstoffe, deren Verfeuerung auf dem Rost Schwierigkeiten bereiten würden, glatt und wirksam verfeuern kann. Die modernen Großdampfkraftwerke sind zum großen Teil mit Kohlenstaubfeuerungen ausgerüstet; eines der bedeutendsten unter ihnen, das von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft erbaute Großkraftwerk Klingenberg in Berlin, das den überwiegenden Anteil an der Stromversorgung der Reichshauptstadt hat, ist ganz mit dieser Feuerungsart ausgerüstet und arbeitet seit mehreren Jahren erfolgreich mit ihr.

Der „Stahlhelm“ für die Feuerwehr

Bei der Berliner Berufsfeuerwehr sind erfolgreiche Versuche mit einem neuen Helm für Feuerwehrleute angestellt worden, die jetzt zu dem Entschluß geführt haben, diese Helme allgemein bei der Berliner Feuerwehr einzuführen. Sie bilden einen verhältnismäßig leichten, dabei durch ihre Bauart sehr festen, gegen Verbrennung imprägnierten, gut geformten Kopfschutz.

Die besonderen Vorzüge dieses neuartigen Feuerwehrhelms machen ihn zu der gezeigemäßen Kopfbedeckung unserer Feuerwehrleute, Vorzüge, die im Material, in der Bearbeitung und in der Form erblickt werden müssen. Die Industrie unserer Zeit hat in dem Vulkanfiber ein sehr hartes und auch haltbares, zugleich leichtes und dauerhaftes Material geschaffen, das durch die Imprägnierung — ebenfalls eine noch junge Erfindung — feuerfest gemacht ist. Die zweckmäßige Form, nach Art unseres im Kriege erprobten Stahlhelms, verleiht den neuen Helmen einen ausgezeichneten Halt auf dem Kopf und unbillig den Schädel so tief und sicher, ohne dabei die Beweglichkeit des Kopfes und die Blickfreiheit zu beeinträchtigen. Also auch hier sind wir einen Schritt weiter gekommen und es ist eine berufliche Kopfbedeckung geschaffen, die im besten Sinne modern und zeitgemäß entwickelt worden ist.

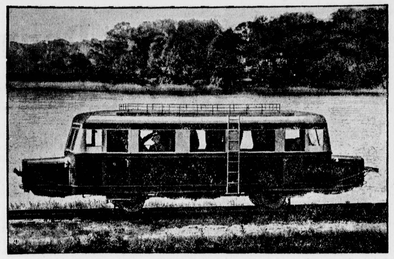
Unsere bisherigen Feuerwehrhelme haben ihre Ausgestaltung fast gleichzeitig mit dem Entstehen der freiwilligen, sowie der berufsmäßigen Feuerwehr im vorigen Jahrhundert erhalten. Der lederne Infanteriehelm, die Pickelhaube, mit einem starken Bügel und einem langen, den Nacken gut schützenden Lederlappen. Wir hatten uns an diesen schweren, aber sehr brauchbaren und doch auch recht ansehnlichen Feuerwehrhelm gewöhnt; es wird uns merkwürdig vorkommen, wenn wir ihn nun einem neuen Helm weichen sehen.

Jede Zeit findet ihre zweckmäßigen Bekleidungsstücke u. auch Kopfbedeckungen, entwickelt aus den schon vorhandenen Mitteln. Dabei spielt selbstverständlich auch der Kostenpunkt immer eine wesentliche Rolle, wenn auch die Zweckmäßigkeitsfrage die erste und wichtigste ist. Wir können uns heute z. B. die feldgrijanischen Grenzdienstmützen, die flach über der Stirn zu Halbmeterhöhe emporwuchsen, nicht mehr als zweckmäßig vorstellen, so fügen und wuchtig sie gerade den „langen Kerls“ der preußischen Garde auf dem Kopf gestanden haben. Das Wasser lief ungehindert über die Stirn in die Augen, behinderte die Sicht, aber bei der unvollkommenen Feuertechnik, die allein auf Massenwirkung mit angezogenen Gewehren berechnet war, spielte das seinerzeit keine ausschlaggebende Rolle. Damals erschienen diese Helme schön und zweckmäßig.

Eines darf man freilich nicht verkennen: eine bestimmte alte Tradition will auch berücksichtigt sein. Freuen wir uns doch gerade darüber, daß bei der Schutzpolizei der alte Tschako der Jäger und der Volkswehren von einst in neuer Form erhalten geblieben ist. Aber wo mit ganz neuem Material etwas ganz Neues geschaffen werden muß, gewöhnen wir uns doch rasch an den ungewöhnlichen Anblick. So hat der Stahlhelm, der wirklich keine bestimmte Tradition besitzt, sich doch überraschend schnell als eine Selbstverständlichkeit durchgesetzt und wird als solche empfunden. Auch bei dem neuen Helm unserer Feuerwehrleute wird das sicherlich der Fall sein.

Mit dem Schienenomnibus durch die Heide

Auf der Strecke Lüneburg-Soltau verkehrt seit einiger Zeit dieser neuartige mit Benzin angetriebene Eisenbahnwagen. Er gleicht in jeder Hinsicht einem Omnibus und hat an jedem Ende einen Kühler.



Die größten Talsperren Europas

Talsperren dienen den verschiedenartigsten Zwecken. Sie sind ebenso Wasserreservoire wie Staubecken, sollen zur Sammlung der Wasserkräfte verwandt werden und haben manchmal ausschließlich den Zweck, die Speisung der riesigen Turbinen eines Kraftwerkes vorzunehmen. In einzelnen Fällen verknüpft man damit landschaftliche Zwecke, Anstauung von Teichen und Seen, die einer wasserfüchtigen Stadtbevölkerung Gelegenheit zum Baden und Bootfahren geben.

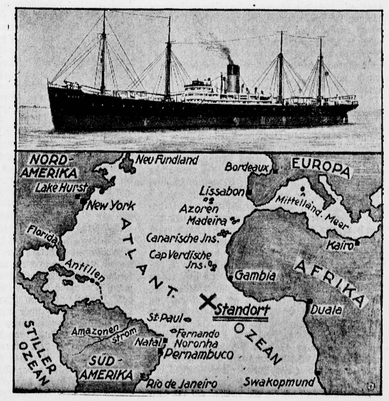
Bei den Talsperren, die man an den kleinen reißenden Gebirgsbächen erbaut hat, spielt oftmals die Regelung des Stromlaufes großer Ströme weit unten im Tal die Hauptrolle. Wiesenüberschwemmungen, wie wir sie an der mittleren Oder und Elbe fast mit einer Regelmäßigkeit im Frühjahr und im Herbst eintreten sehen, sollen dadurch verhindert werden, indem man die Zuführung der Quellflüsse in den Gebirgen abriegelt. Nicht nur großer Sachschaden, sondern, wie die Katastrophe bei Johanngeorgenstadt im Erzgebirge unter den starken Gewitterregen des vorigen Hochsommers gezeigt hat, auch schwere Verluste an Menschenleben entspringen nur zu leicht der ungeregelten ungezügelten Gewalt von Wassermassen, die plötzlich ins Tal brechen.

Bei Lengenfeld im Erzgebirge wird jetzt die Grundmauer für die mächtige Seidenbachtalsperre errichtet, die den Anspruch machen kann, die größte Talsperre Europas zu werden. Der Nutzen solcher kostspieligen gewaltigen Bauten, die meist Jahre des Baus erfordern, macht sich aber schon von ersten Jahr an erheblich geltend. Denn diesen Riesenwand steht ja mit jeder neuen Mauerschicht, die emporwächst, ein erheblicher Gewinn gegenüber, die Regelung der Wasserläufe sichert fortschreitend große Nutzflächen vor dem verderbenbringenden Wasser.

Eine besondere Form der Talsperre ist eben am Unterlauf des Dnjepr in Südrußland kurz vor der Einmündung dieses Stromes ins Schwarze Meer fertig geworden. Dort in dem alten Gebiet der saporogischen Kosaken, die ihren Namen nach den Stromschnellen des Dnepr führen, an denen sie ihre Siedlung haben, ihren Wohnsitz hatten, hat man durch die große Talsperre von Dnjeprosrei neben der Kraftgewinnung auf der Wucht der Wassermassen des Dnepros zugleich auch eine Hebung des Wasserspiegels bei den Stromschnellen viele Kilometer weit aufwärts erreicht. So wurde die Großschiffahrt auf diesem mächtigen Strom von Kiew abwärts ermöglicht, die bisher nur kleineren Schiffen und auch diesen nur unter großen Gefahren wegen der Unterwasserklippen möglich gewesen ist. Das Werk, das Katharina die Große einst durch eine Stromregelung und Kanalisierung des Dnepr nur mit teilweisem Erfolg in Angriff genommen hatte, ist mit den neuzeitlichen Mitteln des Talsperrenbaus unter Verwendung größtenteils deutscher und amerikanischer Maschinen, ähnlich wie bei dem großen Shannon-Kraftwerk in Irland, das bekanntlich ganz mit deutschen Maschinen und Werkzeugen erbaut ist, gelegt worden. Es sind das die größten derartigen Anlagen Europas, die sich vergleichen lassen mit dem gewaltigen Nilstaudamm, dem erst im Frühjahr dieses Jahres durch den indischen Vizekönig eingeweihten Indus-Staudamm, oder mit den riesigen Stauanlagen und Kraftwerken bei den Niagarafällen in Nordamerika.

Die erste Fluginsel

Der frühere Lloyddampfer „Westfalen“ wird jetzt in ein Flugzeugmutterschiff umgebaut und soll später im Südatlantik verankert werden. Das Schiff wird ungefähr an der durch ein Kreuz auf unserer Karte bezeichneten Stelle seinen Standort erhalten, der zwischen Britisch Gambia und der brasilianischen Insel Fernando Noronha liegt. Das Schiff, das oben unser Bild in seinem heutigen Zustand zeigt, wird eine Landevorrichtung, Vorratsräume für Brennstoff sowie eine Funkpeilstation erhalten. Auf diese Weise wird es möglich sein, einen durchgehenden Flugdienst zwischen Deutschland und Brasilien einzurichten.



Gordon-Bennett-Rennen für Freiballone

Am 25. September findet in Basel das bedeutsame, alljährlich wiederkehrende internationale Rennen der Freiballone statt, an dem Deutschland mit der höchstzulässigen Anzahl von drei Ballonen teilnimmt.

James Gordon-Bennett, der Besitzer des Newyork Herald, hat mit Stiftung des nach ihm benannten Wanderpreises für diesen Wettbewerb dem Freiballonsport den stärksten Antrieb gegeben. Der Wanderpreis besteht aus einem wertvollen Kunstgegenstand, außerdem sieben Ehrenpreise und an Geldpreisen 12500 Schweizer Franken zur Verfügung, die in diesem Jahre in 8 Preise aufgeteilt sind, von denen der erste Preis 5000 Schweizer Franken beträgt. Der Verband, dessen Mitglied den Wanderpreis gewonnen hat, gilt als Inhaber. Besitzer wird der Verband, der aus drei aufeinanderfolgenden Wettbewerben als Sieger hervorgegangen ist. Gewertet wird die weiteste Strecke, die ein Ballon in der Luftlinie Start—Landungsplatz ohne Rücksicht auf die verbrauchte Zeit zurücklegt.

Erstmalig wurde das Rennen 1906 von Paris aus gestartet, an dem sich 16 Ballone der verschiedensten Nationen beteiligten, dann alljährlich im Lande des Siegers. Schon 1907 gewann Oskar Erbslöh-Elberfeld von St. Louis aus mit dem Ballon „Pommern" nach Zurücklegung einer Strecke von 1400 Klm in 40 Stunden den Wanderpreis für Deutschland. Infolge dieses deutschen Sieges fand dann 1908 das Rennen von Berlin aus statt, das sich zu der bisher größten aeronautischen Veranstaltung der Welt entwickelte. Am 10., 11. und 12. Oktober starteten auf dem Gelände bei der Gasanstalt Schmargendorf nicht weniger als 78 Freiballone aller Länder, von denen 23 am 11. Oktober um den Gordon-Bennett-Preis stritten. Sieger war der schweizerische Generalstabsoberst Schaeck mit dem Ballon „Helvetia", der mit einer 75stündigen Fahrt, die zum größten Teil über die Nordsee führte, eine noch nicht dagewesene Leistung vollführte.

Fast hätte sich Amerika, das in den nächsten beiden Jahren siegreich war, den Preis endgültig geholt, doch konnte Hans Gericke-Potsdam 1911 den Sieg zum zweitenmal für Deutschland erringen, so daß 1912 der Start wieder in Deutschland und zwar diesmal in Stuttgart stattfand. 20 Ballone nahmen daran teil, eine Teilnehmerzahl, die im Auslande bisher nie erreicht wurde. Die Landungsplätze dieser Wettfahrt lagen restlos so zerstreut, daß die Entfernung zwischen dem linken und rechten Flügel 1200 Kilometer ausmachte. Südwestlich Moskau lag der Sieger Bienaime (Frankreich), während andere Ballone bei Riga, Budapest und Kronstadt lagen. 1913 brachte wieder ein Amerikaner den Preis an sich durch eine schneidige Fahrt von Paris nach England, 1914 vereitelte der inzwischen ausgebrochene Weltkrieg die Abhaltung des Rennens, das 1920 erstmalig wieder in den Vereinigten Staaten durchgeführt wurde. Erst 1927 beteiligte sich Deutschland wieder, nachdem Belgien 1922/23/24 unter dem bekannten Führer Demuyter-Siegig gesiegt und endgültiger Besitzer des Gordon-Bennett-Wanderpreises geworden war. Mit drei Ballonen unter Führung von Bertram-Chemnitz, Eimermacher-Münster, und Dr. Halben-Hamburg ging Deutschland ins Rennen, ohne jedoch den deutschen Farben zum Siege verhelfen zu können. Auch in den folgenden Jahren, in denen 1928 Kaulen sen.-Barmen und Eimermacher-Münster, 1929 Leimkugel-Essen und Kaulen jr.-Barmen, 1930 Kaulen jr.-Barmen mit je einem Ballon in Amerika starteten, gelang es nicht, die besonders im Material überlagenen Konkurrenten zu schlagen. Auch den anderen europäischen Wettbewerbern war es nicht möglich, ihren amerikanischen Gegnern, die durch Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse, Land und Sprache sowie Witterungsverhältnisse und durch vorzügliche Funkeneinrichtung im Vorteil waren, den Sieg zu entreißen. So blieb der Preis und die Abhaltung des Wettbewerbes in Amerika.

Die Zahl der Bewerber, die bei Wiederbelebung Deutschlands 1927 noch 15 Ballone betragen hatte, war von Jahr zu Jahr geringer geworden. 1930 sah man noch 7 Ballone, darunter einen deutschen, in Amerika am Start. Unter den europäischen Teilnehmern war daher der Wunsch laut geworden, die nächste Wettfahrt entgegen der Ausscheidung in Europa abzuhalten, um die bohen Kosten der Ueberfahrt zu vermeiden und dadurch wieder zu einer größeren Teilnehmerzahl zu kommen. Die Amerikaner verhielten sich zunächst ablehnend, schließlich kam man nach langem Hin und Her zu dem Entschluß, die Wettfahrt 1931 ausfallen zu lassen und sie 1932 einem der europäischen Verbände zu übertragen. Da Amerika innerhalb Europas auf die Abhaltung in den Vereinigten Staaten verzichtete, hatte die Austragung satzungsgemäß in Belgien, dem Inhaberverband des vorletzten Siegers, stattzufinden. Da auch Belgien sich nicht zur Organisation des Wettbewerbs entschließen konnte, hatte die Schweiz als Inhaber des Preises vor Belgien Anspruch auf Uebernahme des Wettbewerbs. So erklärten sich die Länder auf der Sitzung des Internationalen Luftfahrtverbandes (FAI) am 16. Januar 1932 in Paris einstimmig auf die Schweiz. Man wählte als Startort Basel an der Dreiländerecke Schweiz-Frankreich-Deutschland, das bei seiner zentralen Lage und verhältnismäßig großen Entfernung von der See als sehr günstig anzusehen ist.

Der Deutsche Luftfahrtverband kann mit dieser Wahl nur zufrieden sein. Einmal ist die historische Entwicklung des Wettbewerbes gewahrt, auf der anderen Seite kann es uns in diesen wirtschaftlich so schweren Zeiten nur angenehm sein, wenn uns durch das Gordon-Bennett-Rennen keine weiteren Kosten entstehen als Reise und Transport der Teilnehmer und Ballone zum Startplatz. Der Zweck, das Gordon-Bennett-Rennen durch Abhaltung in Europa wieder zu einem größeren Wettbewerb zu machen, ist erreicht. 17 Ballone nehmen teil, Amerika, Deutschland, Frankreich und die Schweiz mit je 3, Polen mit 2, Belgien, Oesterreich und Spanien mit je 1 Ballon, darunter von Deutschland die Ballone: „Barmen" mit Bertram-Chemnitz und Dahl-Wuppertal-Barmen, „Stadt Essen" mit Eimermacher-Münster und Dr. Kaulen jun.-Barmen, „Deutschland" mit Leimkugel-Essen und Schütze-Bitterfeld. Die Ballone „Barmen" und „Stadt Essen" haben schon am Gordon-Bennett-Rennen in Amerika teilgenommen, sie sind unter sich gleichwertig, wenn auch wesentlich schwerer als der Ballon „Deutschland", der eigens für Wettfahrtzwecke gebaut ist. Auch der deutsche Ballon „Ernst Brandenburg" soll am Gordon-Bennett-Rennen teilnehmen, allerdings unter österreichischer Flagge für den Aeroklub von Oesterreich, dem er hierfür zur Verfügung gestellt wurde.

Der Kampf wird nicht leicht sein, denn auch die Schweiz wird mit einem neuen Rennballon antreten, desgleichen Amerika, Frankreich und Belgien, die mit ihren leichten Firnis- und Seidenballonen stets im Vorteil waren. Man kann auf den Ausgang der Wettfahrt, die am 25. September 16 Uhr auf dem Areal des neuen Gaswerkes in Basel ihren Anfang nimmt, außerordentlich gespannt sein.

Die „fliegende Familie"

Der amerikanische Oberst Hutchinson mit seiner Frau und seinen beiden Kindern vor dem Flugzeug, mit dem sie zu ihrem vielgenannten Familienflug über den Ozean gestartet waren. Das Flugzeug hatte auf der Etappe Grönland — Island auf offener See niedergehen müssen und galt, nachdem es eine Zeitlang SOS-Rufe gefunkt hatte, seitdem als verschollen. Inzwischen sind die Flieger von einem Fischdampfer gerettet worden.

Abenteuerliche Fahrt eines deutschen Fesselballons in Amerika

Eine Erinnerung anläßlich der bevorstehenden Gordon-Bennett-Fahrt in Basel

Von Kanada bis Südkarolina

Von Dr. Rudolf Predeek

Im Sportleben des Freiballonfahrers sind die Gordon-Bennett-Fahrten, die internationalen Wettfahrten der Freiballone, die Höhepunkte allen Ehrgeizes und aller körperlichen, geistigen und seelischen Anspannung. Bei diesen Fahrten geht es nicht nur um die überwältigende Schönheit des Erlebnisses, das niemand auch nur ahnen kann, der nicht einmal die dicke, gelbe Kugel des Ballons über sich, das Geseicht des knirschenden Korbes um sich und die Wunderkarte der Erde unter sich hatte, sondern aller Wünsche Ziel und Wollen ist der Sieg durch Weitfahrt, das Kämpfen um die Ausdauer in der Luft, das Erkennen der günstigen Winde und Wetterlagen, das möglichste Haushalten mit Gas und Ballast, den kostbarsten Lebenselementen des Ballons, um so schließlich den Gegner um Gegner an Zeit und Strecke überholen zu können. Und nicht zweifelt Spielerei sind diese Wettfahrten der Ballone, sondern wesentliche Bausteine der Luftfahrt, deren wissenschaftliche Grundlage und Erkenntnis durch den Freiballon erst gegeben wurde und heute noch gegeben wird.

Dem Freiballon mit seiner Romantik und mit seiner für die den meisten Menschen unbekannten Fahrtenlichtheit, die weder Geräusch noch Windbewegung kennt, dem Freiballon, der in feierlicher Ruhe dem Fahrer seine Welt in überschwenglicher Fülle zeigt, gehört immer noch und immer wieder die Liebe des Volkes. Und zumal bei den großen Wettfahrten, wie bei der nun von der Schweiz aus stattfindenden Gordon-Bennett-Fahrt, finden die Ballonfahrten, ihr Start und ihr Ziel das allergrößte Interesse.

Anläßlich dieser von Zürich ausgehenden Gordon-Bennett-Fahrten wird die Erinnerung an die erste Bennett-Fahrt in Amerika vor fünf Jahren an der die Deutschen wieder teilnahmen, lebendig. Damals war den deutschen Teilnehmern, Ferdinand Eimermacher mit Dr. Rudolf Predeek und Hugo Kaulen mit Alexander Dahl zwar nicht der Sieg beschieden weil die amerikanischen Ballone, die ausleichtem Seidenstoff hergestellt sind, sich durch ihre Leichtigkeit dem schweren deutschen Material bei weitem überlegen zeigten, aber trotzdem erregte die Leistung der Deutschen, die nur eine kurze Strecke hinter den ersten Amerikanern zurücblieben und den vierten und fünften Platz belegten, allgemeine Anerkennung und wurde besonders lebhaft besprochen, weil der Ballon mit Eimermacher und Dr. Predeek in der ersten Nacht in ein Gewitter geriet, über dessen Entstehen und Grauen die amerikanischen Zeitungen lange Aufsätze veröffentlichten.

Der Gewitterssturm dieser Fahrt, die in Detroit an einem herrlichen Septembertage begann und nach 48 Stunden in Südkarolina unter den Magern in der Baumwollernte endete, sei hier wiedergegeben.

*

An einem Septembernachmittag stiegen wir in Detroit auf dem Flugplatz der Fordwerke mit einem 2220 cbm-Ballon zu einer Weitfahrt auf. Mittelsteuer Winds aus Norden versprach uns eine lange Fahrt über die Schönheiten Amerikas. Tausendfältige Rufe begleiteten uns in die blaue Luft, und ein amerikanisches Flugzeuggeschwader umbrauste uns auf der Fahrt, die uns schon nach einer Stunde zum Erlebnis führte.

Wenig qualmen unter uns die schweren Dampfer, lange Sirenentöne ziehen zu uns auf. Voll unfaßbarer Pracht ist diese Fahrt. Die Ufer verschwinden, die Welt ist entrückt, nichts ist als Himmel und Wasser und dazwischen wir unter der diden Kugel des Ballons. Alter Kindertraum vom Schweben wird zur Wirklichkeit. Glückliche Stunden ziehen mit uns über den See. Wundergrüne Inseln tauchen neugierig aus dem Gekräusel der Wellen, verwunschene Plätzchen, auf denen vielleicht schon mancher glückliche Traum geträumt wurde. Verschwenderisch gibt jetzt der See seine Schönheit. Blutrote Glut glüht auf im Westen. Die Sonne in leuchtendrotem Samt steigt hinab zum See, der aufglüht in brennender Freude und Erwartung. Tief taucht die Sonne zum Rand, steht strahlend dort und sinkt lautlos ein in die erwartende See, daß weithin die Wasser sich färben und glitzern in rotgoldenem Schein. Das ist wie ein Brautkuß der Sonne, zu dem wir geladen und den nur erfährt, wer mit keinem Alltagsgedanken belastet.

Noch ahnen wir nicht, daß diese Feier nur ein trügerischer Auftakt ist zum grausigen Erlebnis der kommenden Stunden. Wortlos hängen wir mit den Augen am glühenden See und schlürfen die Augen vor seinem gleißenden Glitzern. So treibt uns der Wind langsam zum Süden, wo allmählich mit den dämmernden Stunden dunkle Wolkenschatten Land ahnen lassen. Stunde gleitet auf Stunde dahin. Blasser wird die Glut im Westen. Der See steigt langsam über die Sonne hinweg, und dann ziehen graue Schleier vor die Welt. Nur im Süden türmt klar und groß sich eine Wand. Sie tritt vor uns hin wie eine unüberwindliche Macht. Und allmählich steigt in uns eine Ahnung auf von der Gefahr kommender Stunden. Kein Wort wird darüber verloren, aber wortlos weiß der eine vom andern, wohin die besorgten Gedanken gerichtet sind. Ein wenig Ballast bringt uns in die 500-Meter-Höhe. Stumm starren wir in die unheimliche Wand vor uns, jeder mit dem stockten Gedanken, daß vielleicht doch unsere Besorgnis unbegründet sei.

Da zuckt vor uns ein zackiger Strahl schneidend auf. Und wie um aller Ungewißheit ein schnelles Ende zu machen, jagen in fürchterlicher Glut gleich drei, vier Blitze hinterdrein. Nicht seitwärts etwa, wie wir eben noch hoffen konnten, westlicher oder südlicher, sondern unerbittlich gerade vor uns in unserer Fahrtrichtung. Gegen alles Wetter ist der Ballon gerüstet, aus einem Gewitter aber hat sich ein Freiballon noch nie retten können. Nun bewahre uns der Himmel vor der Katastrophe. Enger und enger umkreist uns das Wetter. Unter uns brodelt der schwarzgewordene Erlesee, groß wie die deutsche Ostsee. Es ist nicht Schrecken, was wir empfinden, nicht Grauen und nicht einmal die, wenn man noch Sinn dafür hätte, geradezu grosske Einsamkeit, sondern nur die Ungeheuerlichkeit, das Ere. Dämonische dieser Situation. Wir dürfen keinen Ballast mehr geben, weil die Reibung des Sandes mit dieser mit Elektrizität überladenen Luft sofort zünden würde. Wir sind wehrlos, wehrlos, wehrlos! Und doch noch begreifen wir das phantastisch Schöne, das über alle Begriffe kaufterisch Schöne. Gelb und rot und blau zucken, jagen, fliehen Flammen aus den Wolken. Bald glüht die ganze Flucht einer Bank rot auf, bald schießt ein Blitz von Wolke zu Wolke. Schlimmer werden die Minuten, schlimmer die Sekunden. Die Hölle aller Höllen bricht um uns auf. Blitz auf Blitz fast nieder. Dann ist alles nur noch ein Meer von Flammen, in dem alles Einzelne vergeht. Und fürchterlich, sind wir taub? Narren uns unsere Sinne? Das ist fast noch das Unheimlichste, ist das, was wir am erschreckendsten begreifen: in all dieser Hölle, in der wir erlebten Entsetzlichkeit dieses Umwetters herrscht unheimliche Stille! Kein Donner zerreißt den Schrecken dieses Schweigens! Leises Knistern nur dringt in unsere Ohren. Aber das ist schlimmer und unerträglicher als der furchtbarste Donner es hätte sein können. Erst später hat man in Fachkreisen diese Merkwürdigkeit damit zu erklären versucht, daß uns der Schall des Donners im Zentrum der Elektrizität nicht erreichen konnte. Nie werde ich das von fahlen Flammen weiße Gesicht meines Bootsleiters vergessen können.

Lange kann nun die Entscheidung nicht mehr dauern. Der Ballon über uns scheint in ein Flammenmeer getaucht. Und so entsetzungsvoll auch dieser Anblick ist, so ist er auch voll solcher Schönheit und Majestät, daß wir fast der eigenen Lage vergessen. Aus schwefelgelben Wänden fließt in ununterbrochener Flut rote Glut, spritzt hinüber und herüber, greift nach oben und nach unten, verbindet über Weltenbrücken Spitzen, wandelt sich in Blau und Grün und durchleuchtet dann mit einem Schlage die ganze unheimliche Tiefe der Wetterwände.

Der Himmel bewahre uns vor der Katastrophe! Wir treiben weiter in das Entsetzen. Der Anblick des Grauens schmerzt in den Augen. Sicherlich werden wir blind sein, wenn wir noch einmal die Erde erreichen können. Aber nun bricht das Entsetzen herein. Gellend reißen die Wolken. Und da! Wie ein langgezogener Schrei bricht der Himmel auf. Blendend schießt ein Bündel von Blitzen aus beiden Wänden und verschwindet nicht mehr. Der Himmel steht offen. In den Ohren pfeift es, die Augen stechen. Flüssige Weißglut umgeben von gelbschwarzen Rändern, fließt auf uns zu. Weiß leuchten unsere Gesichter. Entsetzensvoll starren wir in das Unheil. Die Spannung zerreißt uns! Nimmer sieht uns jeden Preis! Uns trifft nun das Leuchtfeuer im Ballon sich zündet, dies ist nicht mehr zu ertragen. Mechanisch greift die Hand zur Ventilleine. Hinunter, hinunter! Lieber auf die wogende See als länger in dieser Hölle! Aber da bleibt die Hand untätig in der Ungeheuerlichkeit des folgenden Augenblicks. Eine Sekunde lang erscheint alles schwarz. Dann aber bricht der Himmel auf. Lichter brechen millionenfach über uns herein. Die Wolkenballen sprühen wie aus glühenden Kratern. Und dann, und dann ist nichts! Ist nichts! Nur schwarze Schwärze ringsum. Wir wissen, daß wir bei Bestimmung sind, wir hören auch das leise Knistern des Ballonkorbes. Wir sehen die gelbe Kugel des Ballons noch sicher über uns. Aber nicht das beschäftigt uns in diesem Augenblick: es muß noch etwas geschehen, es muß ein Abschluß kommen. Der Himmel schreie, das Entsetzen breche tausendfach über uns herein. Es muß noch etwas geschehen!

Und nichts geschah mehr, wenn nicht ein Wunder. Das Wetter schwieg. Vor uns blieb offene Bahn. Eine zufällige Luftströmung wohl hatte uns aus diesem Hexenkessel gerettet. Weiter im Westen und östlich flammte seht der Himmel und bekuchtet von ferne unsern so furchtbar erkämpften Weg. Wir waren nicht imstande, Worte zu sagen. Lange Zeit blieb das leise Knistern des Korbes das einzige Geräusch, das wir hörten. Dann aber löste sich endlich die lähmende Spannung. Freier atmeten wir auf, und bekreit sogen wir weiter dem Süden zu, zuverschtlicher als je zu glücklicher Fahrt.

Achtundvierzig Stunden später landeten wir im Staate Südkarolina unter den erschrockenen Negern, die noch nie in ihrem schwarzen Leben einen Freiballon gesehen hatten.

Der Landwirt als Feldmesser

Mit vier Abbildungen

Von W. Borchers

In jedem landwirtschaftlichen Betrieb werden gelegentlich Messungen der Flächen von Feld-, Wald- oder Wiesenteilen usw. erforderlich. Soweit es sich dabei um Grenzregelungen handelt, ist die Heranziehung eines vereidigten Feldmessers nicht oder meist nicht zu umgehen. Bei Messungen, die eigenen Zwecken dienen sollen, kann man dagegen sehr schnell und sicher selbst zum Ziele kommen, wenn man die einschlägigen Meßverfahren kennt. Ein grundlinienartiges Aufeinanderlegen kann wohl

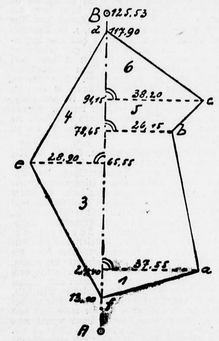


Abbildung 1. Messung und Berechnung eines gradlinig begrenzten Feldteiles (Vieleck).

jeder Landwirt ausmessen. Im praktischen Betrieb sind die zu messenden Flächen aber sehr oft recht unregelmäßig und unzugänglich. Auch nicht zugänglich und die Messung derartiger Pläne bereitet vielen ernstliche Schwierigkeiten.

Zur Durchführung derartiger Messungen bedarf es keiner großen Mittel. Es sind nötig: zwei lange Meßstäbe aus Stahl, eine Anzahl Fluchtstäbe aus Holzstock zum Messen der auf dem Meßband nicht angedeuteten Millimeter und ein kleines Instrument zum Abstecken von rechten Winkeln mit Stock- oder Beinstativ, also eine Winkelkommet, oder ein Winkelspiegel oder ein Winkelprismas. Diese Winkelinstrumente sind gleich gut geeignet und nicht teuer.

Nachstehend sind Beispiele für folgende Messungen und Berechnungen gegeben:

1. Messung und Berechnung eines gradlinig begrenzten Feldteiles (Vieleck).
2. Messung einer Wiese oder dergl., die bogenförmig von einem Wasserlauf begrenzt wird.
3. Ermittelung eines Stück Landes, das einen Teich umschließt.
4. Ermittelung des Flächeninhaltes eines Teiches.

Unser erstes Beispiel wird durch die Skizze in der Abbildung 1 veranschaulicht. Will man eine derartig begrenzte Fläche (Vieleck) ausmessen, so bezeichnet man zunächst die Ecken der Fläche mit Flucht stäben und fertigt sich im Notizbuch eine kleine Skizze an, in der die Seiten und Ecken sämtlich vorgesehen werden müssen. Alsdann stellt man in der Längserstreckung der Fläche eine sogenannte Aufnahmelinie ab (A — B). Mit Hilfe eines der vorgenannten Winkelinstrumente legt man nun sämtliche rechtwinklig auf diese Aufnahmelinie fest. Arbeitet man beispielsweise mit einem Winkelspiegel, so stellt man zunächst das Stativ annähernd lotrecht zum Eckpunkt auf der Aufnahmelinie auf und verschiebt es so lange auf derselben nach rechts oder links, bis sich im Spiegel die Fluchtstäbe A und B mit dem Eckenstab a decken. Benutzt man ein Stockstativ, so gibt der Standpunkt der Stockspitze den Fußpunkt für die Ecke a auf der Aufnahmelinie an. Beim Beinstativ wird der Fußpunkt durch ein zwischen den drei Beinen herabhängendes Lot angezeigt. Nach Festlegung des Fußpunktes für a werden sofort die Entfernungen vom Fußpunkt a nach dem Eckpunkt a und nach A gemessen und die ermittelten Zahlen ebenfalls sofort in der Notizbuchskizze an der richtigen Stelle eingetragen. Auf die gleiche Weise werden auch die übrigen Ecken auf der Aufnahmelinie festgelegt und jeweilig die Entfernungen vom Fußpunkt nach der Ecke und nach A ermittelt. Man mache sich zur Pflicht, jede ermittelte Zahl sofort zu notieren. Man kann sie nämlich im Augenblick vergessen haben und muß dann die betreffende Messung wiederholen. Nach Festlegung aller Ecken und Ermittlung aller Entfernungen ist die Messung im Freien beendet.

Die Berechnung der Fläche nimmt man am besten zu Hause vor. Sie ist sehr einfach durchzuführen. In unserem Beispiel ist das Vieleck, das die Gesamtfläche darstellt, durch die Messung zwangsläufig in sechs kleinere Flächen (Dreiecke und Trapeze) zerlegt worden, die sich einzeln leicht berechnen lassen, da die dazu erforderlichen Zahlen sämtlich bei der Messung erhalten wurden. Für das erste Beispiel sei unter Benutzung der bekannten Formeln nachstehend die Berechnung angegeben.

Dreieck 1 = $\frac{11{,}80 \cdot 37{,}55}{2}$ = 212,15 m²

Trapez 2 = $\frac{37{,}55 + 26{,}15}{2} \cdot 54{,}25$ = 1737,86 m²

Dreieck 3 = $\frac{52{,}45 \cdot 28{,}90}{2}$ = 757,90 m²

Dreieck 4 = $\frac{52{,}35 \cdot 28{,}90}{2}$ = 756,46 m²

Trapez 5 = $\frac{26{,}15 + 38{,}20}{2} \cdot 12{,}50$ = 402,16 m²

Dreieck 6 = $\frac{26{,}75 \cdot 38{,}20}{2}$ = 510,92 m²

Inhalt der gesamten Fläche = 4367,47 m²

Will man die vermessene Fläche aus irgend einem Grunde im richtigen Maßstab zeichnerisch, so hat man sehr einfach wie folgt zu verfahren. Man setzt auf dem Zeichenblatt die Aufnahmelinie A — B vor und legt auf dieser im gewünschten Maßstab von A aus die Entfernungen der bei der Messung gefundenen Fußpunkte der Ecken fest. An Hand der Meßbuchskizze ermittet man so dann auf diesen Punkten Lote, gibt den Loten die entsprechende maßstäbliche Länge und verbindet die

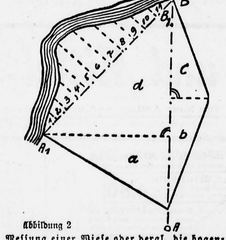


Abbildung 2

Messung einer Wiese oder dergl., die bogenförmig von einem Wasserlauf begrenzt wird.

ermittelten Endpunkte durch Linien. Es erscheint dann das richtige Bild der aufgenommenen Fläche.

In der Praxis hat man nicht immer mit gradlinig begrenzten Flächen zu tun. Nachstehend wird an einem weiteren Beispiel gezeigt, wie bei krummlinig begrenzten Flächen zweckmäßig vorgegangen werden kann. Krummlinig begrenzte Flächen kann man allerdings nur annähernd richtig berechnen. Bei einiger Sorgfalt entspricht aber der annähernd ermittelte Inhalt der Fläche fast vollständig dem tatsächlichen. Es soll eine Wiese aufgenommen werden, die zum Teil durch einen Wasserlauf krummlinig begrenzt wird. (Vergleiche die Skizze in der Abbildung 2.) In diesem Falle sowie auch in ähnlichen Fällen empfiehlt sich das folgende Verfahren durchzuführen. Man steckt diesmal zwei Aufnahmelinien ab und zentrennt zunächst durch die Aufnahmelinien A 1 bis B 1 die ganze Fläche in zwei Teile. Der krummlinig begrenzte Teil wird vermessen, indem man von der Linie A 1 bis B 1 aus zahlreiche Punkte des

Abbildung 3. Ermittelung eines Stück Land das einen Teich umschließt

Ufergandes rechtwinklig aufsuchtet und auf der Linie A1 bis B1 festlegt. Je krummer das Ufer, oder in andern Fällen die Grenze überhaupt verläuft, um so mehr Punkte müssen festgelegt werden, um so mehr kleine Flächen erhält man und um so genauer wird die Messung. In unserem Beispiel erhalten wir elf kleine Flächen (Dreiecke und Trapeze), die sich wiederum sehr leicht im einzeln berechnen lassen. Weil wir die krummen Seiten dieser kleinen Flächen als gerade annehmen müssen, wird das Endresultat nur annähernd richtig.

Die gradlinig begrenzte Fläche wird mit Hilfe der Aufnahmelinie A bis B vermessen, wie es in dem ersten Beispiel ausführlich beschrieben wurde. Die kleinen Einzelflächen ergibt die Gesamtfläche. Auch dieses Verfahren ist sehr einfach und von jedem Landwirt anzuwenden.

Besonders schwierig dünkt manchem die Ermittlung einer Teichfläche oder eines Stück

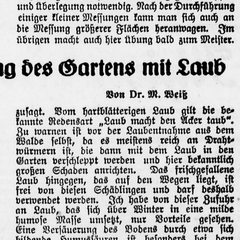


Abbildung 4. Ermittelung des Flächeninhalts eines Teiches

Landes, das einen Teich einschließt, weil das Innere des Teiches unzugänglich ist. Aber auch solche Messung bietet nichts Schwieriges. In der Skizze der Abbildung 3 liegt ein Teich in einem Plan, der ein Vieleck bildet. Man legt hier die Aufnahmelinie A bis B so durch die Fläche, daß man, ohne durch den Teich gehindert zu sein, sämtliche Ecken anschichten und mit dem Meßband erreichen kann. Ist das nicht möglich, selbst wenn man die Aufnahmelinie, die ja nicht immer Diagonale in der Fläche zu sein braucht, mehrmals verlegt, so steckt man einfach, wie beim Beispiel 2, eine weitere Aufnahmelinie vor. Mit zwei Aufnahmelinien erreicht man bestimmt alle Ecken. Im unserem Beispiel sei alles gemessen. Es wird nun zunächst auf die bei Beispiel 1 beschriebene Weise die ganze Fläche vermessen und der Inhalt berechnet, der sich aus dem Inhalt der Einzelflächen 1 bis 7 zusammensetzt. Dann zerlegt man die Teilfläche 4, die den Teich einschließt, durch rechtwinkliges Anschichten und Festlegen zahlreicher Uferpunkte auf die Hilfsaufnahmelinien darstellenden Seiten der Fläche 4 in zahlreiche Rechtecke, Trapeze und Dreiecke. Die Summe der Inhalte dieser kleinen Flächen wird vom Inhalt der Fläche 4 abgezogen. Danach bleibt der Teichinhalt übrig. Diesen zieht man vom Inhalt der Gesamtfläche ab und man erhält dann den wirklichen Anteil festen Landes an der Gesamtfläche.

Bei der Vermessung der Fläche 4 ist wichtig, daß man die Notizbuchskizze so deutlich wie möglich anfertigt, damit Irrtümer ausgeschlossen sind.

Will man lediglich den Flächeninhalt eines Teiches, einer Sand- oder Lehmgrube ermitteln, so steckt man um den Teich oder die Grube herum mit Hilfe des Winkelinstrumentes ein Rechteck ab. (Siehe Abbildung 4.) Darauf verfährt man das Teichufer oder den Grubenrand mit Punkten (Fluchtstäbe aufstellen) und legt diese wie üblich mit dem Winkelinstrument auf die Seiten des großen Rechteckes rechtwinklig fest. Dabei entstehen zahlreiche kleine Flächen, deren Inhalte leicht zu errechnen sind. Zieht man die Summe der kleinen Flächeninhalte vom Inhalt des großen Rechteckes ab, so bleibt der Flächeninhalt des Teiches oder der Grube übrig.

Alle diese Messungen bieten tatsächlich nichts Schwieriges. Es ist nur ein wenig Ruhe, Sorgfalt und Ueberlegung notwendig. Nach der Durchführung einiger kleiner Messungen kann man sich auch an die Messung größerer Flächen heranwagen. Im übrigen macht auch hier Übung bald zum Meister.

Ueber die Winterdüngung des Gartens mit Laub und Kunstdung

Von Dr. M. Weiß

Der Boden meines Obst- und Gemüsegartens ist ein durchlässiger Lehmboden, der mit vielen kleinen Kalksteinen (Wellenkalkgerölle) durchsetzt ist und deshalb auch kalkreich ist. Zunächst erhält nach beendeter Ernte das Kartoffel- und Gemüseland, soweit es nicht mit Stallmist und Kompost gedüngt worden ist, eine reiche Zufuhr von weichblätterigem Laub, besonders von Linden und Ahorn, das mit in genügender Menge aus der Nachbarschaft und von den Wegen des angrenzenden Waldes zur Verfügung steht. Hartblätteriges Laub hingegen, wie das von Buchen und Eichen, ist weniger zur Düngung zu empfehlen, da es sich im Boden schwerer zersetzt. Eichenlaub enthält überdies Gerbsäure, die nicht allen Pflanzen zusagt. Vom hartblätterigen Laub gilt die bekannte Redensart „Laub macht den Acker taub". Zu warnen ist vor der Laubentnahme aus dem Walde selbst, da es meistens reich an Drahtwürmern ist, die dann mit dem Laub in den Garten verschleppt werden und hier bekanntlich großen Schaden anrichten. Das frischgefallene Laub hingegen, das auf den Wegen liegt, ist frei von diesen Schädlingen und darf deshalb bedenkenlos verwendet werden. Ich habe von dieser Zufuhr an Laub, das sich über Winter in eine milde humose Masse umsetzt, nur Vorteile gesehen. Eine Versäuerung des Bodens durch etwa sich bildende Humussäuren ist besonders bei dem ausreichenden Kalkgehalt des Bodens nicht zu

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Jeder Bezieher kann jede Frage stellen, die sich landwirtschaftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn

Die Schriftleitung

Frage: Fuchsstute leidet an spröden Hufen. Es handelt sich um eine belgische Fuchsstute, die sechs Jahre alt ist. Trotzdem ich jeden Tag die Hufe wasche und einfette und mit Kuhmist und Lehm einschlage, ist eine Besserung nicht eingetreten. Ich fütterte täglich 10 kg Hafer und gutes Heu. Da ich das Pferd nicht gern abschaffen will, bitte ich um Angabe, wie ich sonst noch die Hufe behandeln kann.

R. St. in N.

Antwort: Spröde Hufe finden sich nicht selten angeboren bei edlen Pferden. Sie entstehen aber auch durch anhaltende Trockenheit und wiederholtes Aufweichen ohne Einfettung. Die von Ihnen in Anwendung gebrachte Behandlung ist richtig, nur ist es fraglich, ob die Lehmumschläge auf die Dauer angewendet werden dürfen. Das Einfetten ist fortzusetzen, und zwar mit leicht flüssigem, tierischem Fett (Butter, Schmalz). Durch Erfolg eines Teiles des Hafers durch Rückhaferschrot wird die Futterration eiweißreicher und das Hornwachstum gefördert. R.

Frage: Schweineimpfung gegen Rotlauf. Zwei gesunde Schweine (Pölke) möchte ich impfen lassen, da ich sehr die Rotlaufseuche befürchte. Hat es nun einen Zweck, die Schweine impfen zu lassen, und wie alt müssen die Tiere sein?

W. B. in S.

Antwort: Die Impfung der Schweine gegen Rotlauf ist als sicherster Schutz gegen diese Krankheit anzusehen. Am zweckmäßigsten werden die Ferkel im Alter von drei Monaten geimpft, wodurch sie einen Schutz bis zur Schlachtreife verliehen bekommen. Eine wesentliche frühere Impfung der Ferkel ist nicht erforderlich, da die Ferkel in der Regel bis zu einem Vierteljahr einen angeborenen Schutz gegen Rotlauf besitzen. Die Schutzdauer wird bei der einfachen Simultanimpfung, d. h. Impfung mit Rotlaufserum und -kultur, auf ein halbes Jahr geschätzt und kann auf ein Jahr verlängert werden durch eine weitere Kulturimpfung, zehn bis vierzehn Tage nach der ersten Impfung. Die Impfung der beiden Schweine wird daher dringend empfohlen. R.

Frage: Apfelwein hat schlechten Nachgeschmack. Ich habe Apfelmost angesetzt und unter Zusatz von Bierhefe vergären lassen. Der Wein klärte sich jedoch nicht vollends, es stiegen auch nach abgeschlossener Gärung und nach der Umfüllung noch kleine Bläschen auf. Der Wein hat einen bitteren, herben Nachgeschmack und eignet sich dadurch nicht zum Trinken. Was fehlt dem Wein und was ist zu tun, um ein wohlschmeckendes Getränk zu erhalten.

W. O. in R.

Antwort: Die Probe zeigte verschiedene Fehler, einen unsiffen Geruch, krogenden Nachgeschmack, dabei etwas Stichigkeit. Auch scheint der Wein mit Metall in Berührung gekommen zu sein. Wir raten

bestreichen, da hier die Säuren sofort neutralisiert werden. Der Boden erhält durch das Laub eine dunkle Färbung und einen schönen garen Zustand. Bodengare ist aber die Vorbedingung aller Fruchtbarkeit.

Ist nun alles Land mit Laub versorgt, dann wird es mit der Grabgabel umgegraben und dabei wird das Laub mit untergebracht. Das gestürzte Land erhält darauf sofort eine Thomasmehl-Kalidüngung, und zwar auf das Ar 4 kg Thomasmehl und 2 bis 3 kg 40prozentiges Kalisalz, die reichtragenden Obstbäume erhalten im Umgang der Baumkrone auf ihre Fläche die doppelte Menge an Kunstdünger.

Phosphorsäure und Kali werden vom Boden festgehalten. Es geht nichts davon verloren. Damit aber diese für die Pflanzen unangenehmen Chlorsalze über Winter ausgewaschen werden — befördert die Kartoffel ist für sie sehr empfindlich — ist es geraten, diese Düngung möglichst frühzeitig schon gleich nach der Ernte oder über Winter vorzunehmen. Ein Erfolg dieser Düngung macht sich nicht immer gleich im ersten Anbaujahre bemerkbar, sondern bei alljährlicher Wiederholung erst im zweiten oder dritten Anbaujahre. Immer unter der Voraussetzung, daß der Boden genügend Humus enthält und gar geworden ist. Dazu trägt aber die einfache und leicht durchführbare Laubdüngung viel bei.

Wer nach dem Unterdringen noch mehr tun will, mag den Kunstdünger flach einharken. Dabei muß aber die Harke (Rechen) ähnlich wie eine Hacke geführt werden. Sie darf nicht hin- und herzerren werden, weil dadurch der Dünger ungleichmäßig verteilt, von einigen Stellen fort gezogen und dafür an anderen doppelt angehäuft wird. So tritt der Garten in den Winter.

Im Frühjahr erfolgt das Umgraben gleichfalls mit der Grabgabel. Bei dieser Art von Bearbeitung und Düngung habe ich beobachtet, daß nicht bloß der Ertrag erheblich entstieg, sondern daß auch das Obst viel weniger vom Schorf (Fruchtkalchium) als früher befallen war. Erklärlich ist das schon. Jede reichlich und richtig ernährte und gepflegte Kulturpflanze ist widerstandsfähiger gegen Krankheit als eine im Zustande der Unterernährung befindliche und auf ungaren Boden.

Sollte ein Gartenbesitzer im Herbst Umgraben und Düngung mit Mist, Kompost und Laub versäumt haben, kann er das Unterlassene über Winter bei offenem, nicht gefrorenem Boden noch nachholen. Je eher es aber geschieht, desto besser ist es schon. Es ist ein großer Fehler, den Garten über Winter ungegraben und ungedüngt liegen zu lassen.

Gefieder- und Fußpflege der Stubenvögel

Von Professor Dr. Zehringer

Es macht einen schlechten Eindruck, wenn Ihr Vogel nicht tadellos im Gefieder ist. Wie draußen in der Natur muß der Kerl ausgehen. Sie werden es gleich, wenn etwas nicht in Ordnung ist. Ausgepluſtertes Gefieder ist meiſt ein Zeichen von Krankheit. Der Vogel ſieht dann ungeheuer dick aus, iſt aber vielleicht ganz mager. Es iſt immer ſchwer, aus der Ferne Krankheiten zu beurteilen und zu heilen. Man muß täglich die zwei Hauptkennzeichen muſtern: Der Vogel muß klare Augen und glattanliegendes, tadelloſes Gefieder haben. Aber nicht immer iſt eine innere Krankheit Urſache des unregelmäßigen Gefieders. Oft kommen auch noch äußere Urſachen dazu, das ſind Schmarotzer, die als Blutſauger den Vogel beläſtigen oder die Federn zerſtören. Sie veranlaſſen den Vogel, viel in ſeinem Gefieder herumzuknabbern. Er wird unruhig, bekommt kahle Stellen und macht bald den Eindruck eines wirklich kranken Vogels. Auch hier gilt, wie überall, der alte Satz: „Vorbeugen iſt beſſer als heilen.“ Bei peinlicher Sauberkeit kommen dieſe Milben und andere Schmarotzer hoch. Wie die Wanzen den Menſchen meiſt nur nachts überfallen, ſo quälen auch die Milben den Vogel nur des Nachts. Am Morgen ziehen ſie ſich in ihre Schlupfwinkel zurück. Ganz laſſen ſich auch dem beſten Käfig ſolche Plätze nicht vermeiden; denn irgendwo an den Sitzſtangen gibt es einige Stellen, wo dieſe winzigen Blutgeſellen ſich einniſten können. Vielleicht war die frühere Art und Weiſe der Milbenbekämpfung gar nicht ſo dumm. Man wählte hohle Holunderſtangen als Sitzgelegenheit, die von den Milben ſofort als Schlupfwinkel angenommen wurden. Sobald man Milben bemerkte, nahm man dieſe Stangen ſorgfältig heraus, verbrannte ſie ſamt den Milben und erſetzte ſie durch neue. Die Anweſenheit vieler Milben merkt man ja bald an dem Benehmen und Ausſehen des Vogels. Aber auch wenige kann man mit guten Augen feſtſtellen. Kleine weißlichgraue Punkte am Käfig zeigen den Vorhandenſein dieſer kleinen Quälgeiſter an, beſonders an den Stellen, wo die Sitzſtangen mit dem Käfig in Verbindung ſind. Das iſt der Milbenkot. Bei genauer Durchſicht des Käfigs findet man dann auch Milben und noch an anderen Stellen dieſe verräteriſchen Pünktchen. Dann heißt es ſchnell handeln, bevor der Vogel allzuſehr durch dieſe Blutſauger geſchwächt iſt. Man ſetzt den Vogel in einen Reſervekäfig; es genügt meiſt ein kleiner Transportkäfig hierfür. Den vermilbten Käfig kratzt man mit allem Zubehör für kurze Zeit in kochendes Sodawaſſer. Nach dem Abtrocknen kann man den Vogel ſofort wieder zurückſetzen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dies am Tage ausführt, nicht etwa abends oder nachts, wenn die Milben am ſtärkſten ſaugen.

Vogel ſind. Trotzdem iſt es für alle Fälle gut, nach einiger Zeit die Reinigung zu wiederholen, für den Fall, daß doch noch Milben am Vogel waren. Es iſt gut, wenn man Käfige hat, die dieſe Prozedur gut vertragen. Bei großen, ſogenannten Flugkäfigen, läßt ſich dies natürlich nicht anwenden. Hier muß man mit gaſförmigen Mitteln arbeiten, wozu ſich das in Apotheken oder Drogerien erhältliche Sineps eignet, das ſich auch gut mit Waſſer verdünnen läßt. Mit einer ſolchen Löſung beſtreicht man die Stellen des Käfigs, die ſich durch Milbenkot als beſondere Schlupfwinkel erweiſen. Man kann auch Petroleum verwenden. Es braucht wohl nicht beſonders betont zu werden, daß man den Vogel vorher herausfängt; man muß ihn ſo lange im Reſervekäfig behalten, bis auch der Geruch dem gereinigten Käfig nicht mehr anhaftet. Man verbrennt natürlich alle alte Sitzſtangen und erſetzt ſie durch neue.

Überhaupt iſt auch aus anderen Gründen eine Erneuerung der Sitzſtangen empfehlenswert. Selbſt weiche Hölzer, wie Holunder und Weiden, werden nach kurzer Zeit trocken und hart und ſind für den empfindlichen Vogelfuß ungeſund. Wenn man alſo die Erneuerung etwa alle 14 Tage vornimmt, bleibt man dem Vogel die natürlichſte und geſündeſte Sitzgelegenheit. Dann braucht man auch keine Milbenjäger und ſonſtigen künſtlichen Sitzgelegenheiten. Geſchwiſterſtändlich iſt es wichtig, daß die Sitzſtangen überhaupt ſo angebracht ſind, daß der Vogel von oben herab niemals eine untere Sitzſtange beſchmutzen kann. So groß ſollte eben jeder Käfig ſein, daß dies nicht vorkommen kann. Es iſt eine notwendige Bedingung, jedem Vogel genügend Badegelegenheit zu geben, was für die Reinhaltung des Gefieders ſowie der Füße dringend notwendig iſt. Einſtellung auf Krämpfen zurückzuführen ſind, werden ſorgfältig mit Perubalſam beſtrichen.

Wer ſich noch genauer über die Haltung und Pflege der Stubenvögel unterrichten will, dem ſei die im Verlag von J. Neumann-Neudamm erſchienene Broſchüre „Prof. Dr. Zehringer: Vogelpflege“, Preis 1 RM, empfohlen.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Saatzeit für Wintergetreide. In erſter Linie wird die Saatzeit durch das Klima des betreffenden Ortes beſtimmt, ſo zwar, daß, je rauher die Lage iſt, deſto früher die Saat erfolgen muß, damit ſich die Pflanzen noch genügend kräftigen und beſtocken können, bevor die eintretende Winterkälte dem Wachstum Stillſtand gebietet. Die im Laufe der Jahre gemachten Erfahrungen werden für den einen jeden Landwirt noch genauer den Zeitpunkt beſtimmen, der für ihn am günſtigſten zur Ausſaat des Winterweizens iſt. Die intenſivere Kultur hat ja vielfach heute einen Zuſtand geſchaffen, der eine etwas ſpätere Saat geſtattet, zudem die neueren Sorten infolge des Hochzuchtverfahrens eine ſchnellere Entwicklung zeigen. Auch die moderne Fruchtfolge bringt es mit ſich, daß der Anbau des Winterweizens manchmal noch ſehr ſpät erfolgen muß, da die Ernte der Vorfrucht ſich zu weit hinausgiebt. In ſolchen Fällen ſucht man wohl der ſpäten Saat durch eine ſtärkere Düngung nachzuhelfen und damit einen günſtigen Ausgleich der Verhältniſſe zu ſchaffen, immer aber iſt das Riſiko eines Fehlſchlages dabei gegeben und der Landwirt muß empfindlichem Schaden bedroht. Wenn er alſo die frühere Saat irgendwie möglich machen kann, ſo ſollte er es unbedingt auch tun, denn dieſen, Sie verbürgt ihm die Sicherheit des Ertrages, hilft ihm aber auch ſparen an Saatgut und Dünger. Ganz beſonders auffallend treten die feſtgenannten Punkte beim Anbau von Weizen zutage. Man wird auf ein Hektar Anbaufläche etwa 30 kg an Saatgut und 50 kg Stickſtoff-Dünger ſparen, wenn in beiden Fällen die je zehn Mark Einſparung beträgt, ſo daß dieſe ſinnfällig die Summe von zwanzig Mark bedeutet, ein Betrag, der ſicherlich der heutigen Notzeit nicht zu unterſchätzen iſt. Ml.

Winke beim Tränken und Füttern der Pferde. Beim Füttern unſerer Pferde kommt es nicht nur darauf an, was man füttert“, ſondern auch „wie man füttert“. Hier werden noch viele Fehler gemacht! Wichtig ſind u. a. die Fragen: Wann und wie reicht man den Pferden den Hafer? Wann und wie wird getränkt? Die Pferde ſollen bekanntlich abgeſtandenes Waſſer mehr als friſches Quellwaſſer, was ſchon daraus zu erſehen iſt, daß ſie mit Vorliebe Waſſer von Flüſſen und Seen trinken. Allzu kaltes Leitungswaſſer kann leicht ſehr ſchädlich wirken, beſonders wenn die Pferde erhitzt von der Arbeit nach Hauſe kommen und dann gierig ſolches trinken. Es empfiehlt ſich deshalb, ſtets beim Verlaſſen des Stalles Waſſer in Eimern oder Kübeln für die kommende Mahlzeit bereitzuſtellen, damit dies dann in der Zwiſchenzeit temperiert wird. Ein allzu haſtiges Trinken kann man auch noch vermeiden, wenn man in den Eimer eine Handvoll Häckſel in das Waſſer wirft oder mit einer Hand ſtets im Waſſer plätſchert, wodurch die Tiere beim Trinken mehr oder weniger geſtört werden. Im allgemeinen empfiehlt es ſich, den Pferden vor den Hafern etwas Waſſer zu reichen, denn ſie freſſen nachher beſſer. Die erſte Futtergabe beſteht meiſt aus den Futterreſten der letzten Mahlzeit, denen man eventuell etwas friſchen Häckſel zuſetzt. Da die Pferde zuerſt meiſt recht hungrig ſind, freſſen ſie das erſte Futter auch ohne Hafer. Dieſen ſetzt man dann in geſteigerten Rationen den nächſten Futtergaben zu. Die Hauptmenge des Hafers wird alſo zuletzt im Futter gereicht; darauf iſt unbedingt zu achten, denn infolge der Eigenart des Pferdemagens bleibt das zuletzt gereichte Futter am längſten in demſelben und wird deshalb auch am beſten ausgenutzt. Hafer ſtets als ganze Körner geben, damit die Tiere gezwungen werden, dieſen einzuſpeicheln.

Dr. P. L.

Kennzeichnung der Junghennen. Bevor die Junghennen mit Legen einſetzen und ihre Unterſcheidung von den Alten eventuell Schwierigkeiten machen könnte, ſind ſie unbedingt durch Anlegen eines Fußringes zu kennzeichnen. Ein einfacher Spiralring, bei dem man für jedes Jahr eine beſtimmte Farbe wählt, genügt hierin allgemeinen zu dieſer Art der Kennzeichnung. Man darf nur nicht vergeſſen, die betreffende Farbe und den Jahrgang aufzuſchreiben, damit man im darauffolgenden Jahre nicht den falſchen Jahrgang abſchafft. Bei Verwendung von numerierten Fußringen, die die Jahreszahl enthalten, erübrigt ſich das. Dr. Ml.

Mohrrüben im Herbſt ausſäen. Um ſchon im Mai/Juni eine Mohrrübenernte zu erzielen, muß im Herbſt, und zwar an froſtfreien Novembertagen, geſät werden. Nach meiner Erfahrung zeichnen ſich gerade die im Herbſt ausgeſäten Mohrrüben durch ihren beſonders feinen und ſüßen Geſchmack aus. Am beſten eignen ſich frühe Sorten, z. B. Dunwicker rote ſtumpfe und Frankfurter halblange dunkelrote. Die Saat wird auf gut gedüngten Beeten vorgenommen. Friſcher Dünger darf nicht verabfolgt werden. Man kann breitwürfig oder in Reihen ſäen. In letzterem Falle ſind die Reihen 20 cm, in erſterem 10 cm, die Saattiefe beträgt 3 cm. Es iſt notwendig, daß die Beete feſt angeklopft werden. Anfang März ſind die Beete zu lockern und die jungen Pflänzchen auf etwa 6 bis 10 cm zu verziehen.

M. L.

Gespickte Hammelkoteletten. Gericht für vier Perſonen. Zutaten: Vier ſchöne Hammelkoteletten, 25 g geräucherter Speck, drei Eßlöffel Butter, eine Handvoll feingewiegte Peterſilie, Zwiebel und Zitronenſchale, ¼ Liter Brühe aus einem Würfel Fleiſchbrühmürfel hergeſtellt, ein gehäufter Kaffeelöffel Mehl, nach Belieben zwei blättrig geſchnittene Eſſiggurken, Salz und Pfeffer. Zubereitung: Man entfernt von den Koteletten alles Fett und ſpickt ſie mit feinen Speckſtäben drei- bis viermal durch, ſalzt und pfeffert ſie mäßig. Die Butter läßt man in einer Kaſſerolle heiß werden, gibt die Koteletten hinein und dünſtet ſie mit einer Handvoll feingeriebener Peterſilie, Zwiebel und Zitronenſchale unter öfterem Zugeben von Fleiſchbrühe, bis ſie weich ſind und Farbe angenommen haben. Dann nimmt man die Koteletten heraus, gibt etwas Mehl an den Saft, röſtet dies gut ab, gießt mit etwas Brühe auf und gibt dieſe Soße über die Koteletten. Man kann auch zwei feinblätterig geſchnittene Eſſiggurken mitdünſten.

S. M.

Apfelſpeiſe in der Form gebacken. Zu dieſer Apfelſpeiſe miſcht man 250 g Mehl mit einem Teelöffel Salz, ſchlägt zwei Eier mit einem Eßlöffel Milch und rührt die Milch dann unter das Mehl. Der Teig muß dann ungefähr eine Stunde ſtehen bleiben, damit das Mehl quellen kann. Inzwiſchen ſchält man 1½ kg Äpfel, ſchneidet ſie in Stückchen, ſchmort ſie mit 150 g Zucker in 40 g Butter, bis ſie ziemlich weich ſind, tut die Äpfel dann in eine mit Butter ausgeſtrichene Form, rührt den Teig noch einmal kräftig durch und gießt ihn über die Äpfel in die Form. Man ſtellt die Speiſe dann in ziemlich ſtarker Ofenwärme, ſtürzt ſie und überſtreut ſie vor dem Anrichten mit Streuzucker. Die Apfelſpeiſe iſt ſechs Perſonen berechnet.

Frau M. R.-B.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inseratenwerbung. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Reelles Heiratsgesuch

Kath. Gast- u. Landwirtstochter, 27 J. alt, in allen Zweigen des Hausbalts u. Geſchäfts ausgebildet, mit tadellos. Vergangenheit, guten Mödel- u. Wäſcheausſteuer und einigen 1000 RM in bar, wünſcht die Bekanntſchaft eines tüchtigen, ſolid. Geſchäftsmannes oder Beamten zwecks ſpäterer Heirat. Gefl. Zuſchriften unt. Nr. W. B. 1868 „Der 7. Tag“, Paderborn, Verſchwiegenheit Ehrenſache.

Heirat

Landwirt, kath., 34 J., 100 Mg. Landwirtſchaft, ſucht bedarfsfreudige und tüchtige, beſt Landwirtstochter, nicht unter 25 J., zwecks

Heirat

Ang. v. Nr. W. B. 8581 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Heirat

Suche für Verwandte, Anf. Dez., Größe 1,75, blond, beſcheiden in Dienſtverhältnis, Eigenvermögen für Anſtoßener vorhand. Off. (mit Bild) unt. Glück im Winkel“ an die Geſchäftsſtelle Rappeneder, Bielefeld, Klosterplatz, Diskretion Ehrenſ.

Reell

Fräul. Anf. 30, ſtattl. Erſcheinung, ausſteuer, Geſchäftskenntniſſe wünſcht

Bekanntſchaft

mit ſolid., kath., aus ſehenl. Herrn, in ſich. Stellung. Vollſtänd. Einrichtung u. einige 100 M. vorhanden. Ang. unt. Nr. W. B. 1017 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Ig. Mädchen, 30 J., kath., bietet nicht, leidem Mann (Rele. u. Bautiſchler) im Alter von 30 bis 35 J. m. etwas Vermögen baldige

Einheirat

in gutgehende Tiſchlerei. Eigenes Bekenntnis, Anzahle unt. Nr. W. B. 1868 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Geblobter, hilfsbereiter Landwirt mit ſolid., einwandfreier Vergangenheit, vorbehaltlos. Denk., mit gleichen Tugenden und etwa gleichem Vermögen wünſcht Bekanntſchaft einer Dame im Alter von 25 bis 30 J. zwecks

Heirat

Ang. u. Nr. Ez 110 an „Der 7. Tag“, Paderborn.

Erfolgreich

wird auch für Sie eine Anzeige in dieſer Zeitung ſein

Heirat

Jung. Mann, kath., 33 Jahre alt, in guter, feſter Stellung, des Lebens müde, ſucht Damenbekanntſchaft paſſenden Alters zwecks

Heirat

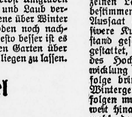
Ang. v. MG. 106 befördert die Geſchäft. **Jos. Eilers, Magdeburg,** Wrakenſtr. 34

Einfaches, fleißiges, kinderfreies, kathol. Mädchen wünſcht ehrl., fleiß., ſparſamen, kath. Beamten, im Alter von 35—40 Jahr., zwecks

Heirat

kennen zu lernen. Gutrieht. Zuſchr. u. Nr. S8. 1215 „Der 7. Tag“, Paderborn

120 N. Delik.-Salzfetther., Tfftg. Dauerware! Frei Haus m. Verpckg. nur 4,15 M 1 m 200: 9½ 5. 500: 15 Mk. frko. Degener's Fisch-Exp., Swinemünde 10.



Arterienverkalkung

Ihre Vorboten und Begleiterscheinungen wie: hoher Blutdruck, Atemnot, Schwindelanfälle, Herzbeschwerden, Schlaflosigkeit, Gicht, Rheuma bekämpfen Sie durch

„Radiosclerin“ (Wz. Nr. 319844.

die seit Jahren bewährten raumhaltigen Brunnen-Tabletten (mit kontrollierbarem Jodgehalt). Nach Gutachten erster med. Autoritäten bewirkt reines Raumsalz Entkalkung der Gefäße und damit eine bessere Blutzirkulation, sowie normale Funktion der lebenswichtigen Organe, besonders des Drüsensystems und Wiederherstellung gesunder und körperlicher Frische. **Achtung! Ermäßigte Preise!** Orig.-Röhre mit 18 Tab. Mk. 2.25. Orig.-Packg. mit 5 Röhren Mk. 9.90. Orig.-Packg. mit 10 Röhren Mk. 18.—

Zu haben in allen Apotheken

Literatur mit ärztlichen Gutachten, klinischen Berichten und Probe-Tabletten kostenlos durch: Radiosclerin-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 68/115

Ist Mittagsschlaf gefährlich?

Sie können sich ruhig ein Schläfchen gönnen, ohne es mit einer Gewichtszunahme büßen zu müssen. Aber trinken Sie Dr. Ernst Richters Fruchtsäftekräutertee, den kraftspendenden Schlankheits- und Gesundheitstee. Er schmeckt gut, erfriecht das Blut u. bringt das träge Fett zum Schwinden. Sie nehmen langsam ab und bleiben gesundwidig, jung und frisch dabei. Packung M. 1.85, Kurpackg. M. 9.—, extrastarke M. 2.85 und 11.25. In allen Apotheken

Dr. Ernst Richter's Fronstocks-Kräutertee

„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate München 3 W Gülistraße 7

Backe selbst

denn es lohnt sich für jeden Haushalt, aber nur im „Miele Sparbackofen“ mit gewölbten Backraumen, leichte Handhabung, größte Sauberkeitsgrad. Niedrige Preise. Günstige Zahlungsweise. Prospekte und Beratung, auch über Fleischräucherschränke

Ofenfabrik Tritschler, Nordwalde (West.)
Ofenfabrik Tritschler, Göttingen (Hann.)

Rundfunkprogramme

vom 18. bis 24. September 1932

Langenberg

Gleichbleibende Wettlags-Vortragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7 u. 8: Wetter. Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen. Zeit. Wasserstand. ● 12: Konzert. ● 12.50: Wetter. Meldungen. Zeit. ● 13: Konzert. ● 14.30: Kunterbunt für jung und alt. ● 15.30: Wirtſchaftsberichte. Zeit ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Nachrichten. ● 18.45: Wetter. Zeit. Wirtſchaftsberichte. Sport (Mo. 18.50). ● 19.55: Meldungen (außer Di. u. Do.). ● 22.05: Meldungen. Sport (Mi 22.20).

Sonntag, 18. September

7.00: Choral: Ein feſte Burg iſt unſer Gott.
7.03: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtſchaftliche Rundſchau
9.00: Gedanke aus der Trinitatisfeier.
9.05: Evangeliſche Morgenfeier. Anſprache: Pfarrer Schallenberg.
11.00: F. Worm: Wert und Ehre deutſcher Sprache.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Bringet dem Herrn Ehre ſeines Namens.
12.05: Dr. Braun: Rückkehr zur Heimat.
12.20: Dr. Hälling: Waldmuſik und Musik.
12.40: H. Ebert: Muſik der Wache.
13.00: Mittagskonzert. Leitung: Wolf. Werke von Blankenburg, Kalmann, Huber, Lincke, Lincke, D. Strauß, Lehar u. a.
14.30: Schachfunk.
14.50: Dipl.-Landwirt Alt: Der Hund und ſeine Zucht.
15.20: Für den Landwirt.
15.50: H. Magka: Wie der Schmitze Will ſingem Fründ Mitter Andohn. Grötze Dauerheiterkeit. Allerdrige Preise. Günſtige Zahlungsweiſe. Prospekte und Beſtellung, auch über Fleiſchräucherſchränke.

Ofenfabrik Tritschler, Nordwalde (West.)
Ofenfabrik Tritschler, Göttingen (Hann.)

Bedingungen: Ohne Anzahlung. Bis 24 Monatsraten. Kein Zinsaufschlag. Kein Risiko. Kein Bürgen. Kein Wechsel. Kein Protest. Kein Gerichtsstand. Kein Verlust. Kein Ärger. Kein Mahnen. Kein Kündigen. Kein Pfändungsrecht. Kein Zwangsverkauf. Kein Zwangsvollstreckungsrecht. Kein Zwangsvollstreckungsrecht. Kein Zwangsvollstreckungsrecht

Eine Seite Kurzweil

Kalter Kaffee

Von Jo Hanns Rösler

Bruno Braun ist ein kleiner, bescheidener Mensch, Bruno Braun sitzt am liebsten im Winkel. Bruno Braun spricht nur, wenn er gefragt wird. Bruno Braun ist dankbar für jeden Händedruck. Und dabei ist Bruno Braun ein Mann, auf dessen Stimme es ankommt, der wichtige Entscheidungen und Beziehungen hat, mit dem es sich niemand verderben würde. Aber Bruno Braun ist so bescheiden, daß seine Bescheidenheit schon beinahe unbescheiden ist.

Eines Tages war Bruno Braun auf Besuch. „Darf ich Ihnen etwas anbieten?", fragte die Hausfrau freundlich.

Bruno Braun sagte bescheiden:

„Eigentlich ist es nicht nötig. Aber wenn Sie zufälligerweise ein wenig kalten Kaffee im Hause hätten — —"

***

Die Hausfrau war schon in der Küche. Natürlich hatte sie keinen kalten Kaffee im Hause. Sie hatte überhaupt keinen Kaffee im Hause. Sie nahm ihr Wirtschaftsgeld, eilte die vier Treppen hinunter, kaufte Kaffee vom Besten, eilte die vier Treppen wieder hinauf, zündete das Gas an, stellte Wasser auf, brachte atemlos die Kaffeemühle, goß kochendes Wasser über den Kaffee, ließ den Kaffee ziehen, kühlte ihn kalt, goß ihn von einem Topf in den anderen, spülte den leeren Topf unter der laufenden Wasserleitung inzwischen kalt aus, sprang die vier Treppen wieder hinunter, kaufte acht Straßen weiter einen Block Eis, schleppte den Block Eis die acht Straßen und die vier Treppen in ihre Wohnung, kletterte auf den Boden, holte die Axt, zerschlug das Eis, ließ den heißen Kaffee über das Eis laufen, goß den Kaffee von einem Topf in den anderen, schwenkte den leeren Topf inzwischen mit Eis aus, stellte die Kaffeekanne, die Kaffeetasse, die Kaffeeuntertasse mit Eis aus, goß den Kaffee nochmals von einem Topf in den anderen, ließ den Kaffee nochmals über Eis laufen. Endlich war der Kaffee kalt. Endlich konnte sie Bruno Braun die gewünschte Tasse kalten Kaffee bringen. In der Küche standen achtzehn eingemachte Töpfe, zweiundzwanzig Schalen und Schüsseln mit Eiswasser und Kaffeeresten, sieben nasse Lappen, acht bekleckerte Schürzen, Strümpfe, Schuhe und Blusen, der Fußboden schwamm von Eis, Wasser und Kaffee. Aber jetzt war der Kaffee kalt.

***

Bruno Braun saß auf dem Stuhl wie man ihn verlassen hatte.

Die Hausfrau trat ein.

Mit einer Tasse kalten Kaffee.

„Hier ist Ihr kalter Kaffee, Herr Braun."

Bruno Braun stand mit der Tasse und sagte bescheiden:

„Ich wollte vorhin sagen: wenn Sie vielleicht zufällig eine Tasse kalten Kaffee im Hause hätten, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihn mir ein wenig wärmen würden, damit Sie nicht die Mühe haben, frischen Kaffee zu kochen."

Irrtum.

„Kommt nicht in Frage! Das Zimmer ist viel zu klein. Außerdem: Wo ist das Bett?"

Eine Todsünde.

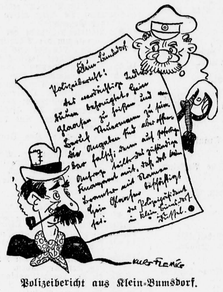
Arzt (zur Frau des Patienten): „Wenn Sie sehen, daß Ihr Mann vor Schwäche die Besinnung verliert, dann geben Sie ihm rasch einen Kognak ein." — „Was? Kognak, während er bewußtlos ist? Das würde er mir nie verzeihen." (Life.)

Die zerfetzte Rüstung

„Der halbe linke Arm fehlt — der Ritter scheint auch so ein liederliches Weib gehabt zu haben, wie ich!"

Ja, das ist etwas anderes.

Der Bürgermeister eines kleinen Ortes fuhr über Land. Unterwegs fragte er den Kutscher: „Wißt Ihr auch, wen Ihr fahrt?" — „Nein," entgegnete der Bursche. — „Nun," erklärte der Gestrenge im Bewußtsein seiner Würde, „Ihr fahrt die ganze Stadt." — Sofort hielt der Kutscher sein Pferd an, indem er sagte: „So 'ne schwere Last kann ich meinem Gaul nicht zumuten." — „Was seid Ihr so dumm!" tadelte der Bürgermeister. „Ich meine ja damit, Ihr fahrt die Weisheit der ganzen Stadt." — „Ach so!" nickte der Bursche und seinem Pferd die Peitsche gebend, rief er diesem zu: „Hüh, hott, Schimmel, lauf! Du hast ja nicht schwer zu ziehen."



Polizeibericht aus Klein-Bumsdorf.

Probate Erklärung.

Herr (zum Friseur): „Ihr Haarwuchsmittel taugt gar nichts. Die Haare fallen mir immer noch aus." — „Das ist doch ganz natürlich. Sie machen den neuen Platz." (Humorist.)

Ein Doktor Delon wollte alle Krankheiten durch Magnetismus heilen. Als einer seiner Patienten, Herr N., dennoch starb, machte man dem Magnetiseur heftige Vorwürfe.

„Was Sie da in den Tag hinein reden," erwiderte der empörte Beschuldigte, „haben Sie denn Herrn N. während seiner Krankheit beobachtet? Ich sage Ihnen, er ist gebessert gestorben!" („Nebelspalter".)

Wie Herr Hühnerbein sich das Schlafwandeln abgewöhnte.

Sie durchschaut ihn.

Freier (zur reichen Erbin): „Ach, wenn Sie wüßten, meine Gnädigst Tag und Nacht denke ich nur an Sie." — „Sind Sie denn so verschuldet?" (Kladderadatsch.)

Rekordstotterer.

Vater (am Tage des 21. Geburtstages seines Sohnes): „Du bist nun großjährig und könntest mir nun etwas helfen."

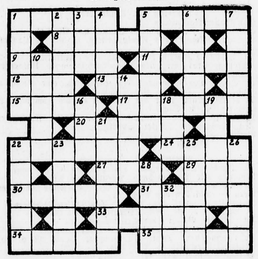
Sohn: „Gewiß doch, Vater. Aber wie?"

Vater: „Du könntest zum Beispiel die drei letzten Raten für deinen Kinderwagen übernehmen."

„Warum sitzt du denn?"

„Möchte Gefängniswärter werden, und da dachte ich, es ist am besten, man fängt von der Pike an." („Sam Quentin Bulletin".)

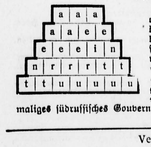
Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Fluß in Rußland. 5. Orientalisches Frauengemach. 8. Türkische Hafenstadt. 9. Kurort in Hessen-Nassau. 11. Stadt in der Schweiz. 12. Englische Biersorte. 13. Stadt in Rumänien. 15. Lichtbildtheater. 17. Südfrucht. 20. Französischer Romanschriftsteller des vorigen Jahrhunderts. 22. Gouvernement und Stadt an der Wolga. 24. Gangart des Pferdes. 27. Nordische Gottheit. 28. Papageienart. 30. Russischer Staatsmann. 31. Andächtiger, Bittender. 33. Friedensgöttin. 34. Titelheldin eines Schauspiels von Lessing. 35. Teil der Schlingpflanze — Senkrecht: 1. Russische Wüste. 2. Süddeutscher Freistaat. 3. Rückdrarius. 4. Roman von Zola. 5. Hauptstadt des Freistaates Kuba. 6 Grünfläche. 7. Griechische Inkademinsel. 10. Vorort von Danzig. 14. Buddhistische Priester. 16. Frauenname. 18 Winkel. 19. Angehöriger eines türkischen Volksstammes. 21. Muse. 22. Türkischer Gruß. 23. Oper von Massenet. 25. Teilzahlungen. 26. Altdeutscher Dichter und Sänger. 28. Mündliches Schwein. 32. Vorname der Erkönigin von Spanien.

Pyramide.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die waagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben, wobei in jeder Reihe sämtliche Buchstaben des vorangehenden Wortes vorkommen. Umstellen der Buchstaben ist gestattet. Bedeutung der Wörter: 1. Stadt im Erzgebirge, 2. Stelle, 3. Pflanze, 4. kirchliche Handlung, 5. ehemaliges südrussisches Gouvernement.

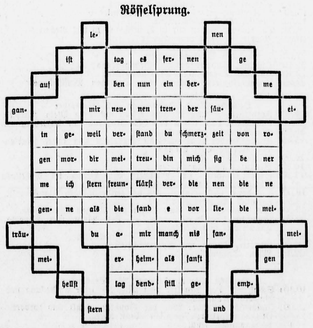
Bilderrätsel.

Akrostichon.

Baal, Brut, Laken, Mode, Norm, Rauch, Raum, Scheit, Seni.

Aus jedem der vorstehenden Wörter bilde man durch Umstellen der Buchstaben und Aenderung je eines derselben ein neues Wort. Setzt man vor jedes neue Wort einen Buchstaben, so entstehen Wörter von folgender Bedeutung: Teil eines Gebäudes, Baum, Teil eines Hauses, Mädchenname, fauler Gerauch, Fußbodenbelag, Hobeltier, Grausliche und Name einer spanischen Provinz. Werden diese Wörter richtig geordnet, so nennen ihre Anfangsbuchstaben eine Stadt in Holland.

Rösselsprung.



Ergänzungsrätsel

— be, — fen, — fer, — der, — gel, — men, — gar, — se, — ken, — nau.

Welche überall gleiche Silbe muß an Stelle der Striche gesetzt werden, damit bekannte Hauptwörter entstehen?

Weise Bemerkung.

Es drehen munter guter Dings
Die Knaben sich im Kreis nach links,
Doch drehten sie sich mal nach rechts —
19,[illegible] stünde uns [illegible] Gut ob.

Auflösungen aus Nummer 24

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Renegat, 6. Sieb, 7. Rite, 9. Veranda, 10. Iran, 12. Eris, 14. Maler, 16. Gnade, 17. Aia, 18. Ejern, 21. Seine, 25. Lena, 27. Kraf, 28. Karotte, 29. Hieb, 30. Ente, 31. Leonore. — Senkrecht: 1. Reval, 2. Ebene, 3. Elan, 4. Arden, 5. Diana, 6. Seim, 8. Esse, 11. Manne, 13. Idunа, 15. Ran, 16. Gas, 18. Elch, 19. Enkel, 20. Raabe, 22. Euter, 23. Irene, 24. Elbe, 26. Bonn.

Lösung des Logogryphs: Sandalen, Ruhr, Auster, Schaf, Brassen, Gera, Dorn, Bett Laden, Runen, Schmiegel. — Vom Funken brennt das Haus.

Lösung der Wortkette: Seladon, Donnersberg, Bergzabern, Bernsteinöl, Oelpalme, Melone, Nebraska, Kamille, Lexikon, Konditor, Torpedo, Dorette, Tegernsee, Seeschlange, Gebäude, Demeter, Terrasse, Seladon.

Lösung des Kreisrätsels: 1. Kunst, 2. Hilfe, 3. Moral, 4. Erbse, 5. Elend, 6. Hirse, 7. Dekret, 8. Zwirn, 9. Garbe, 10. Worms, 11. Samen, 12. Stier, 13. Tirol, 14. Leder, 15. Henne. — Unser Leben ist ein großes Erleben.

Lösung der rätselhaften Inschrift: Der Bürger Tapferkeit ist der Stadt beste Ringmauer.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 26 — Sonntag, 25. September 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Drachenzeit

Werden wir je den kleinen Jungen in uns los? Das ist nun so eine Frage. Müssen wir ihn los werden? Darüber hat wahrscheinlich noch seltener jemand nachgedacht. Es gibt eben viele Dinge im menschlichen Leben, die regeln sich ganz von selber. Und wenn wir uns einmal daraufhin kontrollieren, wieviele der vielen Dinge, die wir alle Tage tuen, vom Schuhschnüren morgens bis zum Zubettegehen abends, wir mit Bewußtsein tuen, so würden wir wahrscheinlich zu dem Resultate kommen, daß man den Maschinenmenschen gar nicht erst zu konstruieren brauchte. Jawohl, der Junge ist noch in uns und weil er, wie wir selber, aus uns herausschaut, darum sehen wir ihn nicht. Da brauchts erst einen Spiegel. Und dieser Spiegel ist die Jugend, die um uns wimmelt.

***

Ist es dir noch nicht passiert, daß du über ein herbstliches Feld gingst und auf einmal zwischen Jungen gerietest, die ihre Drachen steigen ließen? Was ist dann geschehen? Nun, wenn du das Kind in dir noch nicht umgebracht hattest, dann hats dich auf einmal gepackt. Du bist stehen geblieben, mit dem Gedanken, eine Weile lächelnd zuzusehen. Aber eh du dich versahst, warst du mitten drin. Das Lächeln des wissenden und resignierten Alters war urplötzlich verschwunden und das ganze Gesicht war eitel Spannung und Interessiertheit. Du warst auf einmal wieder der kleine Junge, der sich ein paar Pfennige zusammengebettelt hatte, um das Material zu dem ersehnten Drachen zu haben. O, der sollte in allen Farben des Regenbogens strahlen, daß die Sonne gelb und grün werden müßte vor Neid und daß alle Hunde vor Schrecken bellen müßten. Und steigen sollte er können müssen! Wesite war denn der Onkel Ludwig da, der die letzten Geheimnisse eines maßgerechten Drachen aus dem ff kannte? Her mit Onkel Ludwig! Und dann ging ein Basteln an, daß der Staub nur so flog. Und mit der Miene eines Schlaubergers erster Güte wurden die Ansatzpunkte für Fäden festgelegt, denn was hilfte der schönste Drache, wenn man ihn so dumm ansetzte, daß er nicht fliegen könnte. Und dann mit Hurra heraus in die freie Welt und mit Schnauben gegen den Wind gesprungen. Hopsele er auch erst nur wie ein weltwunder Hase, auf einmal, wie von einer geheimnisvollen Laune bewegt, schoß er hoch, daß einem ein Schreck in die Knie schlug. Denn, zu dumm, auf ein Haar hätte man den rechten Augenblick, locker zu lassen, verpaßt. Aber doch, es ist noch geraten und — da geht er hin der liebe Vogel und steigt zur Sonne und steht und wiegwagt und steht wieder und lächelt zur Erde als „fühst mi woll?". Drunter aber steht stolz der Sieger und steht glücklich zu seinem Drachen herauf. Seinem Drachen.

Ach nein, das ist ja nicht sein Drache. Denn Onkel Ludwig ist lange tot und er, er steht nur bei den Jungens und ist unverhofft einer von ihnen geworden. Und lächelt und geht weiter und bleibt beim nächsten Windvogelsjungen doch wieder stehen, d. h. der Junge in ihm bleibt stehen.

***

Und auf einmal fällt er ins Sinnen und plötzlich wird ihm klar, daß dieser Drache da ja eigentlich sein Sinnbild abgibt. Ist es nicht so, daß jedes Menschen Leben ein fortgesetztes Drachensteigenlassen ist? Zuerst ist es der papierene Drache. Nachher hat er viele andere Nachfolger. Und dann zeigt es sich, wer's verstand, den Drachen richtig anzuknoten und ihn unter den richtigen Wind zu kriegen. Da steigt manch einem der Lebenswindvogel seines Geschäftes, seines Berufes, seiner Karriere gleich kerzengrad in

Zeichnung von Ernst H. Grunwald — Bavaria-Verlag, Gauting vor München

die Höhe, ohne daß er eigentlich recht weiß, wie das so gleich geraten konnte. Beim zweiten dauerts etwas länger. Er muß viel mehr schnauben und springen. Aber schließlich gerät es dann doch einmal. Und viele gibt es dann andererseits wieder, die haben statt des Windvogels einen Pechvogel erwischt. Und der hoppelt und hoppelt und will nicht zur Höhe. Liegt alle Augenblicke kraftlos an der Erde und sieht seinen Herrn melancholisch an. Und sie wissen dann beide nicht, wer von ihnen denn nun eigentlich Schuld daran ist, daß der Flieg nicht geraten will.

***

Nun gibt es — sollte mans glauben? — auch Moden in der Welt der Papierdrachen! O, sie sind beileibe nicht alle Jahre gleich. Nicht in der Farbe und nicht in der Form. Aber warum soll der Windvogel nicht ebensogut seine Moden haben wie der Mensch? Kein Grund, auch nicht der allergeringste ist dafür einzusehen. Und die Jungen? O, die wissen schon Bescheid. Die brauchen es nicht erst in den Büchern zu lesen, die haben das in den Fingerspitzen. Und sie können sehr verächtlich kucken, wenn einer von ihnen den neuesten Knüff nicht angebracht hat. Das ist ungefähr so, als wenn er mit dem vorvorigen Modell eines Opelwagens angekäscht käme. Duckt! —

Muß ich erst sagen, daß die Menschen mit ihren Windvögeln auch ihre Moden haben? Auch da gibt es Tips, die plötzlich wie die spanische Krankheit aufkommen und die Runde machen. Mal ists das Goldgraben, mal das Auswandern, mal das Spekulieren, mal das Organisieren, mal die Landflucht und mal die Stadtflucht und zwischendurch immer mal wieder die Lotterie. Und jedesmal glaubt jeder, jetzt habe er den Weg gefunden, auf dem er seinen mageren Windvogel zu einem handlichen und stabilen Zeppelin heranmästen könne. Ist es nicht eigentlich rührend, wie diese großen Jungen ihrem Drachen immer wieder einen Stoß geben und ihm immer neue Hoffnung nachschicken? Ein Gewimmel ohne Ende und eine Hoffnung ohne Ende.

***

Und was ist da heute die große Mode? Ich sags nicht gern laut, aber es muß halt sein — das ist der politische Windvogel. Er beherrscht schon lange das Feld in den ach so gründlich abgeernteten Deutschland. Und die Zeit der größten Drachensteigerei nennt man mit dem schönen Namen Wahlzeit. Ich wie schön sie da angemalt sind die vielerlei Drachen, förmlich daß einem die Augen blinskern könnten. Und doch, das ist das Rührende, trägt jeder dieser Drachen eine deutsche Hoffnung. Ja, eine deutsche Hoffnung. Wenn das nur der andere auch immer wüßte und bedächte. Aber, aber. Ja, es ist ein ganz böses „aber" dabei, das ganz böse Folgen hat. Ich habe Jungen schon bei den verschiedensten Spielen und Gelegenheiten sich verprügeln sehen, aber noch nie erlebte ich das, wenn sie ihre Drachen steigen ließen. Wär es nicht gut, wenn man sich für die politische Windvogelzeit daran ein Beispiel nähme? Im übrigen aber glaube ich, kommt es nicht auf den Windvogel an, der am schönsten und verheißungsvollsten angemalt ist, sondern auf den, der die stärkste Tragkraft hat und den stärksten und besten Willen, diese seine Tragkraft dem deutschen Vaterlande zu leihen.

***

Sah ich da dieser Tage einen Jungen, dem hatt' es für seinen Drachen nur zu Zeitungspapier gelangt. Natürlich hatte sich der Drache, wie sein Besitzer mir verriet, auch entsprechend „benommen". Aber jetzt stand der Drache, stand wie ein Baum in der stillen klaren Herbstluft. Als ich dem Jungen ins Gesicht sah, da wußt ich, warum der Drache hatte müssen. Da war ein Zug von Entschlossenheit, um nicht zu sagen Verbissenheit, vor der auch ein noch viel unbehelfener Drache hätte kapitulieren müssen. „Hauptsache," meinte er, „daß man die richtige Puste hat und den passenden Wind erwischt." Ich sah wieder zu dem Drachen auf, der nur aus Zeitungspapier war, und Junge und Drache wurden mir plötzlich zu einem Bilde Deutschlands. Auch Deutschland, das arme und niedergedrückte, versucht seinen Drachen steigen zu lassen, der auch nur ein elend zusammengeflickter Windvogel ist. Seit vielen Jahren tut es das schon mit rührender Unermüdlichkeit. Wann, wann wird es ihn hochbekommen? —

***

Luftig steht die dunke Herrlichkeit gegen den herbstlichen Himmel. Windvogelzeit. Ist es uns klar geworden, warum der Junge in uns muß lebendig bleiben?

Herbst

Bunte Farben hat der Herbst getragen,
Rot und braun und gelb auf Baum und Busch und Strauch;
Dorfwärts fährt der letzte Erntewagen,
Von den Feldern flutet herber Ruch und Rauch.

Falbe Blätter taumeln in den Gassen,
Wild und wirr und weit geht dunkler Wolken Flug;
Wald und Heide träumen weltverlassen,
Und gen Süden krächzt ein später Vogelzug.

Licht und Lust und Lachen sind vergangen,
Seit in Glut und Glanz der Sommer Abschied nahm,
Seit der Herbst mit totenbleichen Wangen
Ueber leere Stoppelfelder zu uns kam.

Heinz Küting, Schwaney

Wenn die Felder abgemäht sind . . .

Die Drachen steigen

Das Herbstvergnügen der Jugend

Wenn der Herbstwind über die abgemähten Felder und Wiesen dahinstürmt, kommt ein Spielzeug wieder in Ehren, das seit uralter Zeit die Jugend begeistert: der Drachensport. Man kann einen Drachen nur steigen lassen, wenn man ein großes Anlauffeld hat; deshalb ist gerade diese Jahreszeit dafür besonders günstig. Auch auf den großen Plätzen in den Städten sieht man die bunten Papiergebilde, denen oft ein lustiges Gesicht aufgemalt und ein langer Schweif angehängt ist, in die Lüfte steigen.

Wer von den Jungen und Mädels weiß, daß ihr Drachen ein Geschenk des Fernen Ostens ist? In China war das Drachensteigenlassen von jeher ein Volkssport; der Drache ist dort ja Symbol und Wappentier gewesen und hat Götter und Helden verkörpert. In der Konstruktion von Drachen waren die Chinesen wahre Meister, am Abend beleuchteten sie die phantastischen Papierdrachen, indem sie ihren Schweif mit bunten Laternen behängten, und sie veranstalteten Drachenwettkämpfe, bei denen Drachen, die an den Enden mit scharfen Spitzen versehen waren, in der Luft miteinander kämpften, bis der Besiegte durchbohrt zu Boden sank.

Im 18. Jahrhundert wurde China in Europa große Mode. Allerlei Kulturgüter des Fernen Ostens fanden ihren Weg nach der Alten Welt, wie z. B. das Porzellan. Damals kam auch der Drachen zu uns und wurde rasch ebenso beliebt wie in seiner Heimat. Bald bemächtigte sich auch die Wissenschaft dieses hervorragenden Experimentiermittels. Benjamin Franklin machte 1752 den Versuch, mit Hilfe von Drachen, die er während eines Gewitters steigen ließ, die Wolkenelektrizität, die er auf diese Weise entdeckt hatte, zum Boden zu leiten, wodurch der Gedanke zur Erfindung des Blitzableiters in ihm nachgereift wurde. Seitdem hat der Drache der Wissenschaft auch noch manchen anderen guten Dienst geleistet. Mit Drachen untersuchte man den elektrischen Zustand der Atmosphäre, mit seiner Hilfe machte der Amerikaner Eddy vor etwa 40 Jahren photographische Höhenaufnahmen mit einem Sichtfeld von 80 Kilometer, und auch bei Wind- und Temperaturbeobachtungen hat man ihn mit großem Erfolg verwandt.

Solange es noch keine Flugzeuge gab, gedachte man Drachen mit solcher Triebkraft zu konstruieren, daß sie Menschen tragen könnten. Zuerst war es der Genfer Physiker Colladon, der einen Drachen steigen ließ, an dem eine auf einem Stuhl sitzende, menschengroße Puppe mit einem aufgespannten Sonnenschirm, der als Fallschirm diente, befestigt war. Der Flug gelang, wurde aber von Menschen nicht wiederholt. Im Jahre 1869 stieg ein amerikanischer Offizier namens Wise an einem Flugapparat auf, der aus 10 aneinander befestigten Riesendrachen bestand und wirklich imstande war, seinen Erfinder hoch in die Lüfte hinaufzutragen.

In China, seiner Heimat, war der Drache auch ein Kriegsmittel. Im Jahre 200 v. Chr. kam der berühmte chinesische General Han Sin, der die Burg einer feindlichen Stadt von einem unterirdischen Gang aus angreifen wollte, auf den Gedanken, mit Hilfe eines Drachens, den er vor der Stadt steigen ließ, die Entfernung zwischen seinem Lager und der Burg abzumessen. In einem anderen Fall ließen die Einwohner einer belagerten Stadt Drachen aufsteigen, um die benachbarten Gebiete um Hilfe anzuflehen. Allmählich wurde der Drachen bei den Chinesen dann so beliebt, daß er als Glückbringer galt, den man am Dach seines Hauses befestigte oder gar auf Reisen mitnahm. Noch heute werden im Reich der Mitte immer neue, phantastischere Drachenformen erfonnen, und der Aufstieg eines Riesendrachens, der oft einen Schwanz bis zu 75 Metern hat, lockt von Nah und Fern die Zuschauer herbei. Es gibt auch sogenannte musikalische Drachen, an denen kleine Bambusflöten angebracht sind, die im Winde melodische Töne von sich geben.

Die Gelehrten, die den Papierdrachen bei ihren Studien und Beobachtungen verwandten, haben damit kein Neuland beschritten, sondern nur auf die Experimente der Antike zurückgegriffen. Der Pythagoräer Archytas aus Tarent, der um 440 v. Chr. lebte, ein Freund des Plato und einer der berühmtesten Erfinder des Altertums, hat bei seinen meteorologischen Studien eine sogenannte fliegende Taube benutzt, in deren Beschreibung man nichts anderes als unseren heutigen Drachen wiedererkennt.

Herbstgedanken

Von Gustav Hiepko-Quedlinburg

Wenn im Purpurschein
Glüht der wilde Wein
Und am Bach die Weide steht bereift . . .

Das stille, scheue Märzveilchen ist dem Volke der Denker und Dichter das erste Zeichen, daß der Frühling kommt. Sein dünnes zartes Stimmchen erscheint uns als die Stimme des Rufenden in der Wüste, dem der da kommen soll, den Weg zu bereiten. Wenn die Winterstürme dem Wonnemond gewichen, wenn mit Windesbrausen und rauschenden Frühjahrsgewässern der Lenz ins Land zieht, dann lassen wir uns nur zu gern heben und tragen vom **Frühlingsrauschen. Sorglos stürmen wir hin-**ein in die herrliche Gotteswelt, die schöner wird mit jedem Tag . . .

Wie nach langem, stürmischem Lauf der Bergbach die tollen Sprünge hinter sich läßt, wie er geruhsam stets dahinfließt durch sanftgrüne Wiesen und Auen, so wird auch unser Weg, wenn der Sommer herankommt. Satte Rosenpracht hat den Blütenflor der Maienzeit abgelöst, auch hier — wie im Leben — das Bild der Abklärung, geruhsames Weiterschreiten auf ebener Straße, hier von Sonnenschein und dort die Abendkühle gesegnend . . .

Wenn aber die Sense ihr Regiment antritt — oder im modernen Betrieb die Mähmaschine — wenn die Sonne herabsengt auf schweren Erntesegen und kahle Stoppelfelder, wenn im dunklen Laube rotbäckige Aepfel und andere Früchte der Reife entgegengehen, wenn die braune Heide ihr rötlich leuchtendes Hochzeitskleid anlegt, dann ist es, wie wenn eine beschauliche Ruhe über die Natur und all ihre Geschöpfe kommt. Waren im Frühjahr helle, meist gelbe und weiße Farben vorherrschend, löste der Sommer einen Uebergang zum sanften Rosa und lichten Rot aus, so werden die Farben immer satter und tiefer, je weiter wir dem Herbst entgegeneilen. Wenn die Pflugschar dort blinkt, wo zuvor wie ein wogendes Meer segenschwere Kornfelder rauschend urewige Weisen von Scheiden und Meiden als dem Grundzug unseres Erdenwallens kündeten, wenn die Kartoffelfelder sich braun färben, wenn, um von Bierbaums Herbstlied nur noch einige Zeilen anzuführen:

„. . . in Wald und Feld
Laut der Brade bellt
und das schlanke Reh verbluten muß"

wenn die Jagd aufgeht und die Jünger St. Hubertus auf den Plan ruft, wenn flinke Buben die Drachen steigen lassen, dann sitzen wir wohl auf dem Ruheplätzchen, das von rotgefärbtem wilden Wein umrankt ist, und es kommt wie eine leise Traurigkeit über unser Herz. Geht es doch wie ein Sterben durch die Natur, wie ein sehnlichtig mildes Verlangen, wie der Schwanengesang des Geschaffenen. Auch die Erntefreude vermag uns nicht darüber zu täuschen.

Wie ein eindringlich gewaltiger Ruf scheint es durch die Natur zu gehen, mitten im Erntesegen und vergangener Lust: Am Ziel! — Hast du o Mensch den guten Kampf gekämpft, hast du, wenn dein Lauf vollendet, das rechte Ziel erreicht? — Halt du gewuchert mit dem dir anvertrauten Pfund, bist du gezogen auf rechter Straße und trugst du Früchte in Geduld? Hast du gelebt mit dem Strom, der dich trug ohne zu fragen, wohin der Weg dich führen würde oder hat die gewaltige Mahnung des „Sursum corda" dich öfter hinauf getragen, entwenn die Jahreszeiten sich legten um den Baum gegen dem Throne deffen, der dir Auferstehung versprach und deiner Seele Gnade und Licht? — deines Lebens, wenn wie die Blätter im melancholischen Herbst die Jahre deines Lebens dahinschwanden, wenn du eine Höhe deines Lebens erreicht und Rückschau hieltest auf den Weg, der hinter dir lag, hast du dann auch vorwärtsgeschaut, hast du daran gedacht, daß dein Ziel nicht in dieser Welt, sondern weit darüber hinaus, über den Sternen liegt? — Wie die Spinnenfäden des „Altweibersommers" fliegen die Gedanken an uns heran und wir vermögen sie nicht abzuschütteln . . .

Wohlan denn, wenn der Herbst kommt, wenn die allgewaltige Natur dir spricht von dem Stirb und Werde, von dem ewigen Kommen und Gehen, von Scheiden und Meiden, wenn vom wilden Wein die rotglühenden Blätter zur Erde taumeln, als seien es Tropfen Herzblutes aus dem Busen der Natur, dann o Mensch, halte Einkehr bei dir selbst und prüfe, ob im Diesseits oder Jenseits das Ziel deines Lebens ist. Wenn du dann dir sagen darfst, daß das „Sursum corda" du Grund und Ziel deines Lebens gewesen ist, dann wird deine Traurigkeit Freude werden, dann wirst du den Winter, der da zu kommen droht, nicht fürchten, sondern hoffen auf den neuen Frühling.

Zurück zum Silbergeld

Der Umlauf an Silbergeld in Deutschland hat zur Zeit fast den Betrag von zwei Milliarden Mark erreicht. Das ist eine sehr hohe Zahl, besonders wenn man sie auf den Kopf der Bevölkerung umrechnet und noch die Scheidemünzen aus unedlen Metallen berücksichtigt. Allerdings ist der wirkliche Wert der Gesamtmenge an Silbergeld erheblich geringer. Nach dem derzeitigen Weltmarktpreis kostet das in den gesamten Silbermünzen enthaltene Reinsilber etwa zweihundert Millionen Mark. Man ersieht, welch eine ungeheure Einnahmequelle sich hier dem Reiche bietet. Der Bedarf Deutschlands an Silber ist gegenwärtig so hoch geworden, daß es bereits mit China, dem Lande der Silberwährung, konkurriert.

Alte Weisheiten

Wie eine Mutter thut, die ein lieben Sohn hat, dem vergund sie ein zeitlang spacieren zu gehn, das er sönd die Länder besichtigen. und bälder als der Sohn vermeint, schreibt ihm die Mutter, er soll sich unverzogenlich heim machen. Also vergund die groß Mutter, die Erden, uns Menschen ein Weil in dieser Welt, sollen ein Weil spacieren gehn, bald aber schickt sie uns einen Botten, wir sollen zu der Mutter, wir sollen und in die Erden heimmachen, wir sehen lang genug auf der Erden umbgeloffen.

*

Die in diesem Leben ist ein steter Zank; einer spricht dem andern das Sein an, da darf man und ein Schuh lang erthoben etlich Jahr und Tag rechten. Aber da auf dem Friedhof ist ein jeder auf seinem Grund, da sicht keiner den andern an, daß er ihnen zu nahendt liege, oder daß er mit bei ihms weis genug hat.

*

Von den Schwalchen, die an die Kirchenmauern nisten: Zu dieser Fürsichtigkeit sollen uns anreihen die Schwalben, die arglich und künstlich ire Nestlein machen, dermaßen, daß etlich dermeint, sie haben ein Verstand, solche underweisen die Menschen, das sie auch ihnen ein Wohnung dort oben machen, darinnen sie könden nach diesem Leben wohnen.

*

Wie ein Pferd nach dem Lauff sich zum Stall kehret, ein Schiff so hin und her getrieben worden, zu dem Port begehrt und allda sicher ist, wie ein jedes Thierlein gewisse Zeit hat zu schlaffen oder doch zu ruhnen: also und bilmehr soll eine jede fromme Seel ihr Ruhw in Gott suchen.

*

Gerechte und gottsforchtige Leut seind also beschaffen, daß sie auch die geringsten Sünden meiden und empfinden. Zugleich wie jene, die glatte gerechte Schuch antragen, ein kleines Steinlein plagt sie im Schuch; andere aber, die große Schuch oder Stifftel tragen, das ist große grobe Gewissen haben, achten auch großer Sünden nicht.

*

Die Welt ist die kalte Herberg, allda die Frommen oft streng gehalten werden, höre Wort und Reden anhören, übel essen und trinken, hart liegen und schlaffen, doch die zech theuer bezahlen müssen.

*

Die Sonne hat nit sovil schein und glanz, das Meer hat nit sovil Wasserwellen, das Erdrich hat nit sovil kräutex und Graß wie viel der Menschg angst und Not, Mühe und arbeit hat, denn er wurt dazu geboren.

*

Ein nebiger Mensch ist ain dürres Bain, dann er frißet sich selber. Ein zorniger ist ain dürres Bain: er brünnt im Feuer des Zorns und verzehrt sich selber.

*

Wann die Kugeln aus großen Geschützen mit großen Donnern an Wollsäck treffen, prallen sie wieder zurück und tun keinen Schaden, da sie sonst Mauern und alles zerschmettern; fällt man zornigen Leuten eine Wolle, will sanen Wohlaten. Freundlichkeit und Sanftmut begegnet, so legt sich Grimm und Zorn.

*

Leider geht es mit der Liebe des Nächsten zu, wie mit dem Gold, das man ein falsch Gold heißt, mit demselbigen vergilt man auch, ist aber kein recht Gold. Also viel Menschen haben ein falsch Gold, eine falsche Lieb mit der sie vergulden ihren Nechsten.

*

Wie an den Ketten das aine glid pflegt das andere nach sich zu ziehen, eben so zeucht ein Sünd die anderen nach sich.

*

Die gleich gefiederte Vögel fliegen einandar gern nach: also flieget die Schwalben mit der Schwalben, der Rab mit den Raben, das Zeislein mit dem Zeislein und wird man niemals die unschuldige Taube mit dem räuberischen Stoßvogel fliegen sehen. Gleichgenaturte Thier laufen einander zu also halt es der gumpende Esel mit den Eseln, also wetzet sich das Schwein mit den Schweinen herum, also weidet das Schaf mit den Schafen, also schnadert die Gans mit den Gänsen; allein bei uns Menschen, o Wunderding, lauffet schier alles untereinander vermischet. D.

Wochenrundschau

Donnerstag, 15. September: Deutschland beteiligt sich so lange nicht an den Abrüstungsarbeiten, schreibt von Neurath an Henderson, als nicht unsere Forderung nach Gleichberechtigung anerkannt ist. — Vorstand und Reichstagsfraktion des Zentrums tagen in Berlin, wo Prälat Kaas und Joos zur Lage sprechen. — Bei einem Eisenbahnunglück in Algerien verunglücken 190 Legionäre tödlich.

Freitag, 16. September: Außerordentliche Parlamentssitzung in Paris: Die Konvertierung der französischen Renten wird genehmigt. — Gerüchte über Gründung einer „Präsidialpartei" zur parlamentarischen Stütze der jetzigen Regierung. — Geheimrat Cassl vom RDJ protestiert in einem Schreiben an Papen gegen die Kontingentierungsmaßnahmen.

Samstag, 17. September: Die Reichstagsneuwahlen sollen nach einem Beschluß des Kabinetts am 6. November stattfinden. — General Stülpnagel, Leiter des Reichskuratoriums für Jugenderziehung, wendet sich in einem Interview gegen die französischen Entstellungsversuche des Hindenburgerlasses. — Der Botschafterwechsel in Paris.

Sonntag, 18. September: Zweideutige Stellungnahme Englands zu dem deutschen Abrüstungsschreiben. — Beginn des 18. Kongresses der Christlichen Gewerkschaften. — Reden von Imbusch und Reichsarbeitsminister Schaeffer. — Deutsche Leichtathleten siegen gegen Schweiz und Frankreich. — Staatsrat Schäffer und Dr. Heim wenden sich in Tantenbausen scharf gegen die Reichsregierung.

Montag, 19. September: Landtagspräsident Kerrl berichtet sich mit dem Reichspräsidenten über die Ministerpräsidentenwahl in Preußen. — Der Gemeindeausschuß des Landtags beschließt Gemeindewahlen für den 6. November. — Durch Beschluß der BNB und Verordnung wird das Reichsbankgesetz über die Diskontsenkung abgeändert. — Stegerwald wendet sich scharf gegen Herrn von Papen.

Dienstag, 20. September: In Berlin beginnt die Konferenz der Länder-Finanzminister zur Arbeit an der Finanzreform. — Die Konferenz von Stresa nahm den Bericht der Finanzkommission über die Gefahge in Südosteuropa an. Deutschland will seine Hilfe auf Besserungsgewährung beschränken. — Graf Gravina gestorben. — Max Slevogt tot.

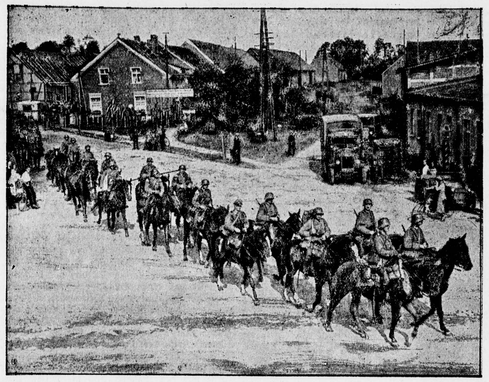
Mittwoch, 21. September: Der Landtag beginnt seine Beratungen über die Notverordnungen. Ein kommunistischer Auflösungsantrag wird abgelehnt. — Der Reichsbankdiskont wird auf 4 Prozent herabgesetzt. — Das Internationale Arbeitsamt in Genf berät über den italienischen Antrag zur Arbeitszeitverkürzung.

Streifzug durch die Woche

Altweibersommer — Allerlei Illustrierte — Moskaus Siege in Deutschland

An diesen lauwarmen Herbsttagen hat die Natur etwas Weiches, etwas Verführerisches. Es ist, als käme da aus dem Unbekannten immer von neuem die lockende Welle des Lebens heran, die einen berauscht und mitnehmen möchte in goldene Fernen. Ei, dachte ich, das ist doch nur der Altweibersommer, und da ist doch schon viel Faules dazwischen.

Ich muß etwas sagen, was ich lieber für mich behielte. Ich weiß überhaupt nicht: Wie sag ich's meinem Kinde? Mättere noch erst im „Feuerreiter" herum und ergötze mich an prächtigen Bildern. Zwei muß ich miteinander vergleichen: Eine betende Nonne, die so ernst und feierlich wirkt, und kurz vorher eine Bauernhochzeit, wo es freilich keine Schwestern-



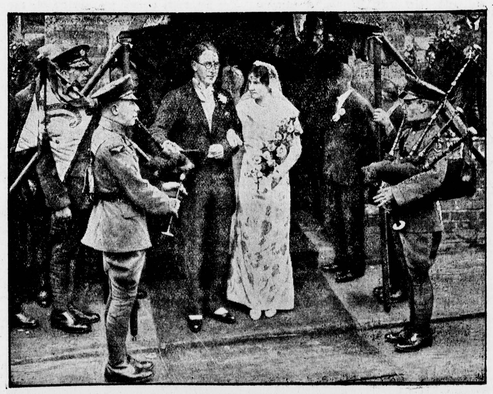
Blau rückt vor

Blaue Kavallerie auf dem Vormarsch durch den kleinen Ort Reppen während der großen Herbstmanöver der Reichswehr, die jetzt im Raume um Frankfurt an der Oder begonnen haben.

Es ging mir durch den Sinn, wie treffend der Volksmund doch seine Ausdrücke wählt. Es kommen ja die Jahre, da beginnt manche Frau sich zu schämen, daß der Frühling vorüber ist. Sie möchte noch einmal so schön sein, wie im ersten Lenz der Liebe. Macht es nicht so die schöne Dame Natur? Das Sonnengold ist doch wie eine Schminke für sie, und sie verbirgt es in der Tat, den Herbstwald so farbenreich zu machen, wie es der Frühling kaum vermag. Selbst die schon ausgelaugten Blätter, die bereits gefährlich ins Gelbliche schimmern, wirken frisch in dem feuchten Nebel, den sie darüberspinnt. Aber Verehrteste, ich glaube doch nicht an dich, denn siehst du, kaum weicht ein Regen die Schminke etwas fort, da kommt alles heraus, was darunter verborgen ist. Was im Lenz noch schmeichelnd, das ist jetzt rissig und hart. Deine Tage sind gezählt, du Falsche. Die Vöglein sind auch schon fort, und am Musik ist nur geblieben der Widerhall von dem Fall der Kastanien, die mit einem scharfen Knall auf dem festgetretenen Fußboden zerplatzen. Eine nach der anderen, als stünde der Totenmann irgendwo und gäbe das Zeichen für diesen Trauermarsch. Und gefährlich bist du doch, denn verführerisch ist dein Atem und weich sind deine Arme, und es ist so ein sauler Parfüm in der Sache.

*

Ich sitze heute länger unter dem großen Kastanienbaum. Ich mag nicht an die Arbeit.



Fräulein MacDonald hat geheiratet

Joan MacDonald, die zweite Tochter des englischen Ministerpräsidenten, hat sich jetzt mit dem Arzt Dr. Mac Kinnon verheiratet. Das Interesse an dieser Hochzeit war in ganz England bereits vor einem Monat außerordentlich groß. Es gab Leute, die, nur um der Trauung beiwohnen zu können, hundert Mark für einen Stehplatz bezahlten.

trachten gibt, sondern wo alles weht vor lauter Lustigkeit. Beides zusammen ergibt erst das Leben. Es können nicht alle betende Nonnen sein, es könnte aber auch nicht jeden Tag zugehen wie bei dieser Bauernhochzeit. Und ich denke. Wie du es machst, so ist es verkehrt. Oder auch: Wie du es nicht machst, so ist es auch verkehrt. „Heirate", so sagt Sören Kierkegaard, „oder heirate nicht, du wirst beides bereuen". Der Feuerreiter ist herrlich und bringt es beinahe fertig, mich von dem abzulenken, was ich heute doch sagen muß. Wie ich ihn wegsege, kommt darunter „Die neue Illustrierte des Vatikan" zum Vorschein, die alle 14 Tage erscheint. Sie bringt in Bild und Artikel das Wichtigste aus dem Vatikan, das Interessanteste aus dem Kulturleben der Kirche, aus den Missionen, aus dem Reiche Gottes überhaupt. Der Preis ist hoch, es ist auch begreiflich, daß diese wundervollen Kunstbilder nicht so billig zu liefern sind. Ich dachte so für mich: Arbeitet Moskau mit Bildern und moderner Propaganda, so ist es wahrlich an der Zeit, daß sich Rom, der große ideelle Gegner Moskaus, auch dieser Methoden bedient.

*

Ei, da ist mir schon das Wort entführt, das ich heute nicht aussprechen wollte und doch aussprechen muß. Lange habe ich nichts Ausführlicheres mehr über Moskau gebracht. Es schien auch wenig Zweck zu haben; denn die deutsche Oeffentlichkeit ist hierin so gut wie unbelehrbar. Der schlichte Bürger bei uns bemüht sich wenig um das Ausland überhaupt. Auslandsstimmen werden heute offiziell so gut wie überhaupt nicht gedruckt, sind sie in der Tat auch wenig erfreulich. Manche denken obendrein: es sei ja nun in Sowjetrußland die große Hungersnot, und das Lob habe genug mit sich selbst zu tun. Um das kürz erste zu sagen, es spielt für die Weltpolitik der Sowjets nur eine geringe Rolle, ob Hungersnot in Rußland ist oder nicht. Die große Linie der Weltrevolution wird dadurch nicht abgebogen. Außerdem ist der Haushalt eines solchen Riesenlandes immer noch so groß, daß selbst in schwersten Zeiten die paar Millionen, die man braucht, um Agenten in allen Ländern der Welt zu unterhalten, noch vorhanden sind. Auch die Festigkeit der russischen Regierung ist keineswegs erschüttert. Man weiß ja nicht, ob nicht ein Zufall einmal alles auf den Kopf stellt. Es kann auch sein, daß der Mandschurei-Konflikt noch für die Entwicklung im sowjetrussischen Staat Folgen haben wird, aber einstweilen darf kein Politiker mit dem Traum spielen, es gehe nicht mehr lange mit den Männern der Revolution in Rußland. Man muß mit den schlimmsten Möglichkeiten rechnen, und

Kakteenwunder im Heimgarten der Frau

Otto Kühbacher:

„Schwiegermütterkissen" und „Negerfinger"

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen. Aber wenn du durch die Caatinga wanderst, den Gestrüppwald in den heißen Schluchten des mexikanischen Hidalgo, wirst du Greisenhäuptern begegnen, vor denen du dich hinsetzen mußt. Cephalocerus senilis heißt die Riesenkaktee, die bis zu 15 und 20 Meter Höhe erwachsen, wie eine urweltliche Gurke aufrecht dasteht, von oben bis unten mit weißem Haar, und dort stumm und unbeweglich Wache hält. Viele dieser munteren Greise sind 150, 200, selbst 300 Jahre alt. Da kann man sich buchstäblich hinsetzen, vor Erstaunen nämlich. Aber wenn du dich hinsetzen mußt, gib acht, daß du dich nicht auf ein „Schwiegermütterkissen" setzt. Denn auch diese Kaktee mit der liebevollen Namensgebung ist ein Unikum, das in seinen ältesten Exemplaren einen halben Meter Durchmesser erreicht, kugelrund, und rings mit wehrhaften Stacheln besetzt. Die Eigenschaften dieser Stacheln kannst du erkennen an einer Verwandten dieses Schwiegermutterkissens, die genau so aussieht, nur elformig ist und „Teufelsnadelkissen" heißt. Es scheint nicht geheuer im Kakteenwald für den einsamen Wanderer. Ringsum bedroht ihn der Schrecken in lauter grotesken und bizarren Gestalten. Säulen-, Warzen-, Kandelaberkakteen und riesige Blattsäulenkaktusgewächse recken sich nach ihm. Und die heute motorisierten Naturforscher-Expeditionen leben im ständigen Schrecken vor dem Schaufler, einer Kaktee, deren Stacheln sich in die Pneumatiks bohrt, bis ihnen die Luft ausgeht. Dennoch aber ist sie wertvoll und nutzbringend. Sie hat es mehr innerlich, sie birgt ein saftiges, wasserhaltiges Fruchtfleisch, ihre Früchte schmecken wie vollreife Birnen oder Aprikosen, und die Opuntie, die Feigenkaktee mit den großen flachen ledernen Blättern, schmeckt gekocht so gut wie auch Opuntiensalat. Kakteen wissen die Nahrung der Einwohner Mexikos, und in der Wüste hat der Freund einer Kaktee schon manchem verdurstenden Reisenden das Leben gerettet.

Nacht der Blüten

Vielleicht kann man den Charakter eines Menschen daran erkennen, ob er Kakteen liebt oder nicht. Denn zur Kakteenliebe gehören sicher bestimmte Eigenschaften. So vor allem eine unermüdliche Geduld, die jahrelang warten kann, jahrelang, bis das lederne, sachelige Wesen erwachsen ist, da die prachtvolle exotische Blüte sich öffnet, um im Schein der Morgensonne wieder zu vergehen. Alle Kakteen haben ihr Gesicht gegen Westen gerichtet, ihre Behaarung oder ihre Knospe erscheint in dieser Himmelsrichtung, wenn die Pflanze blühfähig wird, und die sogenannte Flaschenkaktee reckt sogar ihren ganzen Flaschenhals der untergehenden Sonne zu. Denn sie sind alle Nachtblüher, ihre Blüten dann das Licht der Sonne nicht ertragen, obwohl die heiße Zone ihr eigentliches Lebenselement ist. So stachlich und ledern, so eigenwillig und unlenkbar sie sich äußerlich gebärden, sie haben sozusagen ein besonderes empfindliches Immenleben, das sich nur dem treuen, geduldigen und rührend besorgten Liebhaber erschließt, und auch nur für ganz kurze Zeit, denn ihre schöne Seele erträgt nicht den Anblick der rauhen Wirklichkeit.

„Königin der Nacht"

Zur Kaktee muß man eine innere Beziehung haben. Man kann den Charakter eines Menschen daran erkennen, ob er Kakteen liebt. Und die Eigenart der Kaktee ist vielleicht sogar charakterbildend. Deshalb wird sich diese Welt der Klein-Caatinga nur solchen erschließen, die nicht fordernd an die Pflanze herantreten, daß sie nachts leuchten soll und ihr, weil sie nicht will, einfach Phosphor an den Leib schmieren, sondern die geduldig warten, bis sie einem ihre Schönheit geschenkt. Die schönste Blüte bringt die „Königin der Nacht" hervor, äußerlich eher einem Dornengestrüpp gleichend, aber innerlich, voll formender Kraft und roter Leidenschaft. Wenn die Königin der Nacht ihre Blüte öffnet, dann ist es wie ein Wunder. Und es wundert einen nicht, wenn ein Pfarrer in der Nähe von Erfurt sich abends mit der engeren Gemeinde, soweit sie kann und sich an seiner Kakteenzucht bereits erfreute, eine Stunde übers Feld auf den Weg macht, um das Wunder der „Königin der Nacht", das sich in der Dämmerung in einem Nachbarorte bei einem anderen Kakteenfreund erschloß, bis an den grauen Morgen zu beobachten, ihr Blühen und ihr Sterben miterleben, den wunderbaren, köstlichen Duft zu genießen, bis der erste Morgenwind seinen letzten Hauch aus dem Fenster verweht.

Dolter Gemeinsamkeitsfreude sind die Kakteenfreunde. Sie haben sich, wie es in Deutschland und im Zeitalter der Organisation eigentlich nicht anders denkbar ist, zusammengeschlossen. Stolz tragen sie das Abzeichen DGG. Ihr Verband ist die Deutsche Kakteengesellschaft, die jetzt 40 Jahre besteht und die zur Zeit im Botanischen Garten zu Berlin-Dahlem eine Kakteenausstellung zeigt. Das vorstehende Bild zeigt besonders seltene Exemplare von zum Teil sehr hohem Alter. Im Vordergrund sieht man einen riesigen Echino-Gruson-Kaktus, der bereits 200 Jahre alte ist. Dr. Werdermann, Kustos am Botanischen Museum, eben erst von einer sechsmonatigen Forschungsreise nach Kakteen aus Brasilien zurückgekehrt, ist ihr Vorsitzender. 2000 Mitglieder haben sich in 34 Ortsgruppen im ganzen Reiche und in Wien zusammengefunden. Interessant daran ist, daß die kleinen Städte prozentual die meisten Mitglieder stellen.

Giftige Blumen

Von Dr. R. Springer-Heidelberg

In diesem Jahre häufen sich die Nachrichten, daß Menschen der Strahlenpilzerkrankung erliegen, einer Erkrankung, die gewöhnlich dadurch entsteht, daß bei Spaziergängen Getreidehalme oder Gräser in den Mund genommen werden, auf denen der Strahlenpilz, als Schmarotzer sich befindet. Es entstehen dann schwerste Erkrankungen, die häufig tödlich enden.

Die Strahlenpilzerkrankungen zeigen, daß die Berührung von Pflanzen nicht ungefährlich sein kann und es gut wenn nicht gar notwendig ist, diese Gefahren zu erkennen. Sie kennen, heißt sie zu verhüten wissen.

Der Kirsche ähnlich und daher häufig mit ihr verwechselt wird die Tollkirsche. Sie ist die gefährlichste Giftpflanze, die wir haben. Das in ihr enthaltene Atropin genügt schon nach dem Genuß weniger Kirschen, um beim Menschen sehr stürmische Vergiftungserscheinungen hervorzurufen. Der rote Fingerhut enthält das schwerste Herzgift, das wir kennen und findet deshalb schon seit 150 Jahren in der Medizin Verwendung. Ein ähnliches, wenn auch schwächer wirkendes Gift enthält das Maiglöckchen. Die Schirlingsarten enthalten das Gift, das im Altertum zur Vollstreckung von Todesstrafen verwendet wurde und dem bekanntlich Sokrates zum Opfer fiel. Das schwerste Pflanzengift, das es überhaupt gibt, und das schon in einer Menge von 4 Milligramm tödlich wirkt, ist in dem Sturmhut enthalten, der in den Gebirgen von Mittel- und Süddeutschland und in den Alpen heimisch ist. In allen seinen Teilen ist der Goldregen giftig, ebenso die Wolfsmilch, der Stechapfel und vor allem die Herbstzeitlose. Der Klatschmohn enthält in geringen Dosen Opium, es empfiehlt sich daher, Mohn den Kindern nicht zu geben. Die Kerne unseres Steinobstes enthalten in geringen Dosen Blausäure, die bittere Mandel sogar in höherer Potenz.

Die Pflanzengifte die so unheilvoll und zugleich in der medizinischen Anwendung so segensvoll sein können, sind in der Hauptsache Stickstoff enthaltende Kohlenstoffverbindungen, Alkaloide oder Glykoside; in ein und derselben Pflanze sind häufig mehrere Alkaloide. Auch das Gift der Giftpilze gehört zu den Alkaloiden. Zum Hervorrufen von Erkrankungen brauchen die Pflanzen nicht in den Mund genommen zu werden. Häufig genügt schon die Berührung. Am bekanntesten ist dies bei der Brennessel, gefährlicher jedoch bei der Primel. Die Wirkung des Primelgiftes ist an eine gewisse Ueberempfindlichkeit des einzelnen Menschen geknüpft. Es handelt sich dabei um ähnliche Vorgänge, wie wir sie vom Heufieber kennen. Auch der Duft mancher Blumen vermag Krankheitserscheinungen hervorzurufen.

Den Gefahren unserer heimischen Pflanzenwelt kann man aus dem Wege gehen, wenn man folgende Leitsätze beachtet: Nimm nie unterwegs Blumen und Pflanzen in den Mund; genieße keine Frucht, kein Obst, bevor es nicht gewaschen ist; wasche dir, wenn du vom Spaziergang kommst und Blumen und andere Pflanzen angerührt hast, stets die Hände; iß nicht, bevor du deine Hände gewaschen hast; sorge bei Vergiftungserscheinungen sofort für ärztliche Hilfe. Schnelle ärztliche Hilfe bringt fast immer Rettung, auch bei schwerer Vergiftung. Jede Minute aber ist kostbar.

Ein Riesengürteltier entdeckt

Die berühmten Riesengürteltiere, die in vorgeschichtlicher Zeit ihren bis zu zwei Meter langen Panzer durch die Pampa schleppten, stellen reine Zwerge dar gegenüber mit einem Artgenossen, dessen versteinerte Reste kürzlich in der Nähe der Ortschaft Epupel in Argentinien gefunden wurden. Mit mehr als sechs Metern Länge war dieser Riese über dreimal so groß wie alle bisher bekannten Artgenossen. Der Schwanz allein muß anderthalb Meter in der Länge bei einem Durchmesser von mehr als einem halben Meter an der Stelle des Schwanzansatzes. Es ist daher kein Wunder, daß mehrere starke Männer erforderlich waren, um allein diesen Körperteil des Urweltriesen zu heben. Aus der Art der Fundstelle ergab sich, daß dieser Gigant unter den Gürteltieren s. Zt. einer Naturkatastrophe zum Opfer gefallen ist. Die Reste lagen auf einer Schicht von Kalk und Steinsalz, über der sich eine viele Meter dicke Lage versteinerter vulkanischer Asche erhob. Das Tier muß zu einer Zeit gelebt haben, als das heutige Argentinien, damals noch ein Teil des Meeresbodens, gerade allmählich aus den Fluten auftauchte. Eigenartigerweise hat sich die Erinnerung an diese unendlich ferne Zeit bis auf den heutigen Tag in einer Sage der heute im Feuerland lebenden Onabasser noch erhalten. — Die heute noch in Südamerika — und nur dort — vorkommenden Gürteltiere sind ganz erheblich kleiner als ihre Ahnen; erreichen sie doch nur eine Länge von etwa 15 Zentimetern.

Lebt das echte Quagga noch?

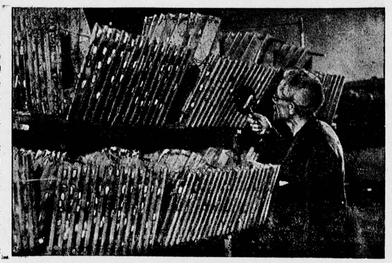
In zoologischen Kreisen hat die kürzlich aus Afrika eingetroffene Meldung, daß in der bekannten Namibwüste im Süden des Erdteils Vertreter des echten Quaggas festgestellt seien, erhebliches Aufsehen erregt. Seit mehreren Jahrzehnten galt nämlich dieser nahe Verwandte des Zebras als vollkommen ausgestorben. Das letzte lebende „echte" Quagga wurde 1888 in Deutsch-Südwest-Afrika beobachtet. Vom Zebra unterschied sich der angeblich ausgestorbene Vetter durch seinen kräftigeren Körperbau, die dunklere Farbe und den Umstand, daß die Querstreifen bei ihm ausschließlich am Vorderteil seines Körpers auftraten. Wenn sich die Nachricht, daß ein Trupp von 14 echten Quaggas in unserem ehemaligen Schutzgebiet gesehen wurde, in der Tat bewahrheiten sollte, so wäre das eine erfreuliche Tatsache.

Vor dem Ende der Kunstseide?

Nachdem es der Kunstseide gelungen ist, die echte Seide restlos vom Markt zu verdrängen, wird sie aller Voraussicht nach demnächst selbst mit einem gefährlichen Wettbewerber zu tun bekommen, der künstlichen Seide, mit der seit einiger Zeit in den Vereinigten Staaten vielversprechende Versuche angestellt worden sind. Wie bekanntlich trotz ihres Namens mit Seide nichts zu tun; sie wird aus Zellulose gewonnen, ist mithin ein pflanzliches Erzeugnis. Anders dagegen die künstliche Seide, die gleich der echten auf die Seidenraupe als Lieferanten angewiesen ist, aber von ihr auf künstlichem Wege mehr Seide erzielt, als jene auf natürliche Weise hervorbringt. Bei der Herstellung dieser künstlichen Seide geht man derart vor, daß die Kokons der Seidenraupen in bestimmten Chemikalien aufgelöst werden. Man erhält so eine Lösung, die ihrer chemischen Zusammensetzung nach mit jener, aus der die Seidenraupe ihre feinen Fäden spinnt, große Aehnlichkeit hat. Diese Lösung nun, gewissermaßen Seide in flüssigem Zustande, preßt man durch ein Sieb mit ganz feinen Maschen, worauf die so erhaltenen Fäden getrocknet und dann gesponnen werden. Was es heißt, soll die Erfindung in Japan schon des längeren bekannt, aber unterdrückt worden sein, um die für das Land so wichtige Seideindustrie nicht zu gefährden. — Uebrigens hofft man in Amerika, demnächst noch einen Schritt weiter gehen und Seide auch auf synthetischem Wege gewinnen zu können. Unter Ausschaltung des Kokons will man die Proteinlösung, aus der die Seide gebildet wird, auf chemischem Wege herstellen.

Deutsche Seidenraupen

Es ist wenig bekannt, daß auch in unseren Breiten die Seidenraupenzucht durchaus heimisch und lohnend ist. In Müllersfelde besteht beispielsweise sogar eine Lehranstalt für Seidenbau. Tausende Morgen Land sind mit Maulbeerbäumen bepflanzt, auf denen viele Millionen Seidenraupen gezüchtet werden. Es besteht auch ein gemeinnütziger Verband für den Seidenbau, dessen Ziel es ist, Minderbemittelten und Erwerbsbeschränkten eine lohnende Nebenerwerbsquelle zu erschließen. — Unser Bild zeigt die Prüfung des Spinnprozesses. Den Raupen stellt man große Rausen zur Verfügung, in denen sie sich einspinnen.



Aus fernen Zonen

Land der Gegensätze

Blick auf Albanien

Aus den Buschdden springt ein weißes Haus auf kahlem Hügel. Blutrote Fahnen sind rings um es gepflanzt. Ein Schuß gibt das Zeichen, zu halten. Es ist die Grenze zwischen Albanien und dem Epirus, ein von Sumpfecken und Niedgewächsen gezogener Streif, in dessen Wildnis Europa wie eine dem Verlöschen nahe Flamme flackert. Die Wachsoldaten sind Analphabeten, ich selbst muß die Eintragungen besorgen. Die Verständigung erfolgt italienisch. So empfängt mich das Land. In der Oedenei an meinem Weg, zu der Verlassenheit zerfurchten Berggazds, zu trostlos dunklen Moorseen und ärmlichen Schilfhütten im Felsheidegewirr, zu den wilden Gestalten bewaffneter Hirten und Reiter schwingt als Mittler und Milderer der Nachklang der vertrauten Sprache.

Ein türkischer Han, ein Einkehrhaus baut seine bewohrten Mauern und Tore, seine vergitterten, nur in den oberen Stockwerken angebrachten Fenster an den Weg. Balkanfährnis und Unsicherheit des räuberisch bekommandeten Landes will sich mit diesem Bollwerk künden und — zerfließt wie das Nunzeln einer Stirne, am Lächeln eines Mundes, vor dem spielerischen Kunterbunt eines Schaukastens. Eine kosmetische Oase in der Wildnis! Parfums, Puder, Schminken und Essenzen italienischer Herkunft. Man sagt, daß auch die albanischen Männer diesen schönen Künsten huldigen!

Und wohin ich mich nun wende, ob durch weite Sümpfe nach Norden, ob durch Bergriegel nach Osten, ob in Städte oder winzige Marktflecken, ob in das Gehege eines albanischen Stammes oder in das wohlverwahrte Anwesen einer mohammedanischen Sippe, stets ist das Gesicht des Landes geschminkt, oft zu linkemitlichkeit gewandelt.

Wie das alte Rom dem alten Illyrien sein neues Gepräge gab, so gestaltet das neue Italien das neue Albanien. Wie die antiken Pflanzstätten, das korinthisch-korkyräische Apollonia, Dhoinike und die alte Seestadt Ruthrotum von italienischen Forschern pietätvoll aus Schutt und Vergessenheit emporgegraben werden und in alten Bauwerken die schützende Forderung funktun, die das alte Rom den Zentren seiner Pflanzstätte angedeihen ließ, so wachsen die neuen Städte im Geist des neuen italienischen Einflußbereichs empor. Zwei Pfeiler, die ein nationaler Gedanke und Wille zu einem mächtigen, das ganze Land zu überschwingenden Bogen rundet. Waren Caesars und Augustus' Namen an Illyriens Glanz gekrönt, so ist es heute Mussolinis Persönlichkeit, die ehrfurchtsvoll verehrt, sein Bild, das in den öffentlichen Bauten dem albanischen Königsbild zur Seite gegeben wird. Die italienische Flagge und das Faschistenwappen stammen über allen ansehnlichen Gebäuden und kennzeichnen sie als italienische Verwaltungs- und Handelsniederlassungen, Kasernen und Heime faschistischer Abordnungen. Klar und eindeutig flutet allenthalben der Geist, der Albanien lenkt und die Quelle, die alles Werdende speist.

Das Fluten der Geschichte, das wechselvolle Völkergeschick hierher verschlug, verstockt und wieder löste, ließ nur ein Trümmerwerk von Vermächtnissen zurück. Spurlos verwehte der Sturm der Völkerwanderung, nur müde, untergangsbereite Spuren byzantinischen Siedlertums atmen aus alten Festungsmauern und zerfallenen Basiliken, zerronnen ist der Niederschlag slavischer Einfälle, ein letzter Abglanz venezianischer Macht nistet im Zollopewerk mittelalterlicher Kastelle, selbst die Welle des Islams und der türkischen Gewaltherrschaft, die noch in dieses Jahrhundert hinübergriff, flutet zurück und zerschäumt an der Ohnmacht des Nur-Geduldet-Werdens. Verborgen unter der Tünche des neuen Machtbereiches liegen die verharschten Wunden der Balkankriege und des Weltkrieges, verborgen auch, doch nicht vergessen die der Freiheitskämpfe albanischer Stämme zu allen Zeiten und unter allen Fremdherrschaften mit ihrer jubelnden Formate auf dem steggekrönten Streiten des liedverühmten Skanderbeg.

Daß nichts auf diesem Boden zu wurzeln vermochte, mag an der gärenden, niemals mit Fremdartigem zu einer Einheit verschmelzenden zähen Lebensfubstanz der illyrischen Rasse liegen, die hier in ihren letzten Blüten sich verkörpert.

So formt sich ein Bild bizarrer Gegensätzlichkeit: Zwei Welten, zu denen balkanische Indolenz zwar eine Brücke schlägt, doch eine trügerische, ungewisse. Alles Geordnete gibt sich westlich, alles Natürliche urtriebsam wild. Unbezähmbar wie die Natur, die scheinbar den Mittelm der Zivilisation sich gebeugt und doch unbeirrbar nach den eigenen Gesetzen sich auswirkt, deren in Dämme eingefangene Flußnetze der Winter zu alles vernichtenden Dämonen macht, deren quellerfressener Sumpfboden allen Sanierungsversuchen zum Trotz Jahr für Jahr die Malaria erneut ihre Opfer finden läßt, deren Erdstöße alle Monumentalbauten zu Steinagstreu zusammenschütteln, gleich unzähmbar und unberechenbar sind die Menschen. Sie fügen sich und halten eine Weile still und werfen doch aus elementarstem Trieb heraus eines Tages alle Berechnungen überrennend, das Künstliche, das sie bannte, ab.

Da hocken die Soldaten, die sonst ganz gesangen vom europäisch-militärischem Drill auf den Kasernenhöfen Parademarsch üben, auf den Trümmern mohammedanischer Friedhöfe und reinigen Gewehre und Geschütze und waschen an den Flüssen ihre Wäsche. Sie haben Kopfbedeckung und Jacke ihrer nahezu italienischen Uniform ausgezogen, ihr Hemd ist über der Brust geöffnet, nur der kleine weiße Fes und der Lammfellumhang fehlen, sie wieder zu albanischen Wildlingen zu machen. Aber sie fehlen eben. Sinnbild wird da die fremde Uniform, die diese von jeher tapferen, doch unzuverlässigen Krieger von unbedeckbarem Nabellentum zu dumpfem Gehorsam führte. Zu einem Gehorsam, der letztlich durch Sattheit bedingt ist. Diesem Volk, das infolge seiner bis ins Altertum zurückreichenden Stammesverspliltterung im Grunde des Nationalgefühles entbehrt und sich über das Schicksal seines Vaterlandes als geschlossene Wesenheit kaum irgendwelche Gedanken macht, ist die Sicherung des Lebensunterhaltes und die Befriedigung angeborener Gelüster, ganz gleich von welcher Seite, die Hauptsache. Ueberall dort, wo das zur Verfügung gestellte italienische Kapital arbeitet, hospitiert sich das Land der vor kurzem noch blühenden Räuberromantik, der unbekümmerten Hirtenidylle und des morgenländisch-fatalistischen Dahindämmerns.

Mit einem kühnen Sprung setzte das Verkehrswesen vom Maultier-Karawanentum, dem starke Bewaffnung das charakteristische Gepräge gab, das vor kurzem noch die Flüsse auf primitiven Fähren überquerte und zur Regenzeit durch die Ueberschwemmungen auf Monate hinaus in seiner Bewegungsfreiheit gebannt war, über alle Zwischenstufen hinweg zu den allermodernsten Verkehrstechniken. Man reist in Ermangelung von Eisenbahnen im Flugzeug oder im Kraftwagen. Italienische Ingenieure ziehen im Auftrag italienischer Baugesellschaften ein kunstvolles Straßennetz über Pässe und Sümpfe hinweg und spannen meisterhafte Brücken über die Ströme und über abgründige Borgschlünde. Stellt der übrige Balkan ein wahres Museum des Autos und seines Typenwandels dar, so wähnt man in Albanien zwischen den neuesten Modellen der italienischen Autoindustrie. Sind die Balkanchauffeure gemeinhin Gestalten, denen man sein Leben nur mit Unbehagen und die Zuversicht an ein Erreichen des Zieles nur mit Vorbehalt anvertraut, so bieten sich die albanischen Autolenker als technisch gewandte Kavallerie — italianissimi — dar. Neben dieser laut und ausdrücklich sich bekundenden Kaste erprobt eine zweite, zäh und klebrig, ihre wohlorganisierte Schaufpielkunst an der Inwasion des Westens, die der Bettler. Da blickt Albanien uns mit seinem wahren Gesicht an, entbehrungsgewohnt, mit der reinen Notdurft sich bescheidend, fern aller Zielstrebigkeit und alles Erhaltenges des Besitzes. Nur der Sucht des Politisierens fanatisch ergeben. Vom Bettler, vom Hirten und Bauern bis zum frommen Derwisch und zum unabdingsamen Stammesfürsten fühlt ein jeder sich berufen, Politik zu treiben. Sie ist die Welt und die Beschäftigung des Mannes, die Arbeit aber kommt den Weibern zu und saugt früh den Reiz der Jugend aus ihren bedeuteten Körpern.

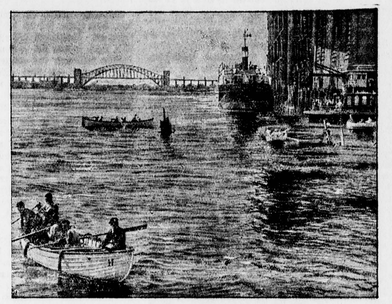
Treiben die ländlichen Siedlungen und jungem, unverbildetem Stamm eine Blütenfülle der Urwüchsigkeit, so sind die Städte ein stimmendes Gemisch von balkanischer Triebhaftigkeit und westlicher Zivilisation. In schmalen Lehmgassen, die ein einziger Regenfall in Morälte verwandelt, schickt Albanien verstockt und verbrämt seine Urkeime. Geschäftigkeit enggeballten Menschenspiels krtlichtert dunk und wirr. Die beihendon Gerüche der Straßenküchen, die inmige Verschmelzung der Vieh- und Menschenlaute, das schemenhafte Gleiten der trachtenumschmückten, verschleierten Frauen, langgezogenen, eintönigen Singsang über dem Gehämmer der Schmiedewerkstätten, stillrieselnde Brunnen, hochgewölbte Kuppelgräber mohammedanischer Heiliger, Friedhöfe inmitten des gierigen Lebens, Männer im weißen Fes und weißen Fez rechten mit wirren schwarzgestickten Ornamenten, die ihre Waffen so selbstverständlich wie wir unsern Schmuck tragen, das ist das Albanien, das dem Osten näher ist als dem Westen, der Vergangenheit näher als der Gegenwart. Nur wenige Schritte weiter sind die stillen Wohnviertel der Mohammedaner, naturnah dort gelagert, wo das Gassengeäder in wiesigen Gründen und Baumgärten verschert. Die Häuser von hohen Lehmziegelmauern verschlossen, nur die flachen Dächer und neugierige Gesandt der Innenwhle dem Blick preisgebend. Und wieder ein paar Schritte! Da blättert das Bilderbuch des Ostens zu. In anspruchsvoller Kulisse, in bogenlichtüberfluteten Boulevards flutet modernes Leben, Autowerkstätten hämmern in alten Moscheenhallen, um Kaffee- und Speisehäuser lärmt es italienisch. Man grüßt faschistisch, Risotto und Spaghetti wurden auch in Albanien Nationalgerichte, und die Grammophone lassen Verdi, Puccini und Caruso auch in Albanien unsterblich werden. Die gastliche Begrüßungsformel des ganzen Balkans, der türkische Kaffee ist dem italienischen espresso gewichen, er wird zum Sinnbild der Wandlung; im Grunde bleibt er derselbe, nur die Aufmachung ändert sich. Die Auslagen der Läden beweisen die Ueberschwemmung des Landes mit westlichem Handelsgut. Doch daswischen trumpft immer wieder, wie ein Wilmeln des wahren Albaniens, die Penetranz des Hammels und alles, was von ihm kommt, auf.

Mit italienischem Gelde zahlt man ebenso selbstverständlich, wie mit albanischem, das in seiner Lochdrung der neuen italienischen Münzprägung sehr ähnlich ist und sich nur im Entwurf, der dem altrömischen Sagenkreis entnommen ist, unterscheidet. Der Geschäftsmann aber der Hirte und Bauer lehnen das eine wie das andere ab. Ihnen gilt als einzig zuverlässiges Geld die Krone, die Vorkriegsmünze, denn sie ist im Gegensatz zu der neuen Nickelwährung aus Silber. Ganz primitiver Handelsinstinkt wählt hier positiven Wert und Gegenwert sorgsam ab.

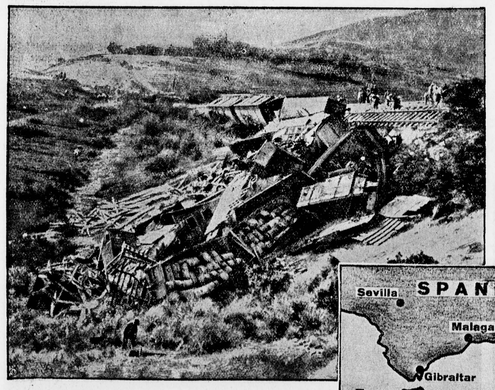
So wird auch das Kräftespiel der Nationen sich entscheiden. Sein Land gibt der Albaner für den Ausbau und die Zivilisation in Zahlung, sich selbst aber und seine Seele — nie.

Jonny Behm.

Die schwere Schiffs-Explosion in Newyork



Vor einigen Tagen explodierte im Newyorker Hafen, wie erinnerlich, das Fährschiff „Observation", wobei 40 Fahrgäste den Tod fanden und mehr als 50 verletzt wurden. — Unser Bild zeigt Boote der Newyorker Wasserpolizei beim Absuchen der Unglücksstelle.



Das Massengrab der Legionäre

Erste Originalaufnahme des folgenschweren Eisenbahnunglücks bei Tlemcen in Nordafrika. Hier sauste ein mit Fremdenlegionären besetzter Eisenbahnzug die Böschung hinab. Die einzelnen Wagen bildeten nur noch einen unkenntlichen Trümmerhaufen, aus dem man 63 Tote und mehrere hundert Verletzte barg.

Bild rechts: Uebersichtskarte zu dem furchtbaren Eisenbahnunglück in Algier.

Das umgekehrte Oktoberfest

Von Karl Ettlinger, München

Das Münchener Oktoberfest dauert vom 17. September bis 2. Oktober

„Guten Nachmittag, Fräulein Bratwürstl!" „Wie steht das werte Befinden, Herr Türkischer Honig?" „Guat schaun S' aus, Fräulein Brathändl!". „Servus Wiesenmaß!"

Mit diesen Ausrufen betrete ich alljährlich die Festwiese. Und schon bin ich „von Kopf bis Fuß auf Wiese eingestellt". O Sphärenmusik, wenn zehn mechanische Orgeln, fünf Musikkapellen und vier Ausrufertrompeten durcheinandertönen! O Cicero und Münchener Stadträte, meinem Wiesenohr sind die Sprüche der „Zuden-Kommandeure" heute weniger als eure sämtlichen Reden! Wer hat gesagt, der gerade Weg sei der beste? Der Auf- und Abweg der Achterbahn scheint mir heute tausendmal besser. Mein hochverehrter Herr Don Juan, Ihr Champagnerlied ist hinreißend, aber wie würden Sie erst singen, wäre Ihnen die Wiesenmaß bekannt? Aber dann kämen Sie wahrscheinlich vor Nippen überhaupt nicht zum Singen, und in Mozarts Partitur stünde an dieser Stelle: vierzig Takte Pause.

Ich saß neben meiner Leni im Vierzelt, nachfolgend in den Genüssen der Schensswürdigkeiten. Die Leni war sehr vergnügt, hatte ich mich doch einmal wieder mit Ruhm bedeckt. Im Hippodrom nämlich. Da hatte ich der Leni zeigen wollen, wie ich mich hoch zu Roß ausnehme, denn der Mann muß der Frau imponieren.

„Sie brauchen nicht so zu zittern", hatte mir der Stallmeister zugeflüstert, „der Gaul ist lammfromm!"

Es war wirklich ein frommes Pferd gewesen sein, denn kaum saß ich droben, rief ich alle Heiligen an. Uebrigens saß ich nicht lange droben. Die Leni konnte sich gar nicht „derfangen" vor Lachen, während des ganzen Wiesenrundganges lang sie vor sich hin: „Mein Liebster ist ein Reiter", und als ich gar im Glückshafen unter zehn Nieten als einzigen Treffer ausgerechnet eine Reitpeitsche gewann, war's ganz aus.

Jetzt hockten wir vor der schäumenden Maß, die mir sympathischer ist als ein schäumendes Roß, und die Leni trank mir zu „Prost, mein Ritter!" Ich schwieg gekränkt. „Die Welt ist verkehrt eingerichtet", sann ich. „Gar vieles könnte ich mir umgekehrt denken. Weshalb stiegt der Mensch vom Pferd hinunter und nicht aufs Pferd hinauf? Weshalb steckt der Mensch die Nase in den Maßkrug und nicht den Maßkrug in die Nase?"

Solche philosophische Gedanken kommen mir oft nach der dritten Maß, denn sobald ich mein Gehirn ausschalte, bin ich ein großer Denker. Und so sah ich nach einigen weiteren Nippen eine umgekehrte Wiese vor mir: da waren nicht die Wilden als Völkerschau nach Europa gekommen, sondern die Europäer zu ihnen.

„Treten Sie näher, meine Herren Kannibalen," schrie der Ausrufer. „Hier sehen Sie die Europäer in ihren seltsamen Sitten und Gebräuchen! Sie werden dieses Volk seine wilden Tänze ausführen sehen, den Foxtrott, den Rumba und andere uns unfaßbare Gliederverrenkungen. Schon dies allein, meine Herrschaften, ist die zwei Säuregurkschwänze Eintritt wert! Sie hören in der zweiten Abteilung dieses Volk seine schreckenerregenden Lieder singen, wie „Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätt", „Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad", „Wie kommt denn der Spinat auf's Dach", und Sie werden nicht begreifen, meine Herrschaften, daß dieses Volk solche Töne für Musik hält! Kassa, Kassa! — **Ich zeige Ihnen hier ein Exemplar dieses Volksstammes in seiner Hochzeitstracht! (Mit Entsetzen sah ich, wie er mich in Frack und Zylinder vorführte.) Sie wechseln Ringe, welche sie aber merkwürdigerweise nicht durch die Nase tragen, sondern mitunter in der Westentasche. Nur der Tod kann sie scheiden — oder das Landgericht. Der junge Mann geht jetzt hinein, in fünf Minuten beginnt die Vorstellung!"**

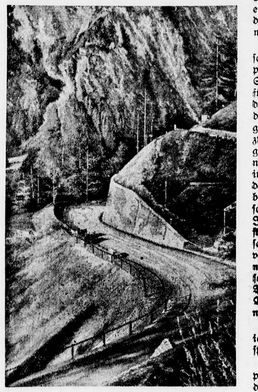
Er gab mir einen Tritt in die Kehrseite, und ich zog mich zurück. Und ich hörte ihn weitersprechen.

„Hier zeige ich Ihnen ein weibliches Exemplar. Bitte nicht reizen, es kann sehr wild werden! In früheren Zeiten lebte das europäische Mädchen vor der Vermählung vorwiegend im Elternhause, neuerdings mit Vorliebe auf dem Rücksitz eines Motorrades! Beachten Sie, meine Herrschaften, diese gefärbten Lippen, diese geschwärzten Augenbrauen, und Sie werden mir zugeben: „Fürwahr, ein wildes Volk!" Waffen trägt das europäische Weib nicht, hingegen hat es eine Zunge. Gibt die Europäerin auf die Straße, so zieht sie sich an, geht sie in Gesellschaft oder zum Tanze, so zieht sie sich aus. Unsere Hautfarbe, meine lieben Mitkannibalen, ist echt, die Europäerin hingegen färbt ab. Kassa, Kassa, das muß man gesehen haben!

In der dritten Abteilung, meine Herrschaften, führen wir Ihnen dann dieses Volk in seiner ganzen Wildheit vor: in einer politischen Versammlung. Unser Dolmetscher wird Ihnen jedes Wort übersetzen, und Sie werden erstaunt sein, was da geredet wird! Man zahlt auf dem ersten Platz . . ."

Ich zog mich in meinen Pferch zurück. Aber nicht, um mich zur Vorstellung zurecht zu machen, sondern um durchzubrennen. Ich kletterte über die Bretterwand und kam zu einer Wurstbude. „Munter mit dem Zylinder!" fand da in großen Lettern. Vergnügt legte ich mein Zehnerl hin, aber o weh, ich hatte nicht bedacht, daß ich mich auf dem „umgekehrten Oktoberfest" befand! Denn nun warf nicht ich nach Zylindern, sondern mir wurde ein Zylinder aufgestülpt und schon flogen aus der Bude die Bälle nach mir.

„Hilfe!" brüllte ich. Da traf mich ein Ball schmerzhaft in die Seite. Instinktiv griff ich nach dem Ball — und hielt der Leni ihre Hand. Sie hatte mich in die Seite geboxt. „Karlchen, alter Rittmeister und Rossebändiger, jetzt hab ich dir schon dreimal gesagt, möcht noch a Maß!" Da versank mein Traum, ich war wieder auf dem richtigen Oktoberfest. Tschingdara machte die Musik, Lachen und eitel Wonne ringsum, vor mir eine frische Maß, neben mir die Leni — Kinder, die Wies'n hat's doch in sich! Ein Prosit der Gemütlichkeit!

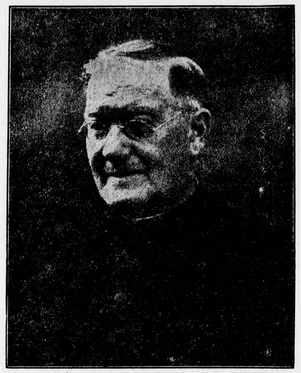


Eröffnung der Großglockner-Hochalpenstraße

Am 1. September ist der erste Teil der im Bau befindlichen Großglockner-Hochalpenstraße feierlich eröffnet worden. Es ist dies die Nordrampe der Straße im österreichischen Bundesland Salzburg. Sie durchzieht das landschaftlich hervorragende Fuschertal nächst Zell am See. Der Bau endet vorläufig in der Höhe der Baumgrenze im Hochmais. Auch die Südrampe der Großglocknerstraße wird bei günstigem Wetter noch in diesem Jahr fertiggestellt werden. Sie beginnt in dem berühmten Alpendorf Heiligenblut und steigt gegen den Hochpaß Pfandlscharte zu an. Die die Nord- und Südrampe verbindende Scheitelstrecke wird im nächsten Jahr gebaut werden. Die Großglocknerstraße, die als moderne Autostraße gebaut wird, dürfte eine der großartigsten Alpenstraßen überhaupt werden, da sie die Hauptkette der Hohentauern in der nächsten Nähe des 3800 Meter hohen Großglockners überschreitet.

Herbststimmung und Waldeinsamkeit in deutschen Landen

Augustin Wibbelt 70 Jahre alt



Am 10. Sept. beging Dr. Augustin Wibbelt in dem Dörfchen Mehr bei Cleve am Niederrhein seinen 70. Geburtstag. Wer kennt nicht Augustin Wibbelt? Unter den katholischen Schriftstellern ist er der ersten einer. Alle haben hier und dort ihn gelesen oder von ihm gelesen. Aber die ihn eifrig und mit Liebe gelesen haben, denen hat er mit seiner himmelnahen Fröhlichkeit, seinem köstlichen Humor und seiner versteckten, aber tiefen Lebensweisheit manche stille und einsame Stunde im Leben unvergeßlich gemacht. — Dr. Augustin Wibbelt ist Priester. Pfarrer zu Mehr am Niederrhein. Dort ist er seinen Pfarrkindern Vater und Führer. Selbst ist er ein Sohn des Volkes und aus dem Volke schöpft er immer wieder seine Kraft zur dichterischen Gestaltung. — Wibbelt ist der Erzähler und Lyriker des Münsterländischen „Platt". Ein gleichgroßer Nachfahr eines Fritz Reuter und Klaus Groth. Ebenso leicht und schnell wie in Reuters Idoem findet man sich in Wibbelts Sprache hinein. Und der Lohn ist überreich. Denn Freude, reine und köstliche Freude will der Dichter seinen Lesern vermitteln. Auch in der Periode seines Schaffens, in der er als Offizist und Volksschriftsteller hochdeutsch spricht. Gerade in diesen Schriften wird Augustin Wibbelt zum Lehrer und Seelsorger des ganzen deutschen Volkes und seine Werke stehen würdig neben denen unserer größten und echtesten Volksschriftsteller.

Wer wirklich echte und feine Lebensfreude finden will, wer trotz des grauen Alltags stillen und glücklichen Sonntag in seiner Seele haben will, der wird in Wibbelts Werken alles reichlich finden. Seine Schriften sind sämtlich erschienen im Verlag Freiheburk und Koenen, Essen. Das soeben erschienene Augustin-Wibbelt-Buch von Wilh. Bachmann unterrichtet in vorzüglicher Weise über Leben und Werk des Dichters.

Man lernt nie aus

Das dichteste Eisenbahnnetz der Erde hat die kleine Insel Barbados, die zu den kleinen Antillen gehört. Auf 100 Quadratkilometer kommen hier 200 Kilometer Eisenbahnen. (In Deutschland 12,5 Kilometer.)

*

Den Begriff „Kochen" kennt der Australneger nicht. Die Speisen werden vielmehr über dem offenen Feuer oder in heißer Asche gebraten. Seine Ursache hat dies darin, daß der Australneger keine wasserdichten Töpfe hat, da ihm die Töpferei fremd ist.

*

Das Wort „tätowieren" (auch: tatauieren) ist tahitanisch, ist also der Sprache der Eingeborenen der Insel Tahiti, einer der Gesellschaftsinseln im Stillen Ozean, entnommen, da von den Tasmaniern, den Australiern und den Indianern die Sitte stammt, den Körper mit Figuren zu verzieren.

*

Das Wort „Kaffer" stammt aus dem Arabischen und heißt eigentlich Kafir, deutsch: Ungläubiger. Die Portugiesen haben damit die Bewohner der Ostküste Afrikas bezeichnet.

*

Eine merkwürdige Wandlung hat das Wort „Eingeweide" durchgemacht. Ursprünglich verstand man darunter die von weidenden Tieren eingenommene Nahrung, und schließlich bezeichnete man damit die inneren Teile des Tieres überhaupt. So bedeutet auch das Wort „Gulasch", das aus dem Ungarischen kommt, nicht ursprünglich Speise, sondern „Hinderhirt".

*

In Mittelamerika ist die Sonne nicht selten so heiß, daß man Eier an der Sonne hart kochen kann.

*

Ein ausgewachsener Löwe kann Sprünge von über neun Meter Länge hintereinander machen.

*

Wacholdersträuche können über 800 Jahre alt werden.

Kriminalroman von Wilhelm Weldin

6. Fortsetzung

Der Polizist trat an das Coupé heran. „Der verunglückte Wagen befindet sich auf der Nebenstraße links," meldete er. „Inspektor Randolph hat mich hier postiert, um Ihnen den Weg zu weisen."

Kennedy hieß den Mann einsteigen. Alle Lethargie war von ihm gewichen, er war mit einem Male, wie immer, wenn er an einer Fährte ansetzte, wie elektrisiert. Der Wagen zog an, und sie bogen vorsichtig in die von dünnen, frierenden Bäumen eingesäumte Straße ein.

Kennedy warf das Netz einer Frage aus. „Weshalb wurde der verunglückte Wagen erst so spät gefunden?"

„Schon Sir," erklärte der Polizist umständlich, „diese Straße ist wenig befahren. Bloß ein paar Wagen kommen hier täglich durch. Die Kutscher sind Landleute, die die Gegend wie ihre Westentasche kennen und nicht links und nicht rechts schauen. Auch fiel ja das Auto über eine Böschung, überschlug sich und blieb hinter einem Busch liegen, wo es von der Straße aus kaum zu sehen ist."

Ein Gedanke blitzte in Kennedy auf. „Ist hier in der Nähe nicht das Schloß Montford?"

Der Polizist nickte. „Sehr richtig, Sir. Es ist keine Stunde von hier entfernt. Die Milchwagen der Gutsverwaltung benützen sogar oft diesen Feldweg, weil es heißt, daß er die Bezirksstraße abkürze."

Kennedy warf Watts einen beziehungsvollen Blick zu. „Was sagen Sie jetzt?"

Ein weicher, federnder Stoß enthob Watts der Verpflichtung einer Antwort. Der Wagen stand und der Inspektor schlüpfte schnell ins Freie. Es war Neumond und die Nacht pechschwarz. Kennedy stolperte hinter Watts her die Böschung hinunter, verfing sich in dem kahlen Gezweige eines Strauches, dann schimmerten die Umrisse des gestürzten Wagens aus dem Dunkel. Die Lichtkegel der Taschenlampen stammten, tasteten das Innere des Wagens ab, sogen Gegenstand für Gegenstand für Sekunden förmlich aus der Dunkelheit heraus.

Henry Watts war der erste, der seine Meinung äußerte: „Der Wagen muß offenbar ins Schleudern gekommen sein. Anders ist dieser tiefe Sturz kaum zu erklären. Er muß sich in voller Fahrt befunden haben, um so weit von der Straße abzustürzen."

„Sehr richtig," bestätigte Kennedy. Der Wagen befand sich in voller Fahrt, als der Führer erschossen wurde."

„Erschossen — — —?" Watts beugte sich über den Toten. „Bei Gott, Sie haben recht, hier ist eine Einschußwunde. Wie konnte die Polizei das nur übersehen?

„Weil sie von vornherein als selbstverständlich annahm, daß der Unglückliche sich totgestürzt hat. Woraus man ersehen kann, daß man nie etwas von vornherein annehmen soll . . ."

Watts fühlte sich durch diese Bemerkung etwas getroffen. Er hatte nämlich selbst einen Unfall als gegeben angenommen. „Wieder ein Mord!" sagte er kopfschüttelnd.

„Mord —? Nein — Notwehr!"

„Pshaw — woher wollen Sie das wissen?"

Kennedy zog den Inspektor zu dem gestürzten Wagen. „Sehen Sie einmal her! Hier in der Polsterung des Fonds sind zwei Einschußöffnungen. Im Vorderteil des Wagens aber werden Sie trotz genauester Untersuchung keine Einschußöffnung finden. Was geht also daraus hervor?"

Watts zuckte die Achseln.

„Es geht daraus hervor, daß der Unbekannte im Fond den Mirt vom „Seemann" aus Notwehr erschossen hat. Denn aus dem Fond wurde ja nur ein Schuß abgegeben und der war tödlich. Es ist also klar, daß die Schüsse, die in den Fond abgegeben wurden, früher gefallen sein mußten. Noch dem einen tödlichen Schuß aus dem Fond, der außerdem den Unfall verursachte, wäre ja der Mann am Volant nicht mehr imstande gewesen, einen weiteren Schuß abzugeben."

„Und was schließen Sie daraus?"

„Daß der Mann am Volant den Unbekannten im Fond aus irgend einem Grunde attackiert hat, und zwar völlig unerwartet. Denn es gelang ihm, zwei Schüsse abzugeben, bis sich der andere so weit gefaßt hatte, daß er zur [illegible] fand."

Er tat dies in dem Augenblick, da der Wagen in jener Kurve lag, über die er dann abstürzte. Der Führer mußte angesichts der Kurve instinktiv den Kopf, wenn auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, nach vorne gerichtet haben, und der Bruchteil dieser Sekunde genügte dem Unbekannten im Fond, um ihn unschädlich zu machen. Dann fuhr der führerlos gewordene Wagen in voller Fahrt über die Böschung, überschlug sich und stürzte hinter das Gebüsch.

Watts starrte gedankenvoll auf den zertrümmerten Wagen, dessen grotesk-verzerrte Formen die Finsternis gespenstisch belebten. „Und Aileen Barton — —?"

„Kommen Sie," sagte Kennedy und nahm den Detektiv am Arm. „Wir haben hier nichts mehr zu suchen, aber wenn wir schon da sind, können wir Schloß Montford einen kleinen Besuch abstatten. Alles übrige erkläre ich Ihnen auf der Fahrt."

Als der Wagen wieder mit abgeblendeten Lichtern die Straße weiterrollte, fuhr Kennedy mit seinen Erklärungen fort.

„Ich glaube, mir über fünf Punkte im klaren zu sein. Erstens: Aileen Barton sollte nach Schloß Montford gebracht werden. Zweitens: In den Ablauf der Geschehnisse hat sich ein Faktor eingeschoben, mit dem ihre Entführer nicht gerechnet haben. Drittens: Dieser Faktor ist jener Mann, der den Führer des Wagens erschossen hat. Viertens: Aileen Barton ist derzeit in der Gewalt jenes Mannes."

Watts konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Sie reden wie ein Buch."

„Wie ein Rechenbuch, wollen Sie sagen?"

„Ist es aber nicht möglich, daß Aileen Barton selbst den Mann am Volant erschossen hat?"

„Lächerlich. Erstens wäre sie dann wieder zum Vorschein gekommen, und außerdem fand sich ihr Hut neben dem Führerrsitz, wo sie der Wirt vom „Seemann" jedenfalls auch hingesetzt hat, um einen Fluchtversuch sofort verhindern zu können."

„Und der Unbekannte im Fond?"

„Zu diesem Punkt wäre nur zu bemerken, daß es unsicher ist, ob dieser Faktor ein guter oder ein böser ist. Es wird aber jedenfalls gut sein, die beiden Faktoren, die hier, wie es scheint, gegeneinander gewirkt haben, reinlicher zu unterscheiden, um Fehlschlüsse zu vermeiden."

Die beiden Detektive schwiegen einen Augenblick. Hier war die Wand, die jeden Weg versperrte. Die Sackgasse. Eine neue Gewalt hatte sich in das schon bekannte Netz der Fäden, die sie in der Hand hielten, eingeschoben, eine Macht von unbestimmter Größe und Funktion. Alles war dadurch ins Wanken gebracht.

„Wie sollten wir aber den großen Unbekannten ermitteln?" fragte Watts schließlich etwas kleinlaut.

„Indem wir handeln," sagte Kennedy lakonisch. „Sie, Watts, setzen morgen die Erhebungen in Suffer fort und suchen zu ermitteln, ob von Aileen Barton und dem unbekannten Dritten etwas gesehen wurde. Ich fahre mit dem Mittagschnellzug nach Southampton und versuche festzustellen, wer der Dritte war, der in unserem Wagen aus der Taverne entflohen ist. Und jetzt vor allem werden wir so sehen, ob sich im Schloß Montford nicht irgendein kleiner, interessanter Anhaltspunkt findet . . ."

19.

Schloß Montford stammte aus dem sechzehnten Jahrhundert. Es war im Tudorstil erbaut, dem Stile der verfallenen Gotik. Ein massiver, rechteckiger Wirtel, hoch es sich drohend, wie eine Festung, aus dem Dunkel ab. Die schartigen Formen der Mauern und Giebel ragten steil in den schwach fluoreszierenden Nachthimmel und zerrannen allmählich in langsam niedersinkenden Nebelschleiern. Wie ausgestorben lag das finstere Schloß da, nur aus einem Fenster der Nordfront schimmerte Licht.

Lautlos, wie ein gespenstischer Nachtvogel, bog ein großer Sechszylinder mit abgeblendeten Lichern von der Straße ab und wurde Sekunden später von dem schwer lastenden Bodennebel verschluckt.

Nach einer Weile verlosch plötzlich das einsame Licht an der Nordfront des Schlosses. Gleichzeitig erloschen in sämtlichen Zimmern, in den Korridoren, den Wirtschaftsgebäuden, den Personalwohnungen die elektrischen Birnen. Das Schloß, die Nebengebäude lagen vollkommen im Dunkel.

„Elende Wirtschaft!" grollte der Pförtner und tastete im Finstern nach einer Kerze. „Schon der zweite Kurzschluß in diesem Jahre . . ."

Wehmütig betrachtete er im flackernden Kerzenschein die beim ersten unsicheren Herumtappen umgeworfene Brandflasche und machte sich daran, das kostbare Naß von der Tischplatte wegzuwischen, als es läutete. Ein Mann in der Uniform der Arbeiter des nahen Elektrizitätswerkes stand vor dem Tor und begehrte Einlaß.

Er wurde ihm nicht ohne viel Fluchen gewährt. „Schweinewirtschaft das . . . Was ist los, he?"

„Mal 'n kleiner Kurzschluß, wahrscheinlich", antwortete der Elektrotechniker wohlgelaunt und stopfte, unbekümmert um den Zerberus von Montford, auf das Schloß zu, um augenblicklich zum Mittelpunkt der Ereignisse zu werden.

Teils aufgescheucht, teils ärgerlich, teils neugierig drängte sich das Personal um den Mann im blauen Overall. Es regnete Fragen und Flüche, ziemlich zu gleichen Teilen gemischt. Der Kurzschluß war eine kleine Sensation.

Das Erscheinen eines weißhaarigen Herrn machte der allgemeinen Verwirrung ein Ende.

„Mr. Cowler, der Verwalter . . .", flüsterte der Pförtner.

„Was ist eigentlich los?" fragte eine ruhige, volltönende Stimme.

Der Elektrotechniker sah den alten Herrn fragend an: „Lord Montford . . .?"

„Nein," sagte der Verwalter kurz. „Wie lange dürfte die Störung dauern?"

Der Mann im blauen Overall zuckte die Achseln. „Das kann ich erst nach einer genauen Untersuchung sagen. Es ist leicht möglich, daß es sich um ein Durchbrennen aller Sicherungen handelt. Wir hatten einen kleinen Kabelbrand draußen und vermuteten gleich, daß hier etwas passiert sein würde."

„Schön — machen Sie Ihre Sache gut. Und wohlgemerkt: wenn Sie die Störung schnell beheben, werde ich mich gewiß erkenntlich zeigen . . ."

Der Elektrotechniker durchsuchte Schloß Montford vom Giebel bis zum Keller, und nach zwei Stunden wußte er über das Schloß und seinen Besitzer alles, was überhaupt zu wissen war.

Dieser Elektrotechniker war nämlich ein sehr neugieriger Elektrotechniker. Und — nebenbei bemerkt — auch ein galanter Elektrotechniker. Er eroberte im Sturm die Herzen von zwei weiblichen Bediensteten und die Sympathien eines Butlers, was viel zu sagen hat.

Elektrotechniker sind außerdem an und für sich geheimnisvolle und von einer gewissen Romantik umwobene Gestalten. In den Augen der Laien sind sie Magier, Hüter des göttlichen Funkens der Wärme und des Lichtes. Bei einem Kurzschluß aber sind sie mehr noch: Lichtbringer im wahrsten und letzten Sinne des Wortes.

Dieser spezielle Elektrotechniker brachte zwar trotz dreistündiger Arbeit kein Licht in das Dunkel von Schloß Montford — obwohl er sich in einem gewissen Sinne ehrlich darum bemühte — aber er gehörte von der Sympathie, die man seiner Klasse stets entgegenbringt.

Als der Mann im blauen Overall das Schloß verließ, brannten zwei Mädchenherzen lichterloh, aber keine einzige Birne. Zwei Kontakte waren geschlossen, aber es waren keine elektrischen.

Mit einem Wort: Ralph Kennedy war ein Detektiv, der zur Aufhellung eines Falles jedes Opfer auf sich nahm . . .

20.

Eines wußte Kennedy jetzt mit Sicherheit, daß man ihm ernstlich ans Leben wollte. Die Verschickung in der Kiste war noch ein verhältnismäßig harmloser Streich gewesen. Eine Warnung und gleichzeitig ein gelungener Versuch, ihn für einige Zeit aus dem Wege zu räumen. Warum dies geschehen

Danzig in Gefahr

Das Krantor an der Mottlau, das Simbild der Hansastadt Danzig, im Hintergrunde die Johanniskirche.

Herbst im Hochgebirge

war, konnte sich Kennedy jetzt auch zusammenreimen. Seine Verbindung mit Aileen Barton war seinen geheimnisvollen Gegnern wider den Strich gegangen; sie hatten gefürchtet, daß er ihre Absichten durchkreuzen würde. Nun aber wurde es ernst. Das Attentat auf Murray war keine Warnung mehr gewesen — es hatte Kennedy selbst gegolten.

In einer Hinsicht aber war er befriedigt. Die Versuche, ihn aus dem Wege zu räumen, zeigten, daß der Mann, dem er auf der Spur war, sich hart verfolgt fühlte und einen Verzweiflungskampf ausfocht. Und darüber empfand Kennedy eine gewisse Genugtuung. Die Anschläge auf ihn waren — es war paradox, aber wahr, — die ersten Anzeichen eines Erfolges.

Als er den Mittagsschnellzug nach Southampton bestieg, um dort die Ermittlungen über den unbekannten Dritten anzustellen, der in jener denkwürdigen Nacht aus der Taverne entflohen war, wußte er sehr gut, warum er diesmal den Schienenweg gewählt hatte. Im Auto wäre er über einsame Landstraßen gekommen, wo es seinen Verfolgern ein Leichtes gewesen wäre, ihm eine Falle zu stellen. Dennoch hatte Kennedy ein unbestimmtes Gefühl, daß ihm auch auf der Bahn irgend eine Gefahr drohte.

So legitimierte er sich und ließ sich ein Halbcoupé zur alleinigen Benutzung anweisen. Er verschloß sich darin, zog die Vorhänge vor die Gangfenster und wiegte sich seit Stunden zum erstenmal in dem angenehmen Bewußtsein, endlich für einige Zeit in Sicherheit zu sein.

Mit einem fast unmerklichen Stoß setzte sich der Schnellzug in Bewegung und rollte langsam aus dem Holzdunkel der Halle. Sah strömte volles Tageslicht in das Coupé, ein Streifen Sonne breitete sich auf dem Linoleumbelag des Bodens aus, und in den mächtigen Strahlenbündeln, die sich wie eine mattleuchtende Goldbarre schräg durch das Fenster schoben, tanzten dünne Staubfäserchen. Endlose Weichenanlagen knatterten unter dem Zug hinweg; ein Spalier leerer Wagengarnituren flog draußen vorüber, eine große Vorstadtstation mit langen, weit gegabelten Bahnsteigen, dann mischte sich das erste verwaschene Grün in das Filmband der Landschaft und die Telegraphendrähte, die ewigen Begleiter des Schienenweges, schoben sich wie wellenförmig schwankende Bänder vor in das Blickfeld.

Der süßlerne Rhythmus der Räder erfüllte Kennedy in seiner monotonen Gleichmäßigkeit mit einer großen Ruhe. Dieser Rhythmus entsprach den raschen Pulsschlägen seines Blutes; er war ihm in seiner Natürlichkeit zutiefst verwandt und ihr Rattern war wie eine Heimkehr, ein Zurückfinden zu sich selbst, das volle Stille und Frieden war. Denn Tempo und Bewegung war Kennedys Lebenselement. Er umgab sich damit, weil er nicht anders leben konnte. Seine differenzierte Natur fand Ruhe nur in der Unrast. Stillstand war für ihn das Beunruhigendste, was es gab. Hätte Kennedy sehr viel Geld gehabt, er wäre Weltbummler geworden. Aber er hatte keines. Und darum wurde er Detektiv.

Die Erscheinige der letzten Nacht zogen in blassen Spiegelbildern an ihm vorüber. Seine Gedanken kreisten immer enger um die Ergebnisse seiner Recherchen in Schloß Montford. Sie hatten immerhin einiges Neues ergeben: Lord Montford pflegte angeblich häufig und immer auf lange Zeit zu verreisen, und kein Mensch wußte dann, wo er sich eigentlich befand. Auch jetzt hieß es, daß er verreist sei. Seit einem halben Jahre hatte ihn niemand mehr auf dem Schloß gesehen. Er hatte einen Sekretär namens Robert Cowler, der gleichzeitig als Oberverwalter fungierte und in seiner Abwesenheit alle Geschäfte besorgte. Dann waren in der Dienerschaft, die Kennedy für harmlos hielt, da sie von dem seltsamen Treiben ihres Herrn offensichtlich keine Ahnung hatte, Gerüchte verbreitet, daß sich im Schloß ein geheimes Verlies befand, das durch einen unterirdischen Gang von Kilometerlänge mit der Außenwelt und durch einen geheimen Eingang mit dem Schloß verbunden sein sollte.

Kennedy grübelte noch einige Zeit über dieses Ergebnis nach, doch langsam meldete sich als Folge der schlaflos verbrachten Nächte eine grenzenlose Müdigkeit. Wohliges Gähnen kroch die Halsmuskeln entlang und allmählich verfiel der Detektiv in einen leichten Schlummer. Aus verworrenen Traumbildern löste sich das Bild Aileens und lächelte. Da wurde es mit einemmal sehr dunkel; eine bleierne Wolke zog über einen lichten Himmel auf, wild und zackig, flog heran wie ein Gewitterturm, wurde zu einem fahlleuchtenden Wolkengebirge, umhüllte Aileen mit nebligen Polypenarmen und trug sie davon. Von fernher noch zitterte ein verlorenes Lächeln vorüber, nahm Gestalt an, wurde zu einer glutroten Rose, deren Blätter im Sturm zerflatterten. Da gellte ein Schrei auf, so markerschütternd, so grauenhaft, daß Kennedy jäh erwachte und mit verstörten Augen um sich sah . . .

Ein Mensch befand sich im Abteil.

Instinktiv griff Kennedy nach dem Revolver, dann zuckte seine Hand verlegen zurück. Er lächelte verzerrt, während die düsteren Traumbilder noch wie ein Alpdruck auf ihm lasteten.

Es war der Kondukteur.

Aergerlich fuhr sich Kennedy über die Augen, wie um den Schlaf hinwegzuwischen, und hieß seine Karte markieren. Der Schaffner salutierte und zog sich zurück. Die Schiebetür fiel ins Schloß. Etwas Metallisches schnappte ein.

Ein Bild benommene Kennedy. Halb in den Traum verwoben, sah er den Kondukteur über sich gebeugt, plötzlich zurückfahren. Er konnte dieses Bild von den Traumbildern nicht trennen. Und doch schien es dem Reich der Wirklichkeit anzugehören.

Hohl rollte der Zug über eine Brücke, deren Gestänge in bewegtschen Quadraten am Fenster vorbeiflog.

„Tick . . ." machte etwas.

Ein letztes hohles Rattern, dann fuhr der Zug wieder auf fester Erde.

„Tack . . ."

Wie toll knatterten die Weichen einer kleinen Station, die draußen vorüberhuschte. Kennedy sah gerade noch einen Beamten, der salutierend in das Stationsgebäude zurücktrat, dann schob sich wieder das endlose Spalier der Telegraphenstangen an das Gleise heran.

„Tick . . . Tack . . ."

„Tick . . . Tack . . ."

Mit einem Satz war Kennedy an der Tür. Sie war von außen versperrt.

Unter einem kräftigen Hieb splitterte die schmale Scheibe des Gangfensters entzwei, doch vergeblich suchte sich Kennedy durch die Oeffnung zu zwängen; sie war zu schmal. Draußen im Gang war kein Mensch. Der Wagen schien leer zu sein.

„Tack . . ." machte es hinter Kennedy. Die Bombe.

Fieberhaft kafteten die Blicke des Detektivs das Abteil ab. Nichts zu sehen. Es gab so praktische, handliche kleine Höllenmaschinen jetzt . . . Westentaschen-Höllenmaschinen sozusagen . . . die politische Hochflut der letzten Zeit hatte so das sogenannte „Russische Ballspiel" so ungemein vervollkommnet.

Wo gab es aber einen Ausweg aus dieser Falle? Die Tür zum Gang war versperrt, vor dem Coupéfenster lief der Tod mit hundertzwanzig Stundenkilometern.

Aber das Fenster war die einzige Chance.

Kennedy war ganz ruhig geworden jetzt. Angesichts dieser Lage konnten nur eiserne Nerven helfen. Die Chance mußte genützt werden.

Die Notbremse gezogen — dann sauste das Fenster herunter und Kennedy schwang sich hinaus. Irgendwo fanden seine Füße einen Halt, die rechte Hand langte zum nächsten Fenster hinüber, klammerte sich an einen Griff. Ein kühner Schwung, dann hing Kennedy am Fensterrahmen des nächsten Abteils.

Es war höchste Zeit gewesen. Im nächsten Augenblick platzte eine dicke schwarze Rauchwolke aus dem Fenster des Holzcoupés und eine Detonation erklang, die sekundenlang das Dröhnen des fahrenden Zuges und das Kreischen der funkensprühenden Bremsklötze übertönte. Scherben und Holzsplitter flogen aus dem Fenster, die Scheidewand zum nächsten Abteil wurde durchgedrückt, und Kennedy bekam eine Ladung voll Rauch und Splitter ins Gesicht. Durch den Luftdruck zurückgeschleudert, verlor er den Halt und stürzte.

Er fiel sanft. Der Zug war mit einem letzten Ruck stehen geblieben, so daß sich die Wucht des Falles vermindert hatte. Fenster flogen auf, erregte Menschen sprangen aus dem Zug, wo es nur einen Ausweg gab. Man glaubte an einen Eisenbahnunfall.

Mit ein paar Worten erklärte Kennedy dem Zugführer den Vorfall. Man suchte sofort den Schaffner, der in Kennedys Wagen Dienst hatte. Er war aber nirgends zu finden.

Man sah in allen Abteilen nach, in den Toiletten: nichts. Der Mann war spurlos verschwunden.

Im Gepäckwagen, im Abteil des Zugführers setzte Kennedy die Fahrt fort.

„Ich verstehe das nicht", sagte der Zugführer kopfschüttelnd, nachdem ihm Kennedy eine Zigarette angeboten hatte. „Der Schaffner Dickson ist ein grundanständiger Mensch, der etwas Derartiges nie tun würde. Ich kenne seine Familie persönlich und möchte meine Hand dafür ins Feuer legen, daß er nicht einmal weiß, wie eine Höllenmaschine aussieht, geschweige denn, daß er imstande wäre, auch nur einer Fliege ein Leid zu tun."

Kennedy zuckte die Achseln. „Das wird die Untersuchung zeigen."

In der Bahnhofshalle von Southampton entstiegen dem Zug 23 alarmierte Passagiere, die das Zugpersonal und den Stationsvorstand mit Fragen bestürmten. Die Bahnhofspolizei leitete eine Untersuchung ein und erließ gegen den Schaffner John Dickson einen Haftbefehl.

Am selben Abend fand ein Bahningenieur bei der Besichtigung des durch die Explosion arg mitgenommenen Wagens den Schaffner Dickson. — — Er war tot.

Die Leiche war nur mit Unterwäsche bekleidet, die Uniform fand man unter dem gegenüberliegenden Sitz.

Als diese Nachricht Kennedy in der Hauptpolizeistation von Southampton erreichte, schlug er sich mit der Hand gegen den Kopf.

„Wie konnte ich nur gerade nicht daran denken. Ich hätte sämtliche Passagiere des Zuges in Southampton verhaften und auf ihre Identität prüfen lassen sollen. Ich wette, der Attentäter war unter ihnen!"

Der Kommandant der Polizei machte ein philosophisches Gesicht. „Wenn man alles im voraus wüßte, Mr. Kennedy, dann gäbe es keine Verbrecher in der Welt."

Kennedy antwortete nicht.

„Jedenfalls ein verdammt gefährlicher Bursche," gähnte der Polizeikommandant in sich hinein und wünschte heftig, der Detektiv wäre aus seinem Distrikt draußen und er die Verantwortung los.

„Ich werde diesen Mann zur Strecke bringen," sagte Kennedy zwischen den Zähnen, und in seinen Zügen spiegelte sich eiserne Entschlossenheit.

Der Mann aber ging draußen vor der Polizeistation auf und ab und rauchte eine Zigarette nach der anderen. So oft jemand aus dem dunklen Haus herauskam, verschwand er um die nächste Ecke.

Um zwölf Uhr nachts stand der Mann noch immer da und wartete. Aber er wartete vergebens. Kennedy war förmlich vom Erdboden verschwunden.

21.

Joe Trevor, Messerstecher und Revolverheld, lebte buchstäblich von der Hand zum Mund. Vorbedachter Mord war nicht sein Fach. Dazu war Mr. Trevor nämlich zu bequem. Außerdem war sein Grundsatz in jeder Beziehung: Leben und leben lassen. Daß er trotzdem ein paar Leute nicht leben ließ, war — seiner Ansicht nach — nur ihre Schuld. Wenn Joe Trevor mal einen kleinen Schwips hat, muß man eben vorsichtig sein, nicht wahr? Und wenn man es nicht ist, hat man eben die Konsequenzen zu tragen. Man hat schließlich seinen Ruf als Scharfschütze und Messerstecher nicht umsonst.

Stan tat ihm eigentlich leid. Er hatte den schlauen Wirt vom „Seemann" immer gemocht. Der pflegte ihm stets langfristige Kredite einzuräumen, und wenn mal eine blaue Bohne zu gut traf, hatte er ihm immer aus der Tinte geholfen. Warum, zum Teufel, hatte Stan auf ihn geschossen, als er ihm im Fond des Wagens entdeckte, in dem sie in jener Nacht der Polizei entkommen waren?

Ja, Stan war in eine brenzlige Sache verwickelt gewesen, und mit dem Mädel hatte es seine Bewandtnis. Aber was für eine Bewandtnis? Joe Trevor zermarterte sein an solche Arbeit nicht gewöhntes Hirn. Er hatte da einen Vogel eingefangen, der goldene Eier legen konnte, wenn man es nur schlau anpackte.

Ja, Stan! Der mußte schon eine ganze Weile gemerkt haben, daß er sich in den Wagen eingeschlichen hatte und gemütlich im Fond saß. Sonst hätte er nicht so plötzlich geschossen, daß es um ein Haar schief gegangen wäre, wenn man nicht so seine kleinen Erfahrungen im Angeschossenwerden hätte. Denn der Sturz . . . brrrr! Das hätte einem noch den Kragen kosten können. Warum aber in drei Teufels Namen hatte Stan geschossen? Es ist doch nichts dabei, wenn man in ein Auto einsteigt, das gerade vorbeifährt, wo doch die Polizei hinter einem her sein kann. Ja, Stan mußte etwas gefürchtet haben. Einen Zeugen und — Joe konnte sich in solchen Dingen aus — gelegentliche kleine Erpressungen. Das Mädel sollte in ein Versteck gebracht werden, von dem niemand etwas wissen durfte.

Jetzt also hatte er sie in seine Obhut genommen. Sehr gefreut hatte sie sich nicht darüber, und es hatte ein paar kaltvoller Bemerkungen über den allgemeinen Mechanismus und die spezielle Konstruktion von Colt-Pistolen bedurft — besonders von Colt-Pistolen, die man in der Hand hält, daß sie ihm gefolgt war.

Nun hatte er sie schon fast zwei Tage hier sitzen, und der Mann mit dem Tausend-Pfund-Scheck, mit dem er in kühnen Phantasien bereits gerechnet hatte, kam nicht, sie auszulösen. Dabei hatte er schon zwei Einbrennsuppen in das Geschäft gekocht, sonst wäre ihm sein Schützling verhungert. Soviel Kapitel in eine Sache, die faul zu werden begann . . .

Was, zum Teufel, sollte er jetzt mit dem Mädel anfangen. Nicht einmal nett durfte man als Entschädigung zu ihr sein. Dann gab sie einem Ohrfeigen. Nun ja, und schließlich will man ja niemand zwingen. Man ist ja, genau genommen, auch ein Gentleman.

Joe Trevor spuckte ärgerlich auf den Boden und schielte unsicherlich zu der Türe hin, hinter der sich seine Gefangene befand. Er traute sich nicht recht zu ihr. Er genierte sich. Jawohl, er, Joe Trevor, genierte sich vor dem Mädel. Sie war so fein . . . Und gestern hatte sie ihn gefragt, ob er sich die Zähne putze. So was!

Ein leises Klopfen an der Wohnungstür riß Trevor aus seinen Gedanken. Vorsichtig, auf Zehenspitzen, schlich er zur Tür und blickte durch das Guckloch auf den Gang hinaus.

Draußen stand ein rothaariger Mann, dessen schlaues Vogelgesicht von einem struppigen Backenbart umrahmt war. Joe, der in Bezug auf eine gewisse Menschenklasse ein Menschenkenner war, klassifizierte den Mann als Hehler. So sah er auch ungefähr aus.

„Was wünschen Sie?" fragte Joe, ohne die Tür zu öffnen.

„Ich habe ein Geschäft für Sie, Trevor."

Einen Augenblick überlegte Joe, dann ließ er den Fremden eintreten. Leise schob er den Riegel hinter ihm wieder vor die Tür, und folgte ihm dann, die Hand an der entsicherten Colt-Pistole.

Der Mann nahm gemächlich Platz und sah Joe von unten her aus blinzelnden Tieflagen an.

„Mein Name ist . . ." sagte er und hustete etwas.

Joe nickte. „Nun . . .?"

„Sie haben die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht, Mr. Trevor," begann der Fremde. Einer jungen Dame, die — hm — ihren Eltern entlaufen ist, und da wollte ich Sie einmal fragen, ob Sie zufällig wissen, wo sie sich derzeit befindet." Der Mann spielte, während er sprach, mit einer wohlgenährten Lederbrieftasche.

Joe musterte die Brieftasche eingehend und sah aus wie die Unschuld selbst. Nicht, daß ich wüßte . . . warten Sie mal . . ."

Der Messerstecher dachte angestrengt nach. „Ich will Ihrem Gedächtnis nachhelfen," schlug der Rothaarige vor und legte drei Scheine auf den Tisch.

Joe strich mit einem kühlen Blick über die Scheine hinweg. „Ja, jetzt erinnere ich mich, die Dame gesehen zu haben; junges Mädel, blond, blau, wie soll ich sagen . . ."

„Puppe . . ." half der Fremde nach und legte drei weitere Scheine auf den Tisch.

„Sehr richtig — Puppe," bestätigte Joe. „Pfffein. Sie hat mir sogar ihre Adresse gegeben, aber ich habe sie leider vergessen. Bedaure sehr, Sir, ich werde Ihnen wohl nicht dienen können."

Der murde der Rothaarige energisch. „Siebenhundert!" hatte er. „Mehr nicht. Und jetzt heraus mit der Sprache."

Kein feiner Mensch da, dachte Joe verächtlich und streifte die braunen Scheine nachlässig ein. Sind das Umgangsformen? Aber er bemühte sich zur nächsten Tür und sperrte sie auf. „Da — nehmen Sie sie mit." Der Messerstecher machte eine einladende Geste in die Tiefe des Zimmers hinein. „Aber ich will eine Empfangsbestätigung haben," setzte er bissig hinzu.

Es war ein dunkler, fensterloser Raum, den der Fremde betrat. Er fand das Mädchen auf einem Stuhl; ihre Hände waren gefesselt. Er löste die Fesseln und führte Aileen, die ihm willenlos folgte, in das Nebenzimmer.

Aileen hatte sich sehr verändert. Die Leiden und Aufregungen der letzten Tage waren nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Sie war bloß und die blonden Haare fielen wirr in ihr eingefallenes Gesicht. Ihre Bewegungen waren matt und ergeben. Sie fügte sich mit apathischer Gleichgültigkeit in ein, wie es schien, unabwendbares Schicksal.

Erst jetzt bemerkte sie, daß etwas Besonderes mit ihr geschehen sollte, und sah Joe fragend an. „Was will dieser Mann?"

(Fortsetzung folgt.)

In der Werkstatt des Filmtrickzeichners

Wohl jeder Kinobesucher hat schon des öfteren Gefallen gefunden an den humorvollen Zeichentrickfilmen von Micky-Maus, Felix der Kater, Bimbo-Serie oder wie sie sonst noch alle heißen. Doch nur zu wenige können sich eine Vorstellung davon machen, unter welchen mühevollen Bedingungen ein derartiger Film entsteht. Berücksichtige man zunächst, daß für einen einzigen Meter Filmband allein 52 einzelne Bildchen notwendig sind, von denen 16 bis 24 pro Sekunde vor unseren Augen auf der Leinewand abrollen, so kann man sich eine kleine Vorstellung von der Arbeit der Herstellung eines solchen Filmes machen. Es ist deshalb für den Laien außerordentlich interessant, einmal die Entstehungstechnik eines gezeichneten Trickfilms kennen zu lernen. — Der Werdegang eines solchen Filmes ist nach

Phot. Ufa

Lilian Harvey in dem Ufa-Tonfilm der Erich-Pommer-Produktion „Quick".

der Einführung des Tonfilmes noch um ein vielfaches schwieriger geworden. Wenn früher, um einen derartigen Film herzustellen, etwa 15 000 einzelne Zeichnungen benötigt wurden, so wird diese Arbeit heute lediglich als Vorarbeit betrachtet. — Nachdem das Manuskript fertiggestellt ist und der musikalische Ton, soweit dieser Teil mit der Tonpartitur des Komponisten verglichen und aufeinander abgestimmt ist, beginnt der Zeichner seine Arbeit und macht Skizzen der Hauptbewegungen (die erste und letzte Phase) der mitwirkenden Typen, des Hintergrundes usw. Diese Skizzen wandern dann zu verschiedenen Zeichnern, deren Arbeit darin besteht, diesen Skizzen Belebung und Beseelung beizubringen, d. h. sie aus ihrer Grundstellung zur ganzen Bewegung umzuformen. Früher konnte man die aufgezeichneten Bewegungsvorgänge sogleich auf den Film photographieren. Jetzt aber bekommen diese Zeichnungen die sogenannten „Kopierer", die diese Zeichnungen vom Papier mit abwaschbarer Farbe auf eine Reihe von durchsichtigen Zelluloid-Platten übertragen. Diese Photozeichnungen werden dann von der Rückseite mit weißer oder schwarzer Farbe überdeckt, damit sie den Hintergrund abdecken. Der Hintergrund wird auf einem langen Papierstreifen vorbereitet, der bei der Aufnahme immer etwas zurückgeschoben wird. — Bei irgendeiner Szene braucht der Zeichner oft den Effekt eines grazilen und natürlichen Schrittes. Dazu benötigt er 18 bis 20 Zeichnungen. Wenn die Figur läuft und ihre Bewegungen sich beschleunigen, braucht man für einen Schritt etwa 6 bis 8 Zeichnungen. In jedem Falle muß man die einzelnen Bestandteile der Zeichnung

Mady Christians Gegenspielerin von Conrad Veidt in dem Ufa-Tonfilm „Der schwarze Husar"

auszurechnen und abmessen, damit sie in Größe und Perspektive genau übereinstimmen. Jede Bewegung muß genau mathematisch berechnet werden. Jede Linie muß möglichst vereinfacht und schematisiert werden, denn das Grundgesetz eines guten Zeichentrickfilmes ist eine logische, klare und einfache Zeichnung, die nicht einen Strich mehr als nötig enthält.

Eine der wichtigsten Forderungen bei der Herstellung eines solchen Filmes ist die auf den Millimeter genaue Uebereinstimmung der Konturen aufeinanderfolgender Zeichnungen. Zu diesem Zwecke bedient sich der Zeichner vielfach des Trick-Tisches, der durch eine sinnreiche Konstruktion (eine Mattscheibe, die von unten beleuchtet ist, u. a. m.) die Arbeit wesentlich erleichtert. Ein weiteres schwieriges Problem ist die Bewegung der Figuren in oder aus der Perspektive. Wenn beispielsweise eine Figur aus der Ferne nach vorn kommt, so muß man erst eine ganz kleine Figur für den Hintergrund und dann eine ganz große Figur für den Vordergrund zeichnen. Dazwischen gehört eine mittlere Figur und dann wieder weitere, die in den Zwischenräumen dieser ersten Figuren passen usw. Die Figuren müssen dabei immer auf der gleichen Stelle in der Mitte stehen, damit sie auch jeweils richtig dem Hintergrund angepaßt sind.

Die Arbeit eines solchen Filmes würde nicht zu bewältigen sein, würde nicht die kinematographische Kunst zugleich eine Kunst der Technik sein. Bei der Herstellung solcher Zeichentrickfilme werden verschiedene Tricks und Kniffe verwendet, die den Zeichnern ihre Arbeit wesentlich erleichtern. Erstens darf man nicht vergessen, daß sich während des ganzen Filmes bestimmte Phasen der Bewegung und bestimmte geschlossene Bewegungsvorgänge wiederholen. Dies ermöglicht die wiederholte Verwendung einer ganzen Serie von Zeichnungen. Wenn z. B. eine Figur von links nach rechts geht und sich im Anfang des Filmes über eine Landschaft, zum Schluß aber über eine Straße bewegt, so wird nur der Hintergrund geändert. Die Figuren aber werden immer wieder verwendet.

Und so gibt es noch eine weitere Reihe dieser vielfachen Anwendungsmöglichkeiten und Tricks zur Herstellung eines Zeichentrickfilmes.

So entsteht nach mühevollen Arbeiten als Resultat einer mehrwöchigen Arbeit ein Film, der in 10 oder 15 Minuten im Kino auf der Leinewand vor unseren Augen abläuft.

Ernst Louis, jr., Berin

Katholische Filmaktion auf dem Katholikentag

Im Mittelpunkt der katholischen Filmaktion standen zwei Veranstaltungen, und zwar zunächst die Beratungen des Vertretertages in Arbeitsgruppe VI, die durch ein Fachreferat von Richard Muckermann eingeleitet wurden. Wertvolle Ergänzungen brachten die Ausführungen des Prälaten Walterbach von Lechhaus München und des Prof. Dr. Heckels-Freiburg, sodaß man sagen darf, daß vielleicht auf keinem Katholikentag bisher eine so klare und sichere Formulierung zu diesen Problem gefunden wurde, die in einer restlos positiven Gesamteinstellung gipfelt und die geistigen Grundlagen befestigt für eine wirkliche Aktion auf diesem auch für unser katholisches Volk so wichtigen Kulturgebiet, besonders in der Großstadt.

Die zweite Veranstaltung der geistigen, grundsätzlichen und praktischen Auseinandersetzung über dieses Gebiet fand statt im Rahmen der Generalversammlung des Lichtspielverbandes e. V. die im Freigauen ein wenig zu leiden hatte unter der Fülle des Gesamtprogramms in diesen Essener Tagen und infolgedessen nur von einem Kreis interessierter Persönlichkeiten aus dem Lichtspielwager, der katholischen Presse und verschiedener Gäste aus katholischen Verbänden besucht war. Das Referat des P. Friedrich Muckermann S. J. über „Film und Weltanschauung" hatte noch einmal das Fundament unserer Gesamteinstellung klar, auf der sich unsere sachliche, nüchterne Arbeit aufbauen müsse, ferner unsere Forderungen an den modernen Film und die Möglichkeit der Verfachung aus unserm Ideengut heraus. — Dieser Vortrag fand begeisterte Aufnahme und wird wohl demnächst einer breiteren Oeffentlichkeit etc. durch den Rundfunk zugänglich gemacht werden.

Pfarrer Brauers-Köln, der Generalsekretär des Lichtspielverbandes, machte ausgezeichnete und auf langer Erfahrung beruhende Ausführungen über die kleinarbeit des Verbandes und die weitere Entwicklung und die Aufgaben in der Schmalfilmfrage. Einig war man in der Formulierung, daß für das Vereinsleben keine Ausnahmestellung zulässig sei gegenüber dem Fachfino, die Gerechtigkeit sonstedere gleiche Rechte und Pflichten.

Richard Muckermann, der Herausgeber der Film-Rundschau, gab einige Richtlinien für die Kritik, die vor allem gerecht sein müsse, wozu aber auch eine gewisse Fachkenntnis gehöre, darum sei weitere Fachschulung der Filmkritiker zu empfehlen. Gesunde Kritik müsse aus dem einfachen Empfinden des sinnbegabenden Volkes geschrieben werden, mit dem der Kritiker im Theater ruhig das „Weinen und Lachen" mitempfinden dürfe. Das Verhältnis der katholischen Tagespresse zum Lichtspielfachgebiet müsse auch auf der Basis des gegenseitigen Vertrauens aufgebaut sein, in dem Gedanken und Betreben, dem Volke das Beste zu bieten. In gemeinsamer Arbeit wird es auch eher möglich sein, dieses schwierige Dilemma zwischen Industrie und Kunst, zwischen Geschäft und Kultur zu überwinden.

Der Leiter der Versammlung, Prälat Kübners-Duisburg, einer der praktischen Vorkämpfer auf dem Gebiete des Vereinskinos, konnte auch hier Einigkeit und Geschlossenheit feststellen auf der ganzen Linie.

Verhältnismäßig wenige Persönlichkeiten sind es, welche die Filmaktion im katholischen Lager weitertreiben, unermüdlich, geduldig in stetiger Linie. Sie waren fast ausnahmslos auf dem Katholikentag in Essen zu treffen. Neuen Mut und frischen Schwung haben sie mit nach Hause getragen in den Alltag des täglich und stündlich rollenden Filmbandes, und sie werden weiterarbeiten für die katholische Filmidee, für die Hebung dieses für unser Gesamtvolk so wichtigen Kulturgutes.

Bis Christi Thron nicht mehr ganz so ferne sieht vom Lichtspielpalast der Großstadt.

Phot. Ufa

Käthe von Nagy „Das schöne Abenteuer". (Produktion: Günther Stapenhorst.)

Essener Katholikentag 1932

Ein Sonderfilm der Ufawoche

Wer die Ereignisse des diesjährigen Essener Katholikentages miterlebt hat, insbesondere den gewaltigen Aufmarsch der Hunderttausende auf dem Badenener Berg zum Festgottesdienst, ist auf das angenehmste überrascht und erstaunt, daß es in diesem Riesenandrang von Menschen den Operateuren der Ufawoche gelungen ist, so prächtige Bilder auf die Leinwand zu bannen. Die Reportage des Gottesdienstes ist ein Meisterstück, obwohl rein bildlich wie tonlich. Den Höhepunkt bildet die Festpredigt des Kardinals-Schulte von Köln, aus der einige Worte in deutlicher Wiedergabe ausgewählt wurden. Die über die Menschenmenge hingleitende Kamera gibt einen packenden Eindruck von der ganz eigenartigen und ganz seltenen Wucht dieser Veranstaltung. Der Film schließt mit dem wehenden Bannereinmarsch der Jugend ins Stadion zur großen Jugendkundgebung. Eine feine Szene gelang in der Aufnahme des päpstlichen Nuntius Dr. Cesare Orsenigo auf seinem Festthron auf dem Badenener Berg.

Der Film verdient insbesondere in katholischen Kreisen starke Beachtung und es wäre zu wünschen, daß er in Gegenden mit einer größeren katholischen Bevölkerung von den Theatern übernommen würde, die sich ihr Beiprogramm dadurch recht interessant gestalten können. Vereine und Organisationen werden in ihm den ganzen Winter hindurch eine ausgezeichnete Bereicherung ihrer Vereinsabende finden können. Eine Kopierung auf Schmalfilm dürfte sich lohnen.

S. K.

Ein achtjähriger Selfmademan

Jackie Cooper, der mit Wallace Beery die Hauptrolle in dem Metro-Goldwyn-Mayer-Film „Der Champ" spielt, hat in Amerika die größte Popularität erreicht, die ein Kinderdarsteller je erringen konnte.

Es gibt 8jährige und Selfmademan. 8jährige führen den Beweis durch Geburtsschein, Selfmademan durch Taten. Jackie Cooper kann beides vorzeigen: seine Geburtsurkunde und seine Taten: seinen großen Film „Der Champ". Jackie Cooper, blond, blauäugig, mit einer kleinen Stupsnase, schaut im Atelier von seiner geliebten Eisenbahn auf, die gerade auf der Strecke Kairo—New-York (beim in Geographie ist Jackie, wie seine Mutter ernsthaft und traurig beteuert, nicht sehr stark) einen Zusammenstoß erleidet. Die Bekanntschaft mit

Jackie Cooper, der achtjährige Star der Metro-Goldwyn-Mayer.

„Onkels" und „Tanten" hat Jackie schon zur Genüge gemacht, und erst das feierliche Versprechen, Eis, richtiges Konditoreis — nicht das man so aus Waffeln knifft — zu bekommen, bringt ihn soweit, das Eisenbahnunglück zum Verkehrshindernis der zu transportierenden Beleuchtungskörper zu machen, und mitzukommen.

„Eis esse ist schrecklich gerne," beteuerte er. „Mutti schenkt mir manchmal auch Eis, aber dann muß ich langsam essen, ist soll überhaupt immer alles langsam tun, essen, lernen, schlafen. Kann man eigentlich langsam schlafen? Im Film muß ich manchmal schlafen, aber nur so zum Fux, ich weiß gar nicht, ob ich da schnell oder langsam schlafe. „Filmen Sie auch?" Als ich es verneinte, begann er eine Lobeshymne. „Filmen ist knorke, mein Sie? Viel schöner als so spielen. Wenn man spielt, muß man den anderen sagen: da ist die Burg, die wir erstürmen, oder da der Wald, wo der Zauberer wohnt, aber im Atelier ist alles da."

Das Interview mit Jackie ist leicht.

„Ich habe mal beim Filmen zugeschaut, und da durfte ich mitspielen, und dann kam ich zu Hal Roach. wissen Sie, so ein dicker lustiger Mann, der die Kinderfilme dreht, und dann kam King Vidor, der Regisseur, den mag ich schrecklich doll gern leiden, und dann Louis B. Mayer und dann Wallace Beery, sein Partner und dann haben wir „Der Champ" gedreht." „Sag mal, Jackie," unterbreche ich ihn, „ich habe gehört, du mußt in dem Film „Der Champ" weinen." „Ja," nickt Jackie, „das ist nicht so schwer, ich bitte dann den Herrn Klavierspieler, etwas Trauriges zu spielen, — bum, bambumbidubumbum," summt er vor sich hin, — oder ich denke mir, daß sie sich weh getan hat, oder an meinen Hund, oder an meine Eisenbahn, und dann muß ich weinen. Verstirt, wenn die meine Eisenbahn kaputt gemacht haben." Jackie springt entgeistert auf. „Tschö, dank schön, fürs Eis," — und rennt davon, was er kann.

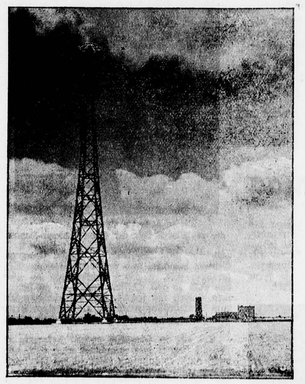
Noch nie hat mich ein Interviewo so beglückt. Der große Schauspieler, Jackie Cooper, ist nicht ein Filmkind in dem Sinn, daß ein eingebildeter, altklüger Junge vor uns steht, sondern ein Schuljunge, ein Kind, wie es alle anderen sind, dem das Filmen zur Erfüllung der Wunschträume, die alle Kinder haben: immer spielen zu dürfen, ist.

Phot. Ufa

Ida Wüst spielt neben Käthe von Nagy und Albach-Retty in dem Ufa-Tonfilm „Das schöne Abenteuer".

Der neue Großrundfunksender in Breslau

Rein äußerlich fällt bei einem Besuch des neuen Telefunken-Großsenders zunächst der neue eigenartige Antennenturm auf. Ein alleinstehender, 140 Meter hoher Holzgittertorturm (der höchste der Welt), in weitem Abstand vom Sendergebäude aufgestellt und mit diesem scheinbar in keinem Zusammenhang, birgt in seinem Innern die neue Antenne. Für diese ist auf Grund von theoretischen Untersuchungen, die Dr. Böhm vorgenommen hat, eine überaus einfache, ganz neuartige Form gefunden worden, die erhebliche Vorteile hat: Sie gibt gegenüber den bisher üblichen Antennenformen wesentlich höhere Feldstärken. Außerdem ist die Nahschwundzone hinausgeschoben worden, so daß



um den Sender herum durch die schwundfreie Bodenwelle ein weit größeres Gebiet versorgt werden kann. Die Antenne selbst besteht lediglich aus einem senkrechten Stahldraht, der in der Achse des Holzturmes hochgeführt ist und oben an einer Kapazität endet, die aus einem Bronzering von 10,6 Meter Durchmesser gebildet wird und die Spitze des Holzturmes wie ein Heiligenschein umgibt. Der Vertikaldraht schwingt nicht, wie bisher üblich, in ¼ Wellenlänge, sondern mit einer Stromverteilung, die so eingestellt ist, daß sich ein Stromknoten zwischen Fußpunkt und der Mitte der Antenne befindet.

Dieser Stahldraht ist über Kopplungsspulen durch eine 275 Meter lange Energieleitung, bestehend aus zwei konzentrischen Kupferrohren, mit dem Sendergebäude verbunden.

Der Sender selbst ist nach den neuesten Erfahrungen durchgebildet und erinnert in seinem Aufbau an den Telefunken-Großsender in Langenberg, der vor etwa einem halben Jahr in Betrieb genommen wurde. Die Energie wird vom Elektrizitätswerk Schlesien über ein Hochspannungskabel für 10 000 Volt Drehstrom geliefert. Der Drehstrom wird durch Quecksilber-Dampfgleichrichter in 12 000 Volt Gleichstrom verwandelt. An dieser Spannung liegen die Anoden der großen Senderöhren. Besondere Umformer liefern die Gleichströme geringerer Spannungen für die Anoden der kleinen Röhren und die Heizung aller Röhren.

Der eigentliche Sender ist in dem 17,7 Meter langen, 12 Meter breiten und 4,8 Meter hohen Sendersaal untergebracht. Die Hauptstufen sind offen aufgestellt und deshalb leicht zugänglich. Nur die kleinen ersten vier Stufen sind in Metallkästen eingeschlossen. Der Sender besitzt selbstverständlich in der ersten Stufe eine Kristallsteuerung mit Thermostat, die eine Konstanthaltung der Frequenz von 923 000 auf 5 Hertz genau gewährleistet. Die Modulation erfolgt in der 5. Stufe. In 6. Stufe werden wassergekühlte Röhren von 20-KW- und in der 7. Stufe solche von 150-KW-Leistung verwendet.

Die in diesen Röhren entstehende Wärme muß abgeführt werden. Die Station besitzt deshalb eine Kühlanlage mit Kühlturm, Heißwasserpumpe, Kaltwasserpumpe Kühlschlange usw. Das Kühlwasser kommt aus einem Brunnen. Es wird jedoch nicht direkt um die Senderröhren geleitet, weil dies kesselsteinartige Niederschläge an den Röhren hervorrufen würde. Die Umspülung der heißen Röhren erfolgt vielmehr durch destilliertes Wasser. Erst dieses wird vom Brunnenwasser im Gegenstrom in einem sogenannten „Rückkühler" gekühlt. Die vom Brunnenwasser aufgenommene Wärme wird dann im Kühlturm, wo das Wasser frei in Tropfenform herabfällt, durch die Luft abgekühlt. Der Durchfluß von Rohwasser beträgt bei normalem Betrieb etwa 20 Kubikmeter in der Stunde.

Da die Elektronenröhren wegen der hohen Spannung von 12 000 Volt gut gegen Erde isoliert sein müssen, wurden die Kühlwasserrohrleitungen möglichst lang gemacht und in vielen Windungen als Porzellanspulen an die Senderöhren gelegt.

Die in der letzten Stufe erzeugte Schwingungsenergie kann auch für Versuchszwecke auf eine künstliche Antenne mit wassergekühlten Widerständen arbeiten.

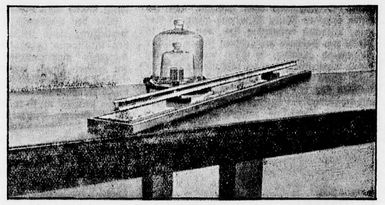
Ein besonderes Kabel von 75 m Länge verbindet das Funkhaus in Breslau mit dem Fernsprechamt und dem Sender. Es enthält vier 1,2 mm starke Kupferdrähte, von denen zwei zu einem Vierer verseilt sind. Sie sind durch besondere Zusatzanordnungen entsprechend abgeglichen und verzerrungsfrei gemacht.

T. Pd.

60 Jahre metrisches System

In diesem Jahre ist es 60 Jahre her, daß durch ein internationales Uebereinkommen in 18 Staaten das metrische Maßsystem eingeführt wurde. Aus diesem Anlaß hat man in Wien eine umfangreiche Ausstellung über alle Arten der Meßtechnik veranstaltet.

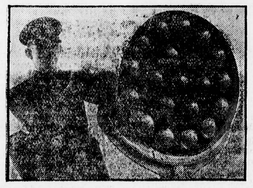
Unser Bild zeigt daraus das „Urmeter" und das „Urkilogramm" für alle österreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten. Nach ihm werden alle Längenmaße und Gewichte dieser Länder geeicht. Die Urmaße sind möglichst getreue Nachbildungen der ersten Maße, die im Pariser „Archiv der Maße und Gewichte" aufbewahrt



werden. Das abgebildete Urmeter ist ein Platin-Iridiumstab, auf dem zwei feine Striche die genaue Länge eines Meters festlegen, das den 40 millionsten Teil eines Erdmeridians bildet. Auch das unter der Glasglocke befindliche Urkilogramm besteht aus Platin-Iridium.

Der Himmelspolizist

Hoch oben auf dem Funkturm des Flughafens, auf dem Leuchtturm des großen Flugmaschinenschuppens hält der Polizist des Himmelsverkehrs seine Wacht. Ein Polizist, wie jeder andere unten auf dem Erdboden! Ein Angehöriger der bewaffneten Macht zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung. Ein Soldat des innern Friedens. Er unterscheidet sich äußerlich kaum von seinen Kameraden in der Tiefe: gleiche Ausstattung, blauer Uniformrock, schwarze Hosen, Tschako oder Helm (in Bayern); nur das Abzeichen des gefiederten Pfeils auf den Spiegeln des Uniformkragens kennzeichnete ihn als Luftpolizeibeamten als „Himmelspolizisten", wie man ihn auch scherzhaft nennt.



Eigentlich spielte sich auch seine Haupttätigkeit auf dem Erdboden ab. Start und Landung der Flugzeuge überwachen, die Flugpapiere der Maschinen und ihrer Piloten visitieren, Belastung und Ausrüstung der Apparate und der Flieger prüfen und dann natürlich den Polizeidienst für die Sicherheit der Flugpassagiere und die gesamte polizeiliche geregelte Ordnung auf dem Flugplatz versehen — das ist die Aufgabe der Luftpolizei zu Lande. Staaten, die auf allen Gebieten der Fliegerei nicht so vielen einengenden Bestimmungen unterliegen wie das Deutsche Reich, haben sich umfangreiche Flugzeugparks für ihre Luftpolizei geschaffen, um die notwendig werdende Ueberwachung und Verfolgung von Flugzeugen auch mit der erforderlichen Macht ausführen zu können.

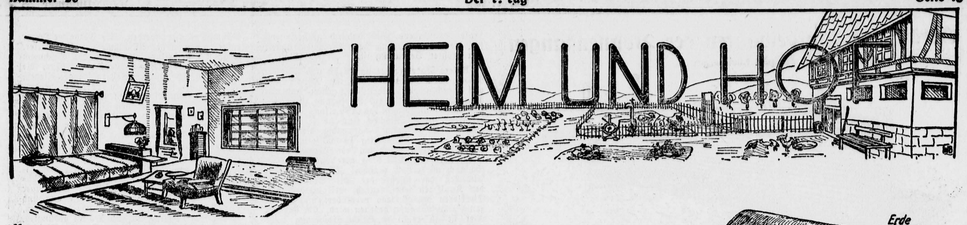
Des Abends und des Nachts versieht der Luftpolizist eine Art Leuchtturmwächterdienst, ähnlich, wie auch hoch oben auf dem Leuchtturm dient vergleichbar, wie der Verkehrspolizist auf den Verkehrstürmen der Großstädte. Freilich ist es nicht das kleine bescheidene rote, grüne, gelbe Lichtlein, wie es von dem Verkehrsturm und den Verkehrslampen ausstrahlt, das von den Leuchttürmen der Flughäfen gezeigt wird. Mächtige Scheinwerfer, die mit ihrem Strahlenbündel riesigen Armen gleich bis an die Wolkendecke herausgreifen und dort oben ihre meilenweiten Kreisen zeichnen: — das ist der große Signalapparat, das Leuchtfeuer des Flughafens, das der Himmelspolizist bedient und überwacht.

Zu den zahlreichen Aufgaben der Polizei ist damit ein großes, wichtiges Aufgabengebiet für die Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung hinzugekommen. Polizei zu Lande. zu Wasser und in der Luft, Straßen- und Wegepolizei, Verkehrspolizei, Baupolizei, Sittenpolizei und die besonderen Aufträge, die an einzelne Polizeireviere gegeben werden müssen zur Ueberwachung öffentlicher Gaststätten, Theater, Strand- und Sonnenbäder — das alles gibt es schon seit langem. Neben der politischen Polizei, die erst eine eigentümliche Schöpfung des vorigen Jahrhunderts mit der großen Ausweitung des staatlichen Lebens ist, steht die Kriminalpolizei, deren Ansätze etwas weiter zurückliegen, die aber doch durch die Verbrechen der Gegenwart ihr Gepräge erhalten hat, um auch unter den fliegenden Menschen den Polizeidienst ausüben zu können. So die Zusammendrängung ungeheurer Menschenmassen in den Großstädten, die moderne politische Massendemonstration, große Versammlungen und Meetings bei sportlichen Veranstaltungen und deren Regelung von An- und Abmarsch, das alles läßt sich auch bei weitem besser aus der Luft regeln. So wird der Himmelspolizist zum unmittelbaren Gehilfen seines Kameraden, der da unten auf der Erde seinen schweren Dienst. gleich ihm voll Treue und Zuverlässigkeit leistet.

Sonnenlicht, das nicht verloren geht

Ein technisches Meisterstück

Keine künstliche Beleuchtung kann den gesundheitlichen Wert des Tageslichtes bei der Erhellung von Innenräumen ersetzen. Ist es nicht widersinnig, daß auf die Dächer der Häuser das Licht der Sonne nicht fällt, gleichviel aber Räume, die auf enge Lichtöfe gehen, künstlich erleuchtet werden müssen? Ist dies nicht eine ungeheuerliche Verschwendung? Der nabelte gende Gedanke, das auf das Gebäude fallende Licht ins Innere zu lenken, wurde von dem Franzosen J. Arthuys in Paris im Zeitungsgebäude des „Intransigeant" verwirklicht. Bei seiner Konstruktion stellt der Erfinder auf dem Dach zwei große Spiegel auf, einen festen und einen beweglichen, der durch zwei Elektromotoren von je ⅛ Kilowatt stets dem Stand der Sonne folgt. Dies geschieht ohne Uhrwerk automatisch durch den Einfluß der Wärmestrahlen auf eine sich ausdehnende Metallsäule. Diese beiden Spiegel lenken das dichte Strahlenbündel in einen Lichtschacht, der durch sechs Stockwerke geht, in jedem Stock wird ein Teil des Lichtes durch Spiegel abgeschöpft und für diesen Stock nutzbar gemacht in Gestalt eines wagerechten Strahles, der durch eine Reihe von Räumen an der Decke entlanggeht, nachdem er durch eine Linse zusammengefaßt worden. Durch weitere Spiegel, Linsen und Reflexflächen wird in jedem Raum ein Teil des wagerechten Strahls nutzbar gemacht, entweder als von der Decke rückstrahlendes zerstreutes Licht oder als Strahl, der einen ein umgenzten Platz, etwa einen Schreibtisch, trifft. Man kann ebenso die Lichtstrahlen durch mehrere Doppelspiegel an der Außenwand eines Gebäudes herabgehen lassen und sie durch auf dem Boden stehende Reflektorsäulen ins Innere des Gebäudes etwa auf die Zimmerdecken lenken. Da man in gemäßigten Zonen auf durchschnittlich 120 Sonnentage jährlich mit einer Nutzung von 24 000, im Süden von 82 000 Kerzen durch die Spiegel rechnen kann, ist es möglich, mit dieser Einrichtung 1000 Quadratmeter zu erhellen, also ein Zimmer von 12 Quadratmeter Fläche mit 250 Kerzen, wodurch viel Elektrizität erspart wird.



Über die Einlagerung der Kartoffelernte in Keller und Erdmiete

Der Wert des Kartoffelerntegutes wird beeinflußt durch: Die Leistungsfähigkeit der Sorte, durch Düngung und Pflege, sowie durch das Gelingen der winterlichen Aufbewahrung. Was durch gesunde triebkräftige Saat, richtige Düngung und sorgfältige Pflege an gesundem Erntegut während eines Sommers gewonnen wurde, kann durch Fehler in der Überwinterung erheblich geschmälert werden. Das gilt für alle Kartoffeln, gleichviel, ob sie zur Verfütterung gelangen, oder ob sie als Speise-, Fabrik- oder Saatkartoffeln zum Verkauf gebracht werden.

Da auch die sorgfältigste Überwinterung stets mit Verlusten verbunden ist, so strebt jeder Landwirt danach, von dem verkäuflichen Anteil seiner Ernte noch im Herbst möglichst viel loszuschlagen. Soweit dies nicht gelingt, muß eine Überwinterung des restlichen Ernteanteils stattfinden. Für die Futterkartoffeln wählt man als beste Aufbewahrungsmethode das sofortige Einsäuren in kleinen Gruben; für die übrigen Anteile bleibt nichts übrig als sie einzukellern oder in Erdmieten unterzubringen.

Soll diese Überwinterung möglichst verlustlos gelingen, so muß man beachten, daß die Kartoffelknollen keineswegs tot sind, sondern daß sie leben, oder genauer gesagt, daß sie atmen! Die Atmung wird aber, und das ist sehr wichtig, beschleunigt oder herabgesetzt durch die Höhe der Luftfeuchtigkeit und der Temperatur des Lagerraumes. Feuchtwarme Luft bei erhöhter Temperatur steigert die Atmung der Knollen und führt damit, auch bei ganz gesundem Einlagerungsgut, stets zu Verlusten, indem der Stärkegehalt verwindet, verzuckert wird; trockene Luft und niedrige Temperatur setzen dagegen die Atmung herab und schränken hierdurch die Verluste ein.

Jeder Landwirt muß daher dafür sorgen, daß die Überwinterung so geführt wird, daß die genannten beiden Verlustquellen: Feuchtigkeit und Temperatur schon bei Beginn der Lagerung eingeschränkt werden, und daß sie auf dieser niederen Stufe erhalten bleiben.

Um diesem Vorhaben möglichst nahezukommen, ist folgendes zu beachten:

1. Bei der Einkellerung sind trockene, gut durchlüftbare Keller zu wählen. Selbstredend müssen diese vor dem Einbringen der neuen Ernte sorgfältig gereinigt und der Fußboden mit Anstalk oder frischer Kalkmilch behandelt worden sein. Um die Durchlüftung und die Temperaturverhältnisse zweckentsprechend regulieren zu können, empfiehlt es sich, in den Lagerkeller einen Bretterrost einzubauen, etwa in der Art, wie ihn Abbildung 1 zeigt. Außer den schon genannten Vorteilen erleichtert ein Lattenrost das Verlesen und Abkeimen im Frühjahr und enthebt einen des mehrmaligen Umsetzens des eingelagerten Kartoffelgutes, was sonst unvermeidlich ist.

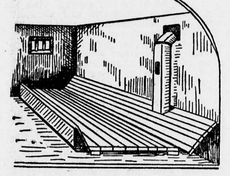


Abbildung 1
Einkellerung mit Holzlattenrost

In jedem Keller sollte außerdem ein Thermometer angebracht werden. Man beachte aber: An der Wand befestigt, zeigt es die Temperatur falsch an! Daher ist so zu verfahren, daß es frei in der Luft und dicht über dem Einlegegut zu hängen kommt. Die Temperaturen sind möglichst gleichmäßig um + 5° C zu halten. Für Speisekartoffeln liegt bei + 8° C die Gefahrzone. Bei weiterem Absinken der Temperatur werden die Knollen süß, was ihren Wert als Verkaufsgut herabsetzt.

2. Beim Einlegen in Erdmieten ist auf folgendes zu achten:

Der Platz, auf dem die Miete zu stehen kommen soll, darf nicht in einer Mulde liegen. Er sollte gegen die scharfen Nordostwinde einen natürlichen Schutz haben. Es empfiehlt sich nicht, die Mieten mehrere Jahre hintereinander auf dieselbe Stelle zu legen. Die Übertragung von Kartoffelkrankheiten wird hierdurch gefördert. Die Mietensohle soll nicht vertieft ausgehoben werden. Die Breite der Miete schwankt zwischen 1,20 bis 1,50 m; die Aufschüttung beträgt 80 cm und darüber. Man beachte: Je empfindlicher die einzulegende Sorte ist, desto kleiner soll der Querschnitt der Miete genommen werden.

Um nach der Einmietung ein völliges Abtrocknen und eine zweckdienliche Temperaturregulierung jederzeit erreichen und sichern zu können, empfehlen viele Kartoffelwirte, auf der Mietensohle in der Längsrichtung einen Durchlüftungskanal einzubauen. Von Armin-Erteleven erreicht dieses in einfachster Weise dadurch, daß er laufend zwei Bretter hochkantet, und spitzgiebelig aneinander gelehnt stehen läßt; wie dies auf Abbildung 2 zu sehen ist. Die Enden

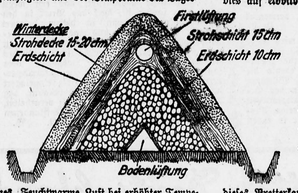


Abbildung 2
Querschnitt durch eine Kartoffelmiete mit glattem Rost zur Boden- und Firstlüftung

dieses Bretterkanals ragen an den Stirnseiten der Miete heraus und werden nach Bedarf offen gehalten oder geschlossen. Auch in der Edmiete sollen die Temperaturen mit einem Thermometer regelmäßig kontrolliert werden. Die bereits angegebenen und einzuhaltenden Temperaturen gelten auch hier. Die Gefahrzone nach oben liegt bei + 8° C; bei ihrem Überschreiten nehmen die Fäulnisprozesse schnell zu.

Ist das Erntegut geschichtet, so folgt das Eindecken der Miete. Über die Kartoffeln wird zunächst eine Schicht Langstroh von etwa 15 bis 20 cm gebreitet. Die Strohschicht wird an den Seiten leicht, später stark mit Erde beworfen. Der First soll bis zum ersten leichten Frost offen bleiben, damit das Einlegegut stark abtrocknen und tief auskühlen kann. Sobald stärkere Fröste drohen, wird die Winterdecke aufgebracht und der First geschlossen. Ob es notwendig ist, in die Winterdecke noch eine zweite Strohschicht einzubauen, siehe Abbildung 2, darüber gehen die Meinungen auseinander. Zweifellos besitzt diese Isolierschicht ihre Vorteile: Im Winter macht sie eine Bedeckung mit Mist oder Kartoffelkraut überflüssig; im Frühjahr hält sie die Außenwärme ab, so daß die eingelegten Kartoffeln nicht so früh auskeimen.

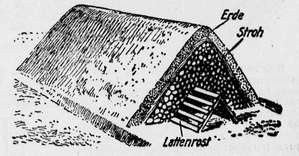


Abbildung 3
Querschnitt durch eine Kartoffelmiete mit Lattenrost zur Bodenlüftung

Für die Winterperiode bleibt übrig von Zeit zu Zeit die Temperatur in den Mieten zu messen, um sie durch Schließen oder Öffnen des Lüftkanals entsprechend umzustellen.

Zum Schluß sei hervorgehoben, daß das Einlegegut sowohl im Keller wie in den Mieten sich um so besser hält, je sorgfältiger die kranken Knollen bereits beim Einbringen der Ernte herausgelesen worden sind. Jede kranke Kartoffel ist ein Krankheitsherd, der um so schneller auf die Nachbarknollen übergreift, je feuchter und wärmer das Einlegegut überwintern muß.

Die Ursache des Kälbersterbens und dessen Verhütungsmaßnahmen

Von W. Luckenburg

Eine erhebliche Spalte in der Berufsliste des Rindviehbestandes nehmen vielfach die Kälber ein. Sehr oft weiß man überhaupt nicht recht genau, welches denn die eigentlichen Ursachen des Abgangs waren, sondern nimmt dieses ohne Befragen eines Tierarztes als unabwendbares Uebel mit in Kauf. Folgende Hauptursachen liegen für gewöhnlich dem Kälbersterben zugrunde: Ernährungsfehler, Funktionsstörung einzelner Organe wie auch angeborene Schwäche, Verletzung bzw. Erstickung bei der Geburt und die Ansteckungskrankheiten. Letztere sind vielleicht erst bedingt durch Ernährungsfehler; ein geschwächter Körper ist für Krankheitsbazillen immer empfänglicher wie ein gesunder. Gesunde Haltungs- und Fütterungsmaßnahmen sind die Grundbedingungen, durch welche die meisten Verluste vermieden werden können. Hierzu gehören in allererster Linie Boxen, genügend Helligkeit und viel Sonne, letztere trägt besonders zur Bildung des Hämoglobins, der roten Blutkörperchen, mit bei. Ferner sind normale Stalltemperaturen notwendig, die sich zwischen 12 bis 15° C bewegen. Bei älteren Kälbern ist die niedere Temperatur zu wählen, damit sie nicht verweichlicht werden. Ein angeborener Schwäche kann Weidegang viel nachhelfen, wie überhaupt Weidegang für Kälber erste Lebensnotwendigkeit ist. Winterkälber sind in der Regel kräftiger wie Sommerkälber und auch in wirtschaftlicher Hinsicht erwünschter. Sie können dann im Frühjahr sogleich das erste kräftigende Grün genießen und werden infolgedessen stärker und muskulöser.

In den Fütterungsfehlern rechnet in erster Linie das Uebertränken in den ersten Lebenstagen. Der Magen des neugeborenen Kalbes hat nur etwa 1 Liter Fassungsraum, größere Mengen gehen sogleich in den Darm über, stören hier und erregen den so mit Recht gefürchteten Durchfall. Als Tagesmenge gebraucht das Kalb aber bereits 4 bis 5 Liter. Wir ersehen daraus, daß nur geringere Gaben, dafür aber um so öfter zu tränken müssen. Die Biestmilch sollte man dem Neuling niemals vorenthalten, das Darmpech wird hierdurch infolge der geeigneten Zusammensetzung gelöst und somit Verstopfungen bestens vorgebeugt. Die Milch muß ferner kuhwarm und in sauberen Gefäßen verabreicht werden. Anfangs empfiehlt es sich, den Kälbern für einige Zeit muttereigene Milch zu geben. Sehr häufig ist zu tadeln, daß die Tränkgeräte an den Seiten oftmals noch in Säurung übergegangene stinkende Reste aufweisen. Da wundert man sich dann noch, wenn die Kälber nicht gedeihen wollen oder sogar eingehen. Milch im Uebergangsstadium von süß zu sauer bedeutet für die Kälber Gift. Dicksaure Milch kann man an etwas ältere Tiere unbedenklich, aber mit geringen Mengen angefangen, verabreichen. Ueberhaupt muß man sich daran gewöhnen, krasse Uebergänge zu vermeiden, sei es beim Uebergang von Vollmilch zur Magermilch oder zur diesjauren Milch. Auch an das Fressen muß das Kalb langsam gewöhnt werden. Nichts ist schlimmer, wie man es in Kleinbetrieben häufig antrifft, daß mit dem Milchtränken völlig abgebrochen wird und dann die Tiere gleich fressen sollen. Am besten ist es schon, nach 14 bis 21 Tagen dem Kalb geringe Mengen zartes Wiesenheu vorzuhalten. Es gewöhnt sich dann ganz allmählich an das Fressen. Reagate sind bei der Kälberfütterung ebensowenig angebracht wie anderweitig in der Landwirtschaft. Hier heißt es: „Den Auge des Herrn pflegt sein Vieh". Andrerseits Verhütungsmaßnahmen des Kälbersterbens sind geeignete Fütterung der Mutttiere vor wie nach der Geburt. Vor allen Dingen sollte man alle stark ausschwemmenden Futtermittel, die den Organismus stark belasten, vermeiden, zumindestens aber stark einschränken, zu welchen namentlich Schlempe, Pülpe und Schnitzel gehören. Auch Sauerblatt, das durch zweckgemäße Einsäuerung viel freie Essigsäure enthält, ist sehr gefährlich. Eitrorene Wrucken können auch Anlaß zum Verkalben geben, ebenso Baumwollsaatmehl, auch Rapskuchen ist schädlich.

Bei der Geburt sollte auch immer mit der nötigen Vorsicht zu Werke gegangen werden, saubere und desinfizierte Hände und Stricke sollten Vorbedingung sein. Der Nabel ist gleichfalls abzubinden und mit Holzteer zu bestreichen. Man komme nicht immer mit der Redensart: „Ach, bei uns ist noch nie etwas passiert, das geht auch ohne dem". Aber die Klagen, wenn etwas passiert, sind wohl bekannt.

Den Hauptanteil des Kälbersterbens bilden die Ansteckungskrankheiten, wie Kälberruhr, Paratyphus, Lungen- und Brustfellentzündung sowie Kälberdiphtherie. Die Erkennungsmerkmale gehen vielfach bei den einzelnen Krankheiten ineinander über, so daß es manchem, der sich nicht viel mit diesen Sachen beschäftigt, schwer fallen wird, die richtige Diagnose zu stellen. Es ist also bei irgendwelchen ernsthaften Erscheinungen der Tierarzt zu Rate zu ziehen. Bei den ersten Krankheitserscheinungen sind die verdächtigten Tiere sofort abzusondern. Ställe, Krippen usw. sind gründlich zu desinfizieren und die Krankheit wird nur geringe Opfer fordern bzw. gar keine.

Als wichtigste Vorbeuge gegen alle Erkrankungen ist stets zu empfehlen: Naturgemäße Haltung und Fütterung, viel Aufenthalt im Freien, wenn kein Weidegang, dann Auslauf, gesunde und reichliche Ernährung unter trockene, gut gestreute Unterkunftsräume. Dieses ist die Zauberformel für Wohlgedeihen unserer Kälber. Krankheiten zu verhüten ist immer sehr viel billiger als zu heilen. Wollen wir dieses also auch in unseren Kälberställen beherzigen.

Frage und Antwort

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie ein Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag „Der 7. Tag" (Fragekasten), Potterhorn Die Schriftleitung.

Frage: Verkotfütterung. Meine acht Wochen alten Ferkel erhalten ein Gemisch von Kartoffelflocken, Weizenkleie, Roggenkleie, Sojabohnenschrot, Gerstenschrot, Fischmehl und Maisschrot. Außerdem gebe ich noch je Ferkel und Tag zwei Liter Magermilch. Ist diese Fütterung richtig? Ist es zu empfehlen, das Futter trocken oder angefeuchtet zu verabreichen? Ist die Zusammensetzung der obigen Futtermittel richtig, und wie ist mit fortschreitendem Alter diese zu ändern? Ist es von Vorteil, wenn ich außer dem obigen Futter noch rohe Rüben, Kohlblätter und Wrucken füttere? S. in Gr.

Antwort: Die Zusammenstellung Ihres Futtermittelgemisches kann im großen und ganzen als richtig und zweckmäßig angesehen werden. Da Sie nähere Angaben über den Anteil der einzelnen Futtermittel nicht machen, dürfen wir wohl annehmen, daß die Mischung zu gleichen Teilen erfolgt. Wir empfehlen Ihnen, die Roggenkleie fortzulassen. Die Fischmehlgabe ist so zu bemessen, daß etwa 100 g auf das Tier je Tag kommen. Das Kraftfuttergemisch ist entweder trocken zu verabreichen oder nur schwach angefeuchtet, niemals aber zu dünnflüssig. Die Gaben müssen dem Alter und der Größe der Tiere angepaßt werden. Die Verabreichung von Rüben, Kohlblättern und Wrucken ist nicht zu empfehlen, da diese Futtermittel nur wenig Nährstoffe enthalten und zu wasserreich sind. Sie können diese Futtermittel nur in geringen Mengen verabreichen, wenn Sie Ihren Tieren Gelegenheit zu Bewegung geben. Ein Zukaufen von Futtermitteln ist nicht zu empfehlen, da dadurch die Futterkosten zu hoch werden. Sie müssen sich bemühen, Ihre Futtermittel selbst zu erzeugen. Dr. Sch.

Ein Ratgeber für jedermann

Frage: Hund leidet an Geschwulstbildung. Eine neunjährige Airedale-Hündin hat seit einem Jahr oben hinter der rechten Schulter eine unterlassengroße, dreifingerdicke, elastische Geschwulst. Auch vor der rechten Keule hat sich jetzt eine ähnliche, kleinere Geschwulst gebildet. Was hat das zu bedeuten, und was ist dagegen zu tun? Hängt das mit dem Ausstehen zusammen, den die Hündin auf dem Rücken und an der Schwanzwurzel hat? Da diese Pusteln stark zu jucken scheinen, hat sich die Hündin schon wundgekratzt. M. M. in L.

Antwort: Die Geschwulstbildung hängt mit dem Rückenleiden nicht zusammen. Ähnliche finden sich namentlich bei alten Hunden sehr häufig. Lassen Sie zur Blutverbesserung Plasmarin-Einspritzungen machen und vermeiden Sie die Fütterung mit gewürzten und fetten Speisen und Tunken. Auch übermäßige Reis- und Fleischfütterung gibt zu Ekzemen Anlaß. Ueber die Natur der Geschwülste läßt sich aus der Ferne nicht urteilen. Wir möchten Ihnen raten, einen Tierarzt hinzuzuziehen. Geschwülste müssen oft operiert werden. R.

Mehr Schutz den Bahnübergängen

Die Reichsbahn erprobt zurzeit an einigen Bahnübergängen diese neuartige Warnvorrichtung, die aus einer Blinkanlage besteht, die ständig, auch tagsüber, mit 100 Meter weit zu sehendem weißen Licht blinkt, wenn kein Zug kommt, und mit rotem Licht, sobald ein Zug sich nähert. Das rote Licht wird vom Zuge automatisch eingeschaltet.

Gerüst zum Aufbewahren der Bohnenstangen

Von Erich Seelmann Mit zwei Abbildungen

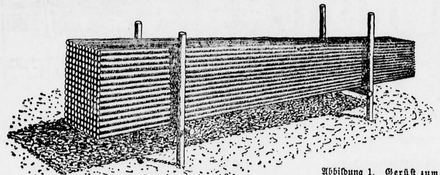


Abbildung 1. Gerüst zum Aufbewahren der Bohnenstangen

Auch die Bohnenstangen sollen sorgfältig aufgehoben werden, stellen sie doch einen kostbaren Besitz dar, der recht lange seine nützlichen Dienste tun soll. Legt man aber die Stangen auf den Erdboden, so sind sie unnütig der Bodenfeuchtigkeit ausgesetzt und faulen bald. In der Hoffnung aufrecht aufgestellt sind sie keine Pferde, und auch hier ist kein rechter Schutz gegen Regen und Schnee.

Wie man sich ohne große Schwierigkeiten und mit ganz einfachen Mitteln ein praktisches Gerüst zum Aufbewahren der Bohnenstangen selbst erbauen kann, zeigen die beiden Abbildungen. Die perspektivische Ansicht des fertigen Gerüstes ist in der Abbildung 1 wiedergegeben, während die Abbildung 2 die Konstruktionszeichnung mit den in Zentimetern eingezeichneten Maßen darstellt.

Aus zwei 100 cm langen und einer 50 cm langen kräftigen Fichtenstange wird ein Teil zusammengenagelt, und die senkrechten Pfosten werden etwa 30 cm in den Boden eingelassen. Ist der Boden fest, etwa auf dem Hofe, so werden die Pfosten unten zugespitzt und in die Erde geschlagen. Bei weichem Sandboden aber wird man ein entsprechendes Loch graben und unten einen Ziegelstein einlegen, auf dem der Pfosten aufstehen kann. Die Gefahr des Versinkens ist damit auch bei leichtem Boden beseitigt. Der Abstand von Gerüstteil zu Gerüstteil soll etwa 150 cm betragen. Die hier und in der Abbildung 2 angegebenen Maße sollen nur als Anhalt dienen, da sie sich in der Praxis nach der Länge der Bohnenstangen und nach der vorhandenen Menge derselben zu richten haben.

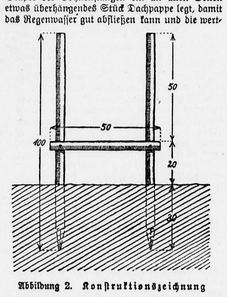


Abbildung 2. Konstruktionszeichnung

Wichtig ist nur noch, daß man oben auf den Stangen der Bohnenstangen ein an allen Seiten etwas überhängendes Stück Dachpappe legt, damit das Regenwasser gut abfließen kann und die wertvollen Stangen vor jeder Feuchtigkeit geschützt sind. Der praktische Wert dieses Gerüstes ist ohne weiteres erkennbar, und so dürfte die Anwendung dieses Gedankens nur von Nutzen sein.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Das Tiefpflügen des Ackerlandes im Herbst. Eine richtige Bodenbearbeitung, besonders aber eine zweckmäßige Gestaltung der Furchenfläche ist die erste Voraussetzung für die Sicherung der kommenden Ernte. Fehler, die hier gemacht werden, können durch eine noch so sorgfältige Bearbeitung und ausgesuchte Düngung, sei es in Form von Stalldung oder Handelsdünger, niemals mehr ausgemacht werden. Das Schälen des Ackerlandes ist längst beendet. Das geschälte Land muß wiederholt gezogt, ertirpiert oder mit dem Kultivator bearbeitet werden, damit das ausgeworfene Unkraut vernichtet wird. Bei der Anwendung dieser Geräte spielen natürlich Bodenart und Klima eine große Rolle. Soll im Herbst noch Wintergetreide angebaut werden, muß man unbedingt darauf achten, daß Weizen, besonders aber Roggen, einen gesackten Boden haben wollen. Die Aufsrache soll also zwei bis drei Wochen vor der Bestellung erfolgen. Ist dies aus besonderen Gründen, wie Mitterung oder Arbeitsverteilung, nicht möglich gewesen, muß vor oder nach der Saat die Walze folgen; dies sei aber nur ein Notbehelf. Beim Walzen nach der Saat muß unbedingt die Egge folgen, wodurch die feinen Haarröhrchen im Boden zerrissen werden; ein zu starkes Austrocknen der oberen Bodenschicht wird dadurch vermieden. Durch die Herbst-(Tief-)furche des Ackerlandes wird dasselbe gewendet und gelockert; die Luft, also der Sauerstoff, kann in dasselbe leichter eintreten, wodurch die organischen Stoffe, wie Wurzelrückstände, Stallung usw., besser verwesen können. Stallung darf nicht zu tief untergepflügt werden, damit er nicht mangels Luftzufuhr verfault. Gewisse Pflanzenabfälle, wie Kalk, Phosphorsäure und Kali, die

Unsere Nadelgehölze im Herbst und Winter. Nadelgehölze verdunsten auch im Winter sehr viel Feuchtigkeit. Steht ihnen diese nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung, so gehen sie ein. Man glaubt dann vielfach, sie sind erfroren; in Wirklichkeit sind sie jedoch vertrocknet. Es ist deshalb notwendig, die Nadelgehölze im Herbst tüchtig zu wässern. Man macht zu diesem Zweck um jede Pflanze große Gießränder und füllt diese am besten mit Torfschlauch wiederholt randvoll mit Wasser. Ein Abdecken der Gießränder mit Stallmist ist den Koniferen sehr dienlich, weil dadurch das Einfrieren des Bodens verhindert und gleichzeitig eine Düngung gegeben wird. Im übrigen aber ist zu reichliche Stickstoffdüngung nicht ratsam, denn Stickstoff begünstigt ein allzu Wachstum und fördert dadurch die Frostempfindlichkeit. Bei starkem Schneefall müssen die Nadelhölzer von der Schneelast befreit werden, um ein Brechen der Zweige zu verhindern. Man setzt zu diesem Zweck eine lange Stange bereit und schüttelt den Schnee von den Zweigen. M. L.

Die Bedeutung der Mineralstoffe bei der Ernährung unserer Haustiere. In den letzten Jahren konnte man besonders in der Herbstzeit die Beobachtung machen, daß ein großer Teil unserer Weidetiere, auch auf guten Weiden, sich in einem auffällig schlechten Futterzustand befanden. Mangelhafte Entwässerung des Bodens und einseitige Stimmenbung saurer Düngemittel mögen dazu beigetragen haben. Die Hauptursache war aber Mineralstoffmangel (Phosphorsäure), der sich im Futter, wie an die Tiere verabreicht wurde. Es entstand die die sogenannte „Knochenweiche" der Tiere. So trat z. B. vor einer Reihe von Jahren, besonders in Sachsen, die Knochenweiche sehr stark örtlich auf. Untersuchungen damals ergaben, daß das Raufsutter dieser Jahre zwar reichlich normale Kalkmengen, aber abnorm wenig Phosphorsäure enthielt. Wir wissen, daß Mangel an Phosphorsäure in der Nahrung noch viel größere Verluste an Knochenkalk mit sich bringt als Mangel an Kalk (Kalkhunger). Diese, an Menschen gemachten Erfahrungen, bestätigten sich auch beim Tier. Die Ansicht, die Knochenweiche durch Verabreichung von phosphorsaurem Kalk allein bekämpfen zu wollen, ist durchaus irrig. Aus kohlensaurem Kalk kann der Körper keine Knochenaufstanz bereiten, wenn ihm nicht Phosphorsäure in irgendeiner Form zur Verfügung steht. Wie kann der praktische Landwirt hier nun helfend eingreifen? Vorbeugen ist besser als heilen! Bei der Düngung von Ackerland, Wiesen und Weiden muß der Nährstoffversorgung des Bodens mit Kalk und Phosphorsäure entsprechend Rechnung getragen werden. Beispielsweise von phosphorsaurem Kalk oder präzipitiertem Knochenmehl kommt erst in zweiter Linie in Frage. In diesem Falle gebe man den Tieren je Tag und Kopf je nach Größe 10 bis 50 g Kalk in obengenannter Form. Gewarnt sei aber vor Präparaten mit hochklingenden Namen, deren Zusammensetzung zweifelhaft ist. — Der starke Durchfall der Rinder beim Verfüttern von Rübenblättern kann nicht allein von dem großen Gehalt dieses Futters an Oxalsäure, sondern vor allen Dingen von bestimmten Bakterienarten, die den Blättern anhaften. Ein Waschen der Blätter schafft Abhilfe; es empfiehlt sich fernerhin ein Beisutter von kohlensaurem Kalk und Stroh. Letzteres wird der Tiere gefressen werden. Die Farbe der Butter richtet sich nach der Aufnahme von Grünfutter. Ungünstig beeinflußt aber wird der Geschmack der Eier durch schlechte Aufbewahrung. Eier, die z. B. in schimmligen Nestern länger liegen, oder die in schlechtes Heu verpackt werden, bekommen nicht selten einen unangenehmen Beigeschmack. In den meisten Fällen hat es der Hühnerhalter selbst in der Hand, den Geschmack der Hühnereier mehr oder weniger zu beeinflussen. Vor allem spielt hier die Reinlichkeit eine große Rolle, und es ist Pflicht eines jeden, die Eier möglichst frisch zu verkaufen. Kl.

Anbau von Wintersalat. Schattig und geschützt gelegene Beete eignen sich für den Anbau von Wintersalat. Bis Ende September ist man den Salatsamen ins Freie aus und pflanzt ihn nach etwa einer Woche in Reihen, 12 × 15 cm entfernt, auf ein kräftig gedüngtes, gut vorbereitetes Beet aus. Da die Wintersonne ja nicht ungehindert Zutritt zu diesen Beeten hat, ist Auswinterungsgefahr gering. Bis zum Einsetzen des Frostes muß das Beet oft gelockert werden. Nordpol und Nanien sind gute Wintersalatsorten. W. L.

Sauerkraut. Große Köpfe von Weißkohl eignen sich am besten zur Bereitung des Sauerkrautes. Nachdem die äußeren Blätter entfernt sind, wird der Kohl mit einem Kohlhobel oder Messer fein geschnitten. Die Strunk und die dicken Rippen werden jedoch zurückgelassen. Man nimmt man auf 5 kg Kohl 50 g Salz und mischt den Kohl schon während des Schneidens gut damit durch. Ist alles fertig geschnitten, mengt man den Kohl noch einmal durch und stampft ihn alsdann in ein bereitstehendes, gut gesäubertes Holzfaßchen, dessen Boden mit großen Kohlblättern ausgelegt ist. Man gebe immer nur einen Teil Kohl hinein und stampfe diesen tüchtig fest, so daß er sich schon feucht anfühlt, dann erst wird eine neue Schicht darüber gegeben. Nach Belieben kann man Kümmelsamen, fein gehackte Äpfel, zerschnittene Äpfel mit einschichten. Zum Stampfen bedient man sich einer Holzkeule. Ist der Kohl gut eingestampft, gibt man obenauf einige dicken Kohlblätter, legt ein reines leinenes Tuch darüber, dann einen Holzdeckel, den man mit einem Stein beschwert. Gegen Fäulnis und Pilzbildung gibt man nicht zu kühlen Ort, damit die Gärung bald eintritt. Nach vier Wochen kann man schon von dem Kohl gebrauchen. Immer wird wieder das saubere, reinen Tuch herübergebeckt, dann der Deckel mit einem Stein beschwert. So hält sich der Kohl den ganzen Winter durch, nur muß man ihn jedesmal neu zudecken, beschweren und das Tuch öfter reinigen. Auch ein Sleintopf eignet sich gut als Gefäß für die Bereitung des Sauerkrautes, doch muß man beim Einstampfen vorsichtig verfahren. Anniel Salz verhindert die Gärung. Um dem gekochten Sauerkraut einen besonders feinen Geschmack zu geben, siehe man zum Schluß des Kochens ein Glas Weißwein zu, auch lasse man den Kohl nur kurze Zeit dämpfen. Gesel.

Zu dem Kapitel: Holzschieben durch Holzmilben. Alte Bretter oder sonstiges Schnittholzer, die vom Sägewerk aber zum Lagerlagerstoße in den Holzschuppen gebracht und dort gelagert werden, müssen vorher von allen Rinden und seinem Splint befreit werden. Die Rinden werden mit einem scharfen Schnitzmesser entfernt, ebenso auch das etwa mit Holzwürmern behaftete Splintholz; alle Rinden und wurmstichigen Holzabfälle sind sofort zu verbrennen. Nachdem die Rinde entfernt ist, wird das ganze Brett mit einer Stahldrahtbürste abgebürstet, und erst wenn alles ganz sauber ist, darf das Brett in den Schuppen gebracht und in diesen gelagert werden. Diese Vorsicht und eine derartige Behandlung der eingelagerten Schnittwälzer schützt vor großen Verlusten, welche sonst entstehen würden, wenn das vom Holzwurm oder sonstigen Holzschädlingen sowie krankheitserzeugenden Pilzen befallene Holz eingelagert wird. Es ist noch viel zu wenig bekannt, daß derjenige, der wurmbefallenes Holz verarbeitet, für alle durch den Holzwurm entstandenen und entstehenden Schäden haftbar ist. B.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn. ~ **Die hohe Auflage und weite Verbreitung** in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet vollste Inseratserfolge. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Lebensgefährtin

die Lust und Liebe zum Geschäft mit etwas Landwirtschaft hat. Damen, deren es auf ein gutes Heim ankommt, wollen ihre Bewerbung unter Nr. 1881 an „Der 7. Tag", Paderborn

Jung. Mann, kath., mit gutem Geschäft und 25000 RM bar, sucht die Bekanntschaft eines netten jungen Mädchens, nicht über 23 Jahre, welches auch über etwas Barvermögen verfügt, zwecks

Heirat

Zuschrift. m. Bild u. Nr. W. B. 8507 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Heiratswünsche

finden weiteste Verbreitung in kath. Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung

Der 7. Tag

Auflage 40000

Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Heirat

Kath. Fräul., 25 J., tücht. im Haush., m. guter Ausst. u. spät. Vermög. sucht die Bekanntsch. ein. best. Herrn, Geschäftsm. od. Beamter bevorz. Off. u. Nr. W. B. 1988 an „Der 7. Tag", Paderborn

Betten

Stahl-Matratzen Schlafsofas Kinderbetten Polst.-Federmatratz. Chaiselongues Kapok-, Roßhaar-, Seegras-, Wollmatratzen Daunendecken Steppdecken Kissen

Gut. kath. Fräul., 24 J., wünscht Bekanntschaft eines soliden, strebsamen Herrn kennen zu lernen, spätere

Heirat

nicht ausgeschlossen. Gute Aussteuer vorhanden. Ausführliche Zuschr. u. Nr. 1919 zu „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat

Junger, strebsamer solider Kaufmann, 25 Jahre, kath., m. eigenem Feinkost- u. Lebensmittelgesch., schuldenfrei, Wert 5000 RM, sucht die Bekanntschaft einer netten gebildeten tüchtigen Dame. Einheirat auch angenehm. Gefl. Zuschr. an „Der 7. Tag", Paderb. Nr. 1018

Heirat

Suche für meine Verwandte, verm. Landwirts. u. Geschäftstochter mit gut. Heirat, wünscht ord., fleiß. und strebs., kath. Herrn kennen zu lernen, spätere

Heirat

Reelle Zuschr. unt. Darlehn. d. Verhältn. erb. u. Nr. W. B. 1893 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat

Suche für Verwandte, Anf. 30er, Größe 1,75, blond, welcher es in Diasporastadt an kath. Herrenbekanntschaft fehlt, Lebensgefährten. Ersparnisse für Aussteuer vorhand. Off. (mit Bild) unt. „Glück im Winkel" an die Geschäftsstelle Rappeneder, Bielefeld, Klosterplatz. Diskretion Ehrens.

Herzenswunsch!

Für gebild. kath. vermög. Bäckr. Ehefrau, auch kinderlose Witwe, suche ich passenden Mann, wird von nahen Verwandten ohne deren Wissen geheiratet. Herr vornehmer Gesinnung, mögl. Beamter etc., als

Lebensgefährte

gesucht. Nur Herren, welchen an einem trauten Heim und aufrichtigen Lebenskameraden von tadelloser Vergangenheit gelegen ist, belieben sich zu meld. Vermittl. verbeten. Angegen Anbahng. der Eltern etc. erwünscht. Offert. unt. Nr. Gef. 1067 Westfäl. Volksblatt Paderborn

Jagd- und Sportwaffen

in bekannt ha. Qual. u. Schußleistung, sehr preisw. Reparat. Fernrohr-Montag, etc. prompt u. billig. Katalog „A" Sportwaffen oder „B" Jagdwaffen gratis. **Wilh. Mächler Söhne** Hannover-Ga 38 L. Werth.

SUBIN

Subin ist ein gutes Mittel für Schweine gegen Lahmheit, Steifheit, Knochenweiche und zur Anregung der Freßlust. Zu haben in **Apotheken und Drogerien**

Über 100000 Familien bejahen seit Jahren unsere billigen Schuhe

Kinderstiefel Gr. 27/30 **4.50**

Versand per Nachnahme

Verlangen Sie kostenlos den neuen reichhaltigen Spezial-Katalog. Garantie: Umtausch oder Geld zurück.

Deutsch-Amerik. Schuhgeschäft

München F. 59 Reisingstraße 11

Glocken Läuten in Ihrem Heim

wenn Sie sich für den sofortigen Kauf einer

Haus-Standuhr

entschließen. Gehäuse unserer eigenen Fabrikation, praktisch und elegant in Eichenholz, 1 Monat Ziehlänge, über 30 Muster, zu jedem Möbel in Farbe genau passend. Billigste **von M. 60.- an,** direkt vom Modelle Hersteller an Private. Glänzende Gutachten und Anerkennungen. Teilzahlung ohne Preisaufschlag. Wir liefern sofort jede Uhr aus unserem Mitteldeutschen Lager durch Lieferungen und lassen Sie ihnen durch unseren Monteur aufstellen. Schreiben Sie noch heute um ausführlichen Katalog an

Wahlher-Hausuhren Königsfeld 106 (Schwarzwald) oder den Generalvertreter Jacob Hahn Erfurt, Postschließfach 277

Herz-Jesu-Kirche in Gotenburg

Dringend bitte ich die Katholiken Deutschlands mir zu helfen zum Bau einer Herz-Jesu-Kirche in Gotenburg, der größten nordischen Hafenstadt. 1 WM als Baustein. Gott vergelt's allen Freunden der kath. Kirche im hohen Norden

Bischof Dr. Johannes Erik Müller von Stockholm. Postsch. Köln 86637.

Weihnachtskrippen

in jeder Ausführung u. Größe, auch Einzelteile empfiehlt

Kirchl. Kunstanstalt **Reichmann** Paderborn Leostraße 17 Tel. 3038

Rundfunkprogramme

vom 25. September bis 1. Oktober 1932

Langenberg

Gleichbleibende Wetterdienst-Vorfragesolge. 6.45: Wetterbesprechung. ● 7.00: Wetter. Zeit. ● 7.05: Konzert ● 10: Erste Meldungen. Zeit. Wasserstand. ● 12: Konzert außer Mo. ● 12.50: Wetter. Meldungen. Zeit (Mo. 13.20). ● 13: Konzert (Mo. 13.20). ● 14.30: Nachrichten aus Mo., Di u. So.) ● 15.30: Wirtschaftsberichte Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Nachrichten. ● 18.45: Wetter. Zeit. Wirtschaftsberichte. Sport (Di 19.00, ● 19.55: Meldungen ● 22.05: Meldungen. Sport (Mo Di 22.20 Fr. 22.15)

Sonntag, 25. September

7.00: Choral: Harre, meine Seele
7.03: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau
9.00: Morgenfeier. Menschen im Kampf.
10.15: Choral am Krankenbett
11.00: Dr. Dempf: Berühmte baurische Kunstkätten.
11.30: Leipzig: Bachkantate: Herr Christ, der ein'ge Gottes Sohn.
12.05: Hertrud Bäumer: Mädchen und Frauen in Ausbildung und Beruf.
12.25: Lebende Dichter Erste Mitterer: Gedichte.
12.40: Heinrich Lersten. Der Strunk
13.00: Mittagskonzert Leitung: Enlothi.
14.30: Dr. Reichmayr: Sternbilder im Oktober.
14.55: R. Weller: Alte Kölner Christmale.
15.20: Dr. Weffel: Die Markenmilch. Ihre Gewinnung und Preisgestaltung.
15.45: 6 Halm: Der späte Gast. Erzählung
16.10: Frankfurt: Besperkonzert 16.30: Nürnberg: Fußball-Länderspiel Deutschland—Schweden 2. Halbzeit.
18.00: Efen-N.: Gustav-Adolf-Gedenkfeier zum 100jährigen Bestehen des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung
18.45: Dr. Bartsbel: Handwerk und Kunstgewerbemuseum.
19.05: Die Welt auf der Schallplatte V: Pferdekamp: Lagerleuer in Mittagnaga
19.25: Stein-Brel. Brandt: Körperbau und Weiensart.
20.00: Fatme. Komische Oper nach Friedrich v. Klotow
21.35: Abendmusik des Funkorchesters.
22.10: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.
22.30: Nachtmusik und Tanz Leitung: Enlothi.

Montag, 26. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt Gemeinschaftsempfang für Arbeitsloie.
11.20: Schulfunk: Von der Sonnenuhr zum Navener Leitsechen.
12.15: Eröffnung der 12 Deutschkundlichen Woche des Deutschen Heimatbundes Lampa in Gemeinschaft mit der „Roone".
14.30: Schlachtviehmarktbericht
16.20: Jugendfunk: Rheinische Jungen besteigen die Zugspitze. — Jugendhunt: Rheinische Jungen bestiegen die Zugspitze. — Wie wir aus Bleiln formen können.
18.20: Marga Ruff: Vom Puppenspiel in der Familie.
19.00: Dr. Bartsbel: Die Naturschutzgebiete der Rheinprovinz und See der deutschen Landschaft.
19.30: Wirtschaft und Gesellschaft im Buch Dr. Müller: Krise und Konjunktur
20.00: Abendkonzert des Funkorchesters. Werke von Brahms. Saint-Saens. Rich. Strauß u. a. — Intermezzo: Das neue Gesicht in der Musik. Ruth Kehler (Lieder zur Laute). Verbindende Worte: B. H. Gehln.
22.45: München: Nachtmusik. Leitung: E. Kloß.

Dienstag, 27. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.30: Dr. Gbeing: Weltenprobleme des heutigen frembvrachlichen Unterrichts.
18.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
18.30: Volkrath Klepzig: Die Konkurrenzmöglichkeiten in der Kriie.
19.20: Ungebrudte Dichter. Unveröffe Dissenbacher Gedichte.
19.35: Rea-Mara-Duo: Spitzentänze.
19.55: Wetterbericht.
20.00: Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von F. v. Schiller. Wallensteins Lager. — Die Piccolomini.
22.40: Nachtmusik Leitung: Wolf.

Mittwoch, 28. September

8.05: Dr. med. Emilie Dünner: Hygiene des Alltags.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.05: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.10: Hamburg: Schulfunk: Ten kittle Klagerbous. Ein englisches Märchen.
11.20: Hauswirtschaftliches Schulfunk Zur und Moll.
18.15: Die Welt im Buch. H. G. Brächner: Erlebtes Leben.
18.35: Ernst Bertel Hellwig: Die Prüfung der Lichtspielvorführer.
18.15: L. Stemmendert: Unsere Pflichten gegenüber dem gefährdeten Volkstum im Ausland.
18.40: Die Reichspost hat das Wort.
19.00: Mailand: Robert-Koch-Feier.
20.00: Abendmusik. Leitung: Wolf. Werke von Mendelssohn. Schubert. Donizi. Wagner u. a.
21.00: Moraber Völker lachen Amerika. Szenen. Verse u. Prosa.

Donnerstag, 29. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Berlin: Schulfunk: 12000 Reichsbahnbde alle mit der gleichen Uhrzeit — Besuch auf der Reichsbahnstelle der Reichsbahn, aus der Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.15: Mensch und Welt Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kindertumen mit Musik.
11.25: Schulfunk: Wahltäter der Menschheit: Wilbertorce.
16.25: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.35: Prof. Dr. Eugersdorfer: Pädagogische Führer der Gegenwart.
18.20: Fremdsprache
19.00: Rabereien zur Zeit Dr. Mechtild Barthel-Krambühler: Neue Jugendliteratur
19.20: Aus der Frauenbewegung.
19.30: Dr. Dähritz: Die deutsche Konjunkturlage.
20.00: Liebe, Musik des Funkorchesters. Intermezzo: Des Knaben Wunderhorn Mann der Jugend Zu mir! Mann. Kantate von Hubert Mengelbier. Einführung: W. H. Gehln
22.25: Nachtmusik und Tanz Leitung: Enlothi.

Freitag, 30. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.15: Schulfunk: Englisch
16.20: Jugendfunk: Besuch der Goldminen und Diamantenfelder in Südafrika
18.20: Englisch
19.00: Dr. Bay: Die chemische Reinigungsindustrie in Rheinland und Westfalen
19.20: Vom Tage.
19.30: Landwirtschaftsdirektor Cremer: Die Pflicht zur Berufswetteiferung
20.00: Wallensteins Tod. Ein dramatisches Gedicht von F. v. Schiller. Wallensteins Tod.
22.30: Walhington: R. G. Seil: Worüber man in Amerika spricht
22.45: Nachtmusik Leitung: Wolf.

Samstag, 1. Oktober

9.00: Wir besuchen die Düsseldorfer Kurse für erwerbslose Jugendliche.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.00: Krefeld: Kundgebung anläßlich der Jahrestagung der Vereinigten Landsmannschaften Eupen-Malmedy-Monschau.
16.20: W. Ide: Das hessisch-waldeckische Heraland.
16.40: Englisch
18.20: Sepp Schlüter: Wie stelle ich mein Puppentheater aus?
19.00: Unio.-Prof. Brandt: Körperbau und Beruf
19.20: Kunststile für alle
19.30: A. Schatzist-Bergbolz: Veranstaltungen und Hagiene in Gewerbe und Industrie.
20.00: Musikalisches Durcheinander.
22.20: Nachtmusik Leitung: Wolf.
0.30: Meister des Jazz.

Deutsche Welle

Deutsche Welle. Gleichbleibende Wetterdienst-Vorfragesolge: 5.45: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6: Gymnastik ● 8.15: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert. ● 10: Neueste Nachrichten. ● 12: Wetter für den Landdienst — anschl.: Konzert — Wiederholung des Wetterberichts ● 12.55: Kanarer Zeit. ● 13.35: Nachrichten ● 14: Konzert ● 15.30: Wetter. Börse ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft

Deutsche Welle: Sonntag, 25. September

6.00: Funkgymnastik
6.20: Hamburger Hatentonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt
Anschl. Wochenrückblick auf die Marktlage
8.20: Dipl.-Landwirte Deichmann u. Trischer: Bericht des Wirtschaftsberaters auf einem Bauernhof
9.25: Gedächtnisfeier für Job Schulze (geb. 25. 9. 51).
Anschl. Glockenaeläut des Berliner Doms
10.00: Stettin: 1. Bu. Kirchentag für Pommern.
11.30: Leipzig: Bachkantate: Herr Christ, der ein'ge Gottes Sohn
12.10: Breslau: Mittagskonzert der Städt. Philharmonie.
14.00: Chelsea: Dr. med. Goeritz: Mind und Art
14.30: Kinderchor Rust.: Kinderchor des Berliner Volkschores.
15.00: Josef Haydn konzertiert eine Sinfonie für Kinder Rust.: Margarete Roabe u. H. Grüger
15.30: Ditomar Enking liest aus eigenen Schriften
16.00: Unterhaltungskonzert — als Einlage: Ausschnitt aus den Europameisterschaften für Tennislehrer — Sportliche Ueberraschung aus dem Reich
18.15: Dr. Max Hermann-Neiße: Das Barockteatterers Einführung: Dr. Fischer. Käthe Welzel, Käthe Grundmann.
18.45: Sarasate: Dr. Caselle. Maria Menoni
19.15: Aus dem Berliner Zoo: Die Hirsche schreien
19.45: Sportnachrichten
20.00: Hochschulkonzert des Berliner Philharm Orchesters.
ca. 21.00: Tages- und Sportnachrichten.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Felix Lehmann.

Deutsche Welle: Montag, 26. September

9.30: E. Müller-Boehner: Auswandern — aber wie?
10.10: Schulfunk: Eine Fahrt ins Märchenland
12.05: Schulfunk: Englisch für Fortgeschrittene
15.00: Musikstunde für Kinder
15.45: Lulle Reich: Praktische Winke für die neue Mode.
16.00: Lieber Rilana: Die Junglehrerschaft in der Vorbildung.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: U. Weismantel: Geist als Sprache.
18.00: Prof. Max Zoller: Suite für Klavier a. d. Oper: Die Bürschaft, von Kurt Weill (Uraufführung).
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene
19.00: Stunde des Landwirts
19.20: Dr. Pechel: Wegweiser durch die Zeit.
19.35: Dr. Bürre: Vorschau auf das Oktober-Programm.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Danzig: Rundgebung für den deutschen Heimatgedanken, anläßlich der 12. Deutschkundlichen Woche
21.00: Tages- und Sportnachrichten
21.10: Breslau: Konzert der Schlesischen Philharmonie.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Köln: Nachtmusik und Tanz

Deutsche Welle: Dienstag, 27. September

10.10: Breslau: Schulfunk: Hochwasserschutz und Hochwasserschutz.
12.05: Schulfunk: Fremdsprache für Fortgeschrittene.
15.00: Lieder erzählen Geschichten für Kinder.
15.45: Künstlerische Handarbeiten: Häkelarbeiten.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: Dr. Schultze-Naelzer: Volk und Gottlollakeit im Gesicht der Zeit: Romanische Länder.
18.00: W. Bierermann: Musikalische Hörübungen.
18.30: Volkrath Klepzig: Die Konkurrenzmöglichkeiten in der Krise.
19.00: Prof. Schünemann: Das Werden des amerikanischen Volkes.
19.30: R. Hoerle. R. Wilhel: Reform des Theaters.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Köln: Wallenstein, von Friedrich v. Schiller.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Hamburg: Solistenkonzert.

Deutsche Welle: Mittwoch, 28. September

9.00: Schulfunk: Aus dem Lockheimer Liederbuch.
9.30: H. Lotten: Die Entwanzelten vom Himmelskamp.
10.10: Schulfunk: Die Besiedlung des Mondes.
15.00: A. Holz: Abis-Ababa, die neue Blume.
15.45: Elisabeth Boehm: Landfrau und Deutsche Woche.
16.00: Pädagogischer Funk.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Meier Rhode: Die natürlichen Machtmittel unseres Vaterlandes.
18.00: Dr. London: Himmmilit von der Schaubude bis zum Tonfilm mit Emil Jannings.
18.30: Müller-Loebnitz: Der Weltkrieg August-September 1914.
19.00: Robert-Koch-Feier.
19.30: Ein Maskenball. Oper von Verdi — Während einer Pause: Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Fritz Lehmann.

Deutsche Welle: Donnerstag, 29. September

9.30: E. Müller-Boehner: Auswandern — aber wie?
10.10: Schulfunk: Eine Fahrt ins Märchenland
12.05: Schulfunk: Englisch für Fortgeschrittene
15.00: Musikstunde für Kinder
15.45: Lulle Reich: Praktische Winke für die neue Mode.
16.00: Lieber Rilana: Die Junglehrerschaft in der Vorbildung.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: U. Weismantel: Geist als Sprache.
18.00: Prof. Max Zoller: Suite für Klavier a. d. Oper: Die Bürschaft, von Kurt Weill (Uraufführung).
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene
19.00: Stunde des Landwirts
19.20: Dr. Pechel: Wegweiser durch die Zeit.
19.35: Dr. Bürre: Vorschau auf das Oktober-Programm.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Danzig: Rundgebung für den deutschen Heimatgedanken, anläßlich der 12. Deutschkundlichen Woche
21.00: Tages- und Sportnachrichten
21.10: Breslau: Konzert der Schlesischen Philharmonie.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Köln: Nachtmusik und Tanz

Deutsche Welle: Freitag, 30. September

10.10: Schulfunk: Die Hirsche schreien aus dem Berliner Zoo).
15.00: Jungendschenfunder: Franz Schubert
15.40: Jugendstunde: Praktisches Naturk.rleben.
16.00: Pädagogischer Funk
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Major Rhode: Die natürlichen Machtmittel unseres Vaterlandes
18.00: Oberst.-Rat Dr. Becker: Warum Kurzschrift für Jedermann?
18.30: M. Müller-Jabusch: Weltpolitische Stunde.
19.00: Militärpolitischer Vortrag für Aerzte.
19.20: Dr. Schuemann: Die Schuffabrikage.
19.40: Zeitdienst
20.00: Köln: Wallensteins Tod von Friedrich v. Schiller.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Waldmaton: R. G. Seil: Worüber man in Amerika spricht.
Anschl. Abendunterhaltung der Adlerdorfer Bergkapelle.

Inserate im „7. Tag" sind von ausgezeichneter Wirkung!

Frankfurt

Zwischenfender: Kassel (319)

Gleichbleibende Wetterdienst-Vorfragesolge. 6: Wetter. Gymnastik. ● 6.50: Gymnastik ● 7: Wetter. Nachrichten. — anschl.: Konzert. ● 8: Wasserstand ● 11.45: Zeit. Programm. Wirtschaftsmeldungen. Wetter ● 12: Konzert (außer Mo.) ● 13.15: Nachrichten. Wetter. ● 13.30: Konzert ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert (Sa. 14.40) ● 15: Gutenberg Wetterbericht (Sa. 15.20). ● 15.10: Zeit. Wirtschaftsmeldungen Sa 15.25) ● 16.50. 18.15: Wirtschaftsmeldungen. ● 19.15 Mo. Di 19.20 Mi 18.50): Zeit. Programm. Wetter. Wirtschaftsmeldungen

Sonntag, 25. September

6.15: Hamburger Hafenkonzert
8.00: Morgenfeier der Freireligiösen Gemeinde Frankfurt a. M.
9.00: Neunkirchen-Saar: Festgottesdienst zum 50jährigen Bestehen des Evang. Kirchendores Neunkirchen-Saar.
10.30: Einführungsvortrag zu Richard Wagners: Tristan und Isolde. Von H.

Eine Seite Kurzweil

Vermieterinnen

Sächsische Studie

„Was 'ch Sie schon immer habbe fraachen wolln, Frau Mäglichen, wo griecht denne bloß Ihr meebliertes Freilein egal die Briefe här mit dän Marken aus dr Dschechoschlowagei? Die hat wohl äwas mit ä Ausländer — heh?"

„Ja, meine gude Schnärblichen, dadrum gimmere ich mich nu awer wärklich nich. Mir isses de Hauptsache, daß eene ihre Miete pünktlich berabbt, und alles andre is ihre Briefschtsache."

„Ei, das is awer gar nich hibsch von Sie, Mäglichen. Wie gann mer denn bloß so wenich Ahndeilnahme an dn Leiten hamm! Da bin 'ch nu aus ganz andern Holze. Das macht bei mir ähnd de Midderischeet, die de Sie fählt. Jaja, gloomses nur und finse nich glei beleidicht! Sähnse, ich habbes jederzeit gewußt von mein Miedern, mit was fier ä Bubbchen se grade goreschbondieren dun. Das is doch grade ärscht dr Reiz von dr ganzen Vermieterei, wemmer so die Liewesromäne miterläm därf."

„Nu, ich gloobe gar, Frau Schnärblichen, Sie hamm aus Ihrn Miedern immer alles glatt rausgefraacht."

„Ei nadierlich, soviel Indrässe muß mer uffbring, wemmer nich gald un gefiehllos wärden will. Das heeßt, alle warnse ja ooch nich dankbar drfier, daß 'ch so ä midderlichen Garakter habbe. Im Geechendeel, alde dichtche verstochte Ludersch hat 'ch mitunter bei mir wohn, aus dän war nischt rauszugriechen. Na, und da bin 'ch ähmd dann aus Notwähr zur Sälbschthilfe vorgegang."

„Wa, zur Sälbschthilfe? Nu, wie hammse denne das gemacht?"

„Hähä, Sie gleenes harmloses Schibbchen! Wie mer bloß so naiv fraachen gann! Ich meene, wär so wenich Anschtand hatte und mich nich freiwillich in seine Bost neingucken ließ, bei dän habbch mir mit Wasserdampf geholfen."

„Nu, das habbch jetzt ärscht rächt nicht gabbiert!"

„Also scheen, da will 'ch Ihn' uffglärn, Mäglichen. Sähnse, wemmer ä Briefchen iber ä gochenden Wasserdobb hält, da leesen sich doch de Gudderglaaben von ganz alleene uff un se wärn gee bischchen labbiert, wie das is, wemmer mit änner Nadel dramrumgebobelt hat. Nu gann mer dn ganzen Liewes-Schlamassel in Ruhe läsen, um hernachens babbt mer mit ä bäbbchen Leim de Schose rächt sichcland wieder zusamm. Awer vorsichtch, nich zuviel nähm un geene Ränder lassen! Dann merkt gee Schwein, daß schon ämal eener neingeguckt hat."

„Das haut een hin, Schnärblichen. Sie sin ja ä dodal raffinierter Geschöpf!"

„Ei ja, das will 'ch meen! Genau dasselbe Gomblimänt ham mir schon viele gemacht!"

„Nu wollte ich Sie awer ooch was fraachen, Frau Schnärblich. Warum hammse eechentlich Ihrn gleen Mongdär geginbicht fiern Verschten?"

„Hm, das is ja sozusaachen änne Gewissensfraache! Awer weil mer nu grade 'owiefo bei dämm Manne mitn Briefen sin: Där Riebel war noch ä bäbbchen raffinierter als ich."

„Das is doch iberhaupt nich meechlich!"

„Doch, doch, Mäglichen, där war mir iber. Denn bläßlich eenes Daaches meentee so rächt hinterlisch zu mir: „Also meine hochverährte Frau Schnärblich, Se hamm doch sicher nischt drgeechen, wenn mir mei Lieschen aus Bodschabbel von jetz an bloß noch bostlachernd schreim dut." Das is doch gradezu änne Beleidchung fier unsereen — ni wahr? Na, und da habbch ähmd gorzen Prozäß mit so ä Gäel gemacht un habbn erglärt, daß 'ch dn Algofen vom nächsten Monade ab sälwer brauche."

Lene Voigt.

Galgenfrist

„Geß schon 'rein, Kriemhilde! Ich will nur eben die Zigarette aufrauchen!"

Das neue Mädchen

Frau: . . . Und was nun Ihre Ausgehabende anbetrifft, Marx, so komme ich Ihnen gern auf halbem Wege entgegen."

Mädchen: „Das ist nicht notwendig, gnädige Frau! Mein Freund bringt mich nachts immer bis vor die Tür."

(Pearson's Weekly.)

Berliner Strafewitz

Auf dem Potsdamer Platz in Berlin steht ein Schupo und kratzt sich am Halse. Ein neben ihm stehender Schusterjunge hat das beobachtet und sagt zu ihm: Sie, det war 'n Floh! Den müssen se verhaften wegen Beamtenbestechung."

(Flieg. Bl.)

„Das hat gar keinen Zweck, daß Sie über den Rühler eine Decke tun: das sieht doch jeder, daß das ein ganz altes Modell ist!"

Verhör in Ostpreußen

In der ostpreußischen Stadt Elbing war der marmornen Venus von Milo die Nase durch Steinwürfe zweier betrunkener Arbeiter abgeschlagen worden. Die beiden Uebeltäter wurden vor Gericht zitiert.

„Gehen Sie zu", sagte der Richter, „der Venus von Milo die Nase abgeschlagen zu haben?" Beiderseitiges höchst erstauntes Schweigen.

Dann: „Nee, Herr Rat!"

Der Rat kennt seine Pappenheimer und unterhält sich mit seinen Klienten in der Heimatsprache.

„Segat, ihr Open (Affen), hefft ihr dem Püppke do die Nees affgeschlage?"

Und ein begeistertes „Jau!" ist die Antwort.

Sie werden selber lachen

Auf den Bahnsteig kommt ein Herr in rasender Eile gelaufen und ruft: „Meyer, Meyer!"

Aus dem Zug, der schon in Bewegung ist, beugt sich ein Herr und ruft: „Hier!" — Worauf ihm der erste eine fürchterliche Ohrfeige appliziert.

Meyer lacht fürchterlich.

„Warum lachen Sie, wenn Sie eine Ohrfeige bekommen?" fragt ihn ein mitfahrender Bekannter.

„Sie werden selber lachen", sagt Meyer, „ich bin gar nicht der Meyer, den er meint."

Wahrsagerin

„Ihr Bräutigam betrügt Sie mit einer blonden Dame!"

„Aber ich habe ja gar keinen Bräutigam!"

„Na, sehen Sie — daran ist eben die blonde Dame schuld!"

Das Geburtstagsgeschenk

„Was ist denn das? Ein Barometer? Ach, wie reizend! Und wo muß man drehen, wenn das Wetter schön werden soll?" (Tit-Bits.)

„Man sollte die Wasserkräfte besser ausnützen." — „Tut meine Frau schon lange." — „Inwiefern?" — „Wenn sie etwas haben will, weint sie, bis sie es hat." (Nebelspalter.)

„Haben Sie schon gewußt, daß die Armbanduhr von einem Schotten erfunden ist?"

„Wieso denn?"

„Weil ein Schotte nicht gern in seine Tasche greift!"

Der gute Tip

(Nachdruck verboten.)

Die Aufklärung von Verbrechen hat die Kriminalpolizei in sehr vielen Fällen einem guten Tip zu verdanken. Einen solchen erhielt auch Kriminalkommissar Spürmann durch den hier abgebildeten Brief:

Der Brief war allerdings nicht so bellert, als Spürmann ihn erhielt. Aber der Kommissar hatte gerade den an ihn gerichteten Umschlag geöffnet, als er zu einer dringenden Konferenz abberufen wurde. Er legte den Brief beiseite und deckte ihn mit einem Aktenstück zu. Als er später zurückkehrte, machte er die unangenehme Entdeckung, daß er mit dem Aktenstück das Tintenfaß umgeworfen und sich dessen Inhalt über den Brief ergossen hatte. Und gerade die wichtigsten Stellen waren unleserlich geworden. Die Zeit der Zusammenkunft, der Ort und das Erkennungszeichen waren verwischt.

Trotzdem klappte alles.

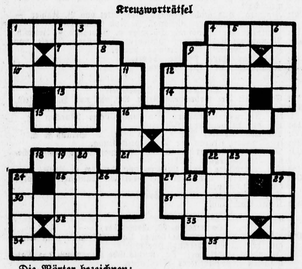
Wie stellte dieser der Kommissar an?

Wo und wann traf er sich mit dem Briefschreiber?

Wie war dessen Erkennungszeichen?

Wie lautete der Brief?

Kreuzworträtsel

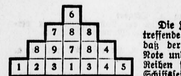


Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Ruhelager. 4. Brasilianischer Staat. 7. Soviel wie selten. 9. Hilferuf der Schiffe in Seenot. 10. Trichterförmige Oeffnung von Vulkanen. 12. Stadt in USA. 13. Blutgefäß. 14. Weibl. Vorname. 15. Japanische Münze. 16. Alkoholisches Getränk. 17. Metall. 18. Kurort in Hessen-Nassau. 21. Hauseingang. 22. Klostervorstand. 25. Voranschlag. 27. Altes Längenmaß. 30. Britisch-indischer Vasallenstaat. 31. Stadt in der Lüneburger Heide. 32. Englisches Bier. 33. Gewässer. 34. Fluß in Sibirien. 35. Fluß zur Nordsee.

Senkrecht: 1. Hafenstadt am Kaspischen Meer. 2. Fluß zur Ostsee. 3. Geschehnisse. 4. Lustspiel. 5. Herbstblume. 6. Fluß in Italien. 8. Nordlandtier. 9. Sonnenu. Bootsrennen. 12. Stadt in Britisch-Ind. 19. Kurort in Neu-Italien. 20. Teil des Priestergewandes. 22. Mit Bäumen bestandener Weg. 23. Frucht des Beteilstrauches. 24. Bruder Kains. 26. Abschiedsgruß. 28. Schicksal. 29. Koranabschnitt.

Zahlenrätsel.



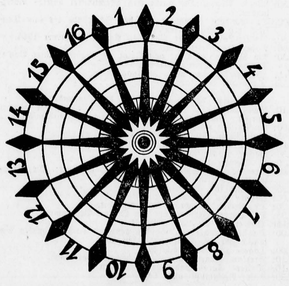
Die Zahlen sind so durch betreffende Buchstaben zu ersetzen, daß der oberste Buchstabe eine Note und die drei waagerechten Reihen folgendes bezeichnen: 1. Schiffsseite, 2. Nachtvogel, 3. eine Landschaft in Holland. Die senkrechte Mittelreihe ergibt eine Farbe.

Buchstabenergänzung.

Es sollen 7 Wortpaare gesucht werden, bei denen man das zweite Wort durch Einfügung eines Buchstabens in die Mitte des ersten Wortes erhält. Z. B.: Zehe und Zeche. Die eingesetzten Buchstaben nennen einen Komponisten. Die Wörter bezeichnen:

1. Vögel und eine Stadt in Sachsen.
2. Nahrungsmittel und ein Gefäß.
3. Eine Stadt in Oesterreich und eine Stadt in Tirol.
4. Geographische Bezeichnung und ein Maß.
5. Eine Stadt in der Schweiz und Landstrich in Frankreich.
6. Fluß in Norwegen und Stadt in Reuß.
7. Stadt in Lippe und Stadt in Mecklenburg-Schwerin.

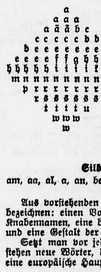
Neuartiges Füllrätsel.



In obige Figur sind folgende Buchstaben: 3 a, 1 b, 3 ch, 5 d, 13 e, 1 h, 10 i, 6 l, 4 m, 4 n, 2 o, 3 r, 3 s, 3 t, 1 w derart einzutragen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Teil einer Petroleumlampe, 2. Männername, 3. Küchengerät, 4. Verbrechen, 5. altes Längenmaß, 6. Nebenfluß der Saar, 7. Keim, 8. Muster (ch statt sch), 9. Männername, 10. Nebenfluß des Rheins, 11. Luftbewegung, 12. Teil des Auges, 13. Gedichtform, 14. Verschlagenheit, 15. Schwimmvogel, 16. Mädchenname (ch = 1 Buchstabe).

Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben derselben hintereinander, die dritten Buchstaben rückwärts gelesen einen Sinnspruch.

Diamanträtsel.



Die Buchstaben der nebenstehenden Figur sind derartig zu ordnen, daß die senkrechte und waagerechte Mittellinie ein Wort von Shakespeare nennen. Die erste und letzte Reihe besteht aus je einem Buchstaben. Die anderen Reihen bezeichnen, aber in anderer Folge: 1. Himmelskörper, 2. Wild, 3. Schmuggler, 4. nützliches Haustier, 5. feierliche Versicherung, 6. Stadt, 7. Verwandte, 8. Beruf, 9. Gewebe, 10. Raubvogel.

Silbenrätsel und Akrostichon.

am, aa, al, a, an, berg, ber, e, he, le, le, mei, mur, ring, pen, wald, se.

Aus vorstehenden 17 Silben bilde man 8 Wörter. Dieselben bezeichnen: einen Vogel, Fische, einen Fluß in Asien, einen Knabennamen, eine bayerische Stadt, ein Gebirge, einen Fisch und eine Gestalt der Sage.

Setzt man vor jedes der Wörter einen Buchstaben, so entstehen neue Wörter, deren Anfangsbuchstaben, richtig geordnet, eine europäische Hauptstadt nennen.

Auflösungen aus Nummer 25

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Kuban. 5. Harem. 8. Adana. 9. Soden. 11. Basel. 12. Ale. 13. Ala. 15. Kino. 17. Ananas. 20. Dumas. 22. Somara. 24. Trab. 27. Ale. 29. Ara. 30. Lenin. 31. Veter. 33. Irene. 34 Minna. 35. Ranka. — Senkrecht: 1. Kaskak. 2. Baden. 3. Abe. 4. Nana. 5. Habana. 6. Nasen. 7. Milos. 10. Olivia. 14. Lamas. 16. Oda. 18. Ait. 19. Avare. 21. Urania. 22. Salem. 23. Manon. 25. Naien. 26. Barbe. 28. Eber. 32. Ena.

Lösung des Rösselsprungs:

Lösung des Bilderrätsels: Verleumden ist morden.

Lösung des Ergänzungsrätsel: Die Silbe Ha — (Habe, Hafen, Hafer, Hader, Hagel, Namen, Hager, Hase, Haken, Hanau.)

Lösung des Rösselsprungs:

Ein neues Leben ist mir aufgegangen,
Weil ich in dir die treue Freundin fand,
Die mach' Geheimnis sanft und still empfangen,
Die meine Liebe, meinen Schmerz verstand,
Mich trennen nun der fernen Berge Säume
Von einer Zeit, die rosig vor mir lag:
Als Abendstern erhellst du meine Träume,
Als Morgenstern verklärst du meinen Tag.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn